

Die Bitternis der Ewigkeit

„Es ist nicht wenig Zeit, die wir haben, sondern es ist viel Zeit, die wir nicht nutzen.“

(Lucius Annaeus Seneca, De Brevitate Vitae - Von der Kürze des Lebens 1, 3)

„Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, dass die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte.“

(Johann Wolfgang von Goethe, Dichtung und Wahrheit)

Prolog

Der Mann stand hinter der alten Eiche und schaute auf das kleine Dorf. Dabei war er sehr darauf bedacht, nicht entdeckt zu werden. Es gab zwar keinen Grund, besonders vorsichtig zu sein, da offenbar alle Dorfbewohner mit spätsommerlichen Arbeiten beschäftigt waren, aber man konnte ja nie wissen.

Es war warm und die ganze Szene strahlte eine geschäftige Zufriedenheit aus. Das sanfte Nachmittagslicht sickerte durch die dicht stehenden Bäume auf die Lichtung im Wald, die in einer kleinen Senke lag und in deren Mitte die wenigen Hütten standen. Alles war so, wie man ihm beschrieben hatte. Von seiner Position aus am linken Rand der Lichtung konnte der Mann einen kleinen Bach erkennen, der sich träge plätschernd durch das sanft gewellte Gelände schlängelte. Das schräg einfallende Licht wurde vom Wasser als kleine Lichtsprenkel

zurückgeworfen und ließ die tief hängenden Blätter irgendwie lebendig erscheinen.

Der Mann schätzte, dass das Dorf höchstens 50 oder 60 Menschen beherbergte. Nachdem er sich einen groben Überblick verschafft hatte, nahm er das um seinen Hals baumelnde Fernglas und sah genauer hin.

Die Männer, Frauen und Kinder, die sich vor den Hütten aufhielten, sahen gesund und gut genährt aus. Nichts wies auf Krankheiten hin. Bekleidet waren sie mit grob gewebten, einfachen und offenbar selbst hergestellten Sachen. Am Bach wuschen ein paar Frauen Wäsche und lachten dabei viel. Die wenigen Felder, die er in der Nähe des Dorfes gesehen hatte, waren abgeerntet und die Menschen waren damit beschäftigt, alles für den Winter einzulagern und haltbar zu machen. Dabei kamen die verschiedensten, teilweise archaisch anmutenden Werkzeuge zum Einsatz. Die Bewohner mussten wissen, wie man Metall bearbeitete, denn die Werkzeuge waren alle in tadellosem Zustand.

Nichts deutete darauf hin, dass sich jemand um die Sicherheit des Dorfes sorgte. Es gab keine Wachen und Waffen konnte der Mann auch nicht entdecken. Alle waren mit ihren Arbeiten beschäftigt und dabei bester Laune. Der Mann machte sich ein paar Notizen in einem kleinen Buch, das er aus einer der vielen Taschen seiner Weste hervorgeholt hatte.

Nachdem der Mann genug gesehen hatte, zog er sich vorsichtig wieder in den dichten Wald zurück und verschmolz in der anbrechenden Dämmerung schon nach wenigen Schritten mit seiner Umgebung.

Kapitel 1

Sieben Jahre später...

Der Mann stand wieder hinter der alten Eiche und schaute auf das kleine Dorf. Seit seinem letzten Besuch vor einigen Jahren schien sich nicht viel verändert zu haben. Er holte sein abgewetztes Notizbuch aus der Tasche und las in seinen alten Aufzeichnungen nach. Die Zahl der Bewohner schien gleich geblieben oder nur geringfügig gestiegen zu sein. Auch am guten Zustand des Dorfes hatte sich nichts geändert. Den Menschen hier ging es gut, daran bestand kein Zweifel. Und die Aura der Zufriedenheit, die über der Lichtung zu schweben schien, zeugte davon, dass die Menschen das auch so empfanden.

Der Mann nahm sein Fernglas und schaute in Richtung des Bachs zu seiner Linken, wo ein paar junge Frauen mit Wäsche waschen beschäftigt waren. Dabei schien das Waschen eher ein Vorwand zu sein, um sich gegenseitig zu necken und nass zu spritzen. Der Lärm und das Gelächter der Mädchen drangen bis zu ihm. Die beinahe kindliche Unbekümmertheit war ansteckend und unwillkürlich musste er lächeln. Es war ein warmer Spätsommertag, die Luft war angenehm, nicht zu schwül, wie es manchmal zu dieser Jahreszeit sein konnte. Vogelgezwitscher kam aus den Bäumen, unter denen er stand und er fühlte sich in eine längst vergangene Welt zurück versetzt. Dann schüttelte er den Kopf und versuchte, in die Gegenwart zurück zu kommen. Durch das Fernglas bemerkte er, dass die Gruppe der jungen Frauen am Bach beinahe nackt war. Sie trugen alle nur einen kurzen Rock, beinahe nur einen Lendenschurz, ansonsten waren sie unbedeckt. Er blickte auf die jungen, festen Brüste, die im Spiel auf und ab hüpfen. Durch das Glas konnte er das Glitzern von Wassertropfen auf der Haut der Frauen erahnen. Das durch die hohen Bäume gefilterte Sonnenlicht beleuchtete die Szene fast unwirklich weich und ließ die jungen Frauen womöglich noch schöner erscheinen.

als sie ohnehin sein mussten. Falls das überhaupt möglich war. Trotz Fernglas konnte er das von seinem jetzigen Standort aus nicht sagen. Plötzlich hatte er das unbezähmbare Verlangen, näher heran zu gehen. Einen kurzen Moment lang kam er sich wie ein Spanner vor, dann siegten seine Instinkte. Viel zu lange war es her, dass er eine Frau so zu sehen bekommen hatte. Oder überhaupt zu sehen, was das betraf. Er fühlte sich einsamer, als er in den letzten Jahren zugelassen hatte.

Der Mann zog sich in den Schatten des Waldes zurück, schlug einen weiten Bogen, um sich dann unbemerkt dem Bach zu nähern. Deckung gab es hier genug, denn unter den Bäumen wuchs dichtes Unterholz und das Licht war unten am Boden nur noch ein Schatten seiner selbst. Er arbeitete sich langsam in Richtung des Bachlaufs vor, immer darauf bedacht, keine Geräusche zu machen. Dabei war das ziemlich überflüssig, denn die Frauen machten einen Lärm, der alles andere mühelos überdeckte. So kam er unerkannt fast bis zum Ufer und suchte sich dort ein Versteck, von dem aus er einen ungestörten Blick auf die immer noch spielenden Mädchen hatte.

Fünf junge Frauen alberten ihm fast direkt vor der Nase herum, indem sie sich gegenseitig nass spritzten. Die Wäsche lag unbeachtet am Ufer. Einen kurzen Moment lang kam er sich schäbig vor, dann siegte wieder seine Neugier. Eines der Mädchen fiel ihm besonders ins Auge. Es mochte vielleicht 16 oder 17 Jahre alt sein, hatte langes, dunkles Haar, das zu einem Zopf zusammen geflochten war und ebenmäßige, von der Sonne tief gebräunte Gesichtszüge. Ihre dunklen Augen blickten wach und intelligent, gleichzeitig aber offen und unschuldig. Der Mann schüttelte den Kopf und fragte sich müßig, wie er das in dieser Situation beurteilen konnte. Aber wie auch immer, dieses Mädchen hatte eine natürliche Ausstrahlung, die ihn tief im Innersten berührte. Einen kurzen Moment lang hatte er Tränen in den Augen, so dass er alles nur noch verschwommen sehen konnte. Dann war der Anflug von Sentimentalität wieder vorüber. Unbewusst hatte er währenddessen den Kopf weiter aus seiner Deckung hervor

geschoben, als er vorgehabt hatte. Während er die Tränen wegblinzelte, sah er, wie das Mädchen genau in seine Richtung schaute. Er war sich fast sicher, dass sie ihn gesehen haben musste, aber es war ihr keine Reaktion anzumerken. Seine Entdeckung hätte unabsehbare Folgen für das Dorf und verstieß gegen die strikte Direktive, jeden Kontakt zu vermeiden. Er schämte sich seiner Neugier, während er sich tief in sein Versteck zurückzog. Jetzt den Rückzug anzutreten traute er sich nicht und so blieb er, wo er war. Nach einiger Zeit klang das Lachen der Frauen ab und wurde durch das Klatschen von Wäsche auf Steine ersetzt.

Der Mann fasste sich und schaute vorsichtig wieder in Richtung Bach. Dort waren die fünf Frauen jetzt mit dem Waschen ihrer Wäsche beschäftigt. Nichts deutete darauf hin, dass sie etwas Ungewöhnliches gesehen hätten. Hilfe hatten sie auch nicht geholt, denn im Dorf war ebenfalls alles wie immer. Nach wie vor faszinierte ihn der Anblick der hübschen jungen Körper mit den hüpfenden Brüsten (ihm kamen andere Bezeichnungen aus längst vergangenen Zeiten in den Sinn, die er aber schnell wieder verdrängte). Und so blieb er, wo er war. Teils aus Angst vor Entdeckung, teils, weil er von dem Anblick nicht los kam. In einem Anflug ehrlicher Selbstkritik gestand er sich ein, dass letzteres wohl den größeren Anteil an seiner Entscheidung hatte.

Als seine Anspannung nachließ, ließ ihn die warme Sonne gemeinsam mit den monotonen Waschgeräuschen der Frauen in einen Wachraum gleiten. Er träumte von früher, als alles noch anders war. Und davon, wie es so weit hatte kommen können.

Als er in die Gegenwart zurückkehrte, hatte sich etwas geändert. Er brauchte einen Moment um zu erkennen, was es war. Die Geräusche der Frauen waren verschwunden. Wie lange war er denn weggetreten? Das Licht war noch so wie vor seinem Tagtraum. Aber hier im Wald ließ sich das nie so genau sagen. Er schaute vorsichtig aus seinem Versteck auf den Bach. Die Frauen waren weg. Und mit ihnen die

Wäsche. Offenbar waren sie mit ihrer Arbeit fertig. Ein Anflug von Enttäuschung machte sich in ihm breit.

Hinter ihm knackte ein Zweig. Er fuhr herum und ein mächtiger Schreck lähmte ihn. Vor ihm stand das Mädchen, das ihn wohl doch vorhin gesehen haben musste. Damit war das eingetreten, was er unter allen Umständen hatte vermeiden wollen. Er war entdeckt worden. Einer Panik nahe schaute er hoch und sah in ein lächelndes Gesicht. „Hallo“, sagte die junge Frau und ging dabei in die Hocke, um mit ihm auf einer Höhe zu sein. Was er in diesem Gesicht sah, war weder Angst noch Ärger, nur offene und ehrliche Neugier. Nichts, womit er auch nur im Entferntesten gerechnet hätte. „Hallo“, stammelte er, unfähig, irgendetwas Sinnvolles von sich zu geben.

„Wer bist Du und was machst du hier?“ fragte das Mädchen. Der Mann versuchte, ihr nicht zu offensichtlich auf die Brüste zu starren, während er seine Gedanken sammelte. Er kam zu dem Schluss, dass es jetzt darauf ankam, wieder die Kontrolle über die Situation zu bekommen. „Mein Name ist Rick, eigentlich Richard. Aber meine Freunde nannten mich immer Rick“ antwortete er, womit er die Frage, warum er hier war, ganz bewusst umging. „Und wer bist Du?“. „Mein Name ist Amara“, sagte sie lächelnd. „Und du hast meine Frage nur zur Hälfte beantwortet“. „Warum hast du vorhin, als du mich entdeckt hast, so getan, als ob nichts gewesen wäre? Du hast mich doch gesehen, oder?“ „Warum bist du nicht verschwunden, nachdem ich dich entdeckt habe?“ fragte Amara verschmitzt. „Und du hast meine Frage immer noch nicht beantwortet.“ „Du lässt wohl nie locker, oder?“ „Natürlich nicht. Was erwartest Du? Ich bin eine Frau! Und Frauen sind nun mal neugierig.“ Amara lachte laut auf. Rick schaute sie an und stellte fest, dass sie aus der Nähe betrachtet noch viel schöner war. Die Natürlichkeit ihres Lachens und ihre ganze Ausstrahlung raubten ihm fast den Atem.

„Hast du keine Angst, wenn ein Fremder hinter einem Busch sitzt und dich beobachtet? Er könnte Gott weiß was für Absichten haben.“ „Wovor soll ich denn Angst haben?“ „Na, zum Beispiel davor, vergewaltigt zu werden.“ „Was heißt denn Vergewaltigung?“ fragte Amara. Ihr unschuldiger Blick überzeugte ihn davon, dass sie diese Frage tatsächlich ernst meinte. „Haben deine Eltern dich nicht davor gewarnt, dich nicht mit fremden Männern einzulassen?“ „Was sind Eltern?“ fragte sie zurück, was ihn vollends in Verwirrung stürzte. Allmählich kam ihm nicht nur seine Situation, sondern auch die Unterhaltung völlig absurd vor.

„Vergewaltigung heißt, dass sich ein Mann mit Gewalt eine Frau nimmt, um sie zum Sex zu zwingen.“ „Wozu soll das gut sein?“ fragte Amara. „Bei uns bestimmen die Frauen, mit wem sie Sex haben wollen. Natürlich gibt es immer Kerle, die sich einbilden, dass es anders herum sei. Aber sie werden von uns nur an der Nase herumgeführt. Männer, die glauben, sie hätten eine Frau erobert, sind einfach besser im Bett. Also lassen wir sie in dem Glauben. Die meisten Männer bekommen ohnehin fast jede Frau. Irgendwann jedenfalls mal. Warum sollten sie sich mit Gewalt holen, was sie freiwillig haben können?“ Amara sah Rick fragend an. „Das mit den an der Nase herumgeführten Männern kommt mir vage bekannt vor, gab Rick zu, aber dass die Männer alle Frauen haben können, kann ich nicht glauben.“ „Warum nicht? Was spricht dagegen?“ Amaras Gesichtsausdruck war die reine Unschuld. Rick kam sich vor, als würde er heftig auf den Arm genommen. Aber er konnte nicht den leisesten Hinweis darauf entdecken. „Gibt es bei euch keine Familien?“ „Was sind Familien?“ Allmählich glaubte Rick, Amara würde absichtlich unsinnige Fragen stellen, aber er wollte höflich bleiben und so erwiderte er: „Eine Familie besteht aus einem Mann und einer Frau, die zusammen leben und im Idealfall auch ihre gemeinsamen Kinder großziehen. Das sind dann die Eltern, nach denen du eben gefragt hast.“ „Nein, so was gibt es bei uns nicht. Die Kinder werden von allen gemeinsam groß gezogen. Und wer der Vater ist, interessiert niemanden, zumal ja ohnehin niemand weiß, wer es

denn dann tatsächlich ist. Manchmal hat man eine Vermutung, wenn man das Kind sieht, aber es spielt keine Rolle. Und erklär mir mal, was es für einen Sinn hat, wenn sich zwei Menschen aneinander binden, wenn einem das ganze Dorf offen steht?“ Rick dachte einen Augenblick nach, dachte an all die zurückliegenden, abstinerten Jahre und schüttelte dann den Kopf. „So genau kann ich dir das auf Anhieb auch nicht erklären“ meinte er dann, „aber zu meiner Zeit war das so üblich. Und niemand kam auf die Idee, das in Frage zu stellen. Jedenfalls nicht von den meisten Leuten. Ausnahmen wird es vielleicht gegeben haben. Aber dann wurde es wohl nicht an die große Glocke gehängt.“ „Was ist eine Glocke? Und wenn es große gibt, gibt es dann auch kleine?“ fragte Amara mit ihrem unschuldigen Blick. „Vielleicht ein anderes Mal“, erwiderte Rick, den das Gespräch allmählich anzustrengen begann. „Das ist wirklich jetzt nicht wichtig“. „Na schön“, sagte Amara mit einem leichten Schmollmund. „Dafür sagst du mir bitte jetzt endlich mal, was du hier machst. Warum drückst du dich hier im Unterholz herum und lässt dich von Zecken auffressen?“

„Das ist eine lange Geschichte.“ Rick flüsterte fast. Er wusste nicht, ob er bereit war, seine Geschichte zu erzählen. Und noch weniger wusste er, was daraus erwachsen würde. Amara würde nicht mehr dieselbe sein. Und das ganze Dorf wohl ebenfalls nicht. Er hatte so lange nicht mehr mit einem anderen Menschen darüber gesprochen, dass er sich fragte, ob er überhaupt noch in der Lage war, verständlich zu erzählen. „Du musst mir etwas versprechen“, sagte er leise. „Wenn ich dir meine Geschichte erzählen soll, darfst du mit niemandem darüber reden. Du darfst auch niemandem erzählen, dass es mich gibt. Das ist sehr wichtig! Später, wenn du über alles nachgedacht hast, kannst du entscheiden, was du damit anfängst, aber bitte lass mich erst zu Ende erzählen.“ „Wird das eine lange Geschichte?“ fragte Amara. „Ich habe sie noch nie jemandem erzählt“, meinte Rick. „Es kann Wochen oder gar Monate dauern, sie zu erzählen, ich weiß es nicht.“ Amara schaute Rick in die Augen. „Du siehst müde aus, deine Augen wirken alt. Was hast du erlebt?“ Sie machte eine kleine Pause und schien

nachzudenken. „Schau, es fängt an, dunkel zu werden, ich muss bald zurück ins Dorf, bevor sich jemand Sorgen macht“. „Wirst du wiederkommen, um deine Geschichte zu erzählen? Du hast mich neugierig gemacht.“ „Ich dachte, Frauen muss man nicht neugierig machen, hast du jedenfalls selber gesagt.“ Amara lachte. „Höre ich da einen Anflug von Humor?“ Dann beugte sie sich zu ihm hinüber und küsste ihn. „Erinnerst du dich auch daran, was ich dir sonst noch gesagt habe? Dass wir Frauen uns die Männer aussuchen? Ich habe mir dich für heute ausgesucht.“ „Aber du bist doch höchstens 16 oder 17 Jahre alt“, protestierte Rick. „16, wenn du es genau wissen willst“, antwortete Amara. „Aber was spielt das für eine Rolle? Ich will dich und nur das zählt. Ich will dich jetzt und ich will auch, dass du wiederkommst“, sagte sie mit ihrem hintergründigen, verschmitzten Lächeln. „Und ich weiß, wie ich das ganz sicher erreichen kann.“ Damit schob sie sich näher an Rick heran, dessen Widerstand bereits zu bröckeln begann. Amara schien das nicht im Geringsten zu überraschen.

Kapitel 2

Etwas verschlafen öffnete Rick probeweise ein Auge und versuchte festzustellen, wo er war. Der Traum der vergangenen Nacht war so realistisch, dass er sich gar nicht davon lösen mochte. Als er es geschafft hatte, auch das andere Auge zu öffnen sah er, dass er von Bäumen umgeben war. In der Nähe konnte er das sanfte Plätschern eines Bachs hören. Er setzte sich vorsichtig auf, was eine Reihe schmerzhafter Stellen an seinem Körper offenbarte. Dann kam die Erinnerung wieder. Die Erinnerung an Amara, an die noch gar nicht lange zurückliegende Begegnung und daran, dass er hier auf dem Boden geschlafen hatte. Womit die Schmerzen erklärt waren. Als er an Amara, ihre weiche Haut, ihren jugendlich frischen und doch irgendwie schweren Duft und ihre ungehemmte Leidenschaft dachte, fühlte er

sich seit langem wieder wirklich lebendig. Sie war so jung und doch alles andere als unschuldig gewesen. Dass sie für ihn viel zu jung war, sagte ihm sein Verstand. Sein Herz und sein Körper sagten etwas ganz anderes und er beschloss, seinen Verstand vorerst zu ignorieren. Amara war auf ihn zugegangen und nicht umgekehrt. Dass er sich nicht hatte wehren können, war nicht seine Schuld. Amara war unwiderstehlich gewesen und so hatte er einfach kapitulieren müssen. Aber es war die süßeste Niederlage, an die er sich erinnern konnte. Während er daran dachte, schlich sich ein glückseliges Lächeln auf sein Gesicht.

Inzwischen war Rick leidlich wach und richtete sich auf. So früh am Morgen herrschte im Dorf bereits ein geschäftiges Treiben. Aber so weit Abseits brauchte er wohl noch keine Entdeckung zu befürchten. Das Dorf verfügte trotz des Bachs über einen Brunnen und die Aborte lagen in der entgegengesetzten Richtung, wie er aus seinen Beobachtungen wusste. Nein, um diese Zeit würde niemand in die Nähe kommen. Rick erleichterte sich an einem der Bäume und überlegte dann, was er mit Amara ausgemacht hatte. Außerdem hatte er Hunger. Der gestrige Tag und vor allem der Abend waren anstrengend gewesen. Ungewohnt anstrengend. Schön anstrengend. „Hör auf damit“, schalt er sich. „Für deine Entdeckung gibt es keine Entschuldigung.“

Mehr um sich abzulenken griff er in seinen Rucksack, in dem sich noch ein Rest seiner aus Wasser, Brot und Käse bestehenden Wegzehrung befand. Viel hatte er nicht mehr, schließlich hätte er ja schon wieder auf dem Rückweg sein sollen. Er aß mit wenig Begeisterung und machte sich dann auf den Weg, um den von Amara beschriebenen Treffpunkt zu suchen. Wenn Amara nur mit ihm geschlafen hatte, um sicherzugehen, dass er nicht auf Nimmerwiedersehen verschwand, dann hatte sie ihr Ziel erreicht. Er wollte zwar nicht glauben, dass das der einzige Grund gewesen war, aber ein besserer fiel ihm auch nicht ein. Es war ihm inzwischen auch egal. Ein solches Geschenk wollte er sich nicht selbst mies machen. Und, so gestand er sich ein, er wollte

mehr. Am liebsten hätte er sie ständig um sich herum und sie gar nicht mehr los gelassen. Außerdem fühlte er sich irgendwie erleichtert. Warum, kam ihm aber erst nach einigem Nachdenken in den Sinn. Er war schlicht und einfach schon so lange alleine und einsam, dass er froh war, endlich wieder mit jemandem reden zu können. Die Konsequenzen würden einschneidend werden, dessen war er sich bewusst. Aber er konnte keinen Rückzieher mehr machen, ohne seine geistige Gesundheit zu gefährden. War er überhaupt geistig gesund? Immerhin lebte er noch und das war erstaunlich genug. Während er in die beschriebene Richtung wanderte und dabei versuchte, möglichst wenig Lärm zu verursachen, dachte er wieder an Amara schob die trüben Gedanken beiseite.

Amara hatte ihm eine Hütte im Wald beschrieben, die vom Dorf nur selten genutzt wurde. Wenn im Herbst die Schweine des Dorfs zur Mast in den Wald getrieben wurden, übernachteten hier schon mal die Hirten. Aber jetzt im Spätsommer war es dafür noch zu früh. Und wenn die Eicheln und Bucheckern so reichlich fallen würden, wie es die Bäume derzeit versprachen, dann war es fraglich, ob man mit den Schweinen überhaupt so weit vom Dorf weg musste, um sie satt zu bekommen.

Leider gab es im Wald keine Wege, nur Wildpfade, die aber selten in die richtige Richtung verliefen. Eine Zeit lang hatte er sich an dem Bach orientieren können und war dabei vorsichtig am Dorf vorbei geschlichen. Es war bereits warm, obwohl die Sonne erst vor etwa zwei Stunden aufgegangen war. Als er an der vom Blitz gespaltenen Kiefer vorbei kam, lag das Dorf bereits ein ganzes Stück in seinem Rücken und er konnte wieder bequem gehen. So bequem jedenfalls, wie das in dem dichtem Unterholz nun mal möglich war. In seinem militärischen Tarnanzug war er im Dämmerlicht des Waldbodens ohnehin kaum auszumachen.

An dieser Kiefer sollte er den Bach überqueren und gerade bergan bis zur Spitze des Hügels gehen. Oben angekommen, war Rick bereits nass geschwitzt und er hatte Durst. Er hatte seine Flasche im Bach gefüllt und war froh über seine Weitsicht, als er sich einen großen Schluck gönnte. Von hier aus, so hatte Amara gesagt, würde er eine uralte Buche sehen können und dorthin solle er gehen. Er war kein Waldbewohner und war schon froh, wenn er einen Nadelbaum von einem Laubbaum unterscheiden konnte. Und in diesem Wald waren die meisten Bäume groß und alt. Nach einigem Suchen fiel ihm ein besonders dicker Baum ins Auge, dessen Zweige zum Teil abgebrochen waren oder bis auf den Boden reichten. Ganz genau konnte er das nicht erkennen. Rick beschloss, den richtigen Baum gefunden zu haben und ging darauf zu. Die Beine schmerzten und das lag sowohl an der unbequemen Nacht als auch an der ungewohnten Bewegung. Sicherlich, er unternahm inzwischen selten, aber regelmäßig weite, auch mehrtägige Reisen durch den Wald und durch unwegsames Gelände. Aber dabei ließ er sich so viel Zeit wie er halt brauchte. Heute, so merkte er, zog ihn etwas vorwärts, so dass er fast rannte. Er zwang sich, langsamer zu gehen. Auch wenn er sich noch so sehr beeilte, würde Amara deshalb trotzdem keine Minute früher erscheinen.

Als er an der alten Buche angekommen war, ging es ihm wieder etwas besser. Das letzte Stück des Wegs war leicht bergab verlaufen und es gab wenig Gestrüpp. Trotzdem machte er eine kleine Pause und gönnte sich einen weiteren Schluck Wasser. Er fragte sich, warum Amara einen so weit vom Dorf entfernten Ort ausgesucht hatte. Dabei war er ja noch gar nicht angekommen.

Wenige Minuten später machte Rick sich wieder auf den Weg. Von der alten Buche aus konnte es nicht mehr weit sein. Wenn Amara ihm eine Himmelsrichtung genannt hätte, würde ihm sein Kompass helfen, den er immer bei sich trug. Aber so musste er nach der nächsten beschriebenen Geländemarke Ausschau halten. In einiger Entfernung wurde der Wald deutlich lichter und Rick meinte auch erkennen zu

können, warum. Der Boden wurde merklich steiniger. Stellenweise kam blanker Fels zum Vorschein, der nur von Moosen und Flechten bewachsen war. Dort sollte sich die Lichtung mit der beschriebenen Hütte befinden. Als er an deren Rand angekommen war, konnte er die Hütte sofort sehen. Sie stand mitten auf der nahezu kreisrunden Lichtung und sah im Sonnenschein hell und einladend aus. Die Dorfbewohner schienen sie regelmäßig instand zu halten, denn einige der Balken sahen deutlich neuer aus als andere. Alles in allem wohl das perfekte Versteck. Selbst wenn jemand kommen sollte, konnte man ihn recht früh erkennen, zumindest dann, wenn man aus der Türe oder einem der Fenster nach draußen schaute. In seiner Phantasie hatte Rick wenig Gelegenheit, aus dem Fenster zu schauen. Er hatte ganz andere Vorstellungen.

Als er, in diese Gedanken versunken, endlich die Hütte erreichte, zuckte er sichtlich zusammen, als Amara rufend aus der Tür gestürmt kam. „Da bist du ja endlich!“, rief sie, sichtlich erfreut und lachte dabei ihr helles, fast noch kindliches Lachen. „Wo warst du denn so lange?“. Etwas außer Atem wollte Rick antworten, musste grinsen und sagte erst einmal gar nichts. Dann schaute er Amara an, war sprachlos, dieses Mädchen tatsächlich wieder zu sehen und machte seinen offen stehenden Mund wieder zu. Wie immer, wenn er seine Gedanken klären wollte, schüttelte er leicht den Kopf und versuchte dann, nicht wie ein Idiot dazustehen und Löcher in die vor ihm stehende Erscheinung zu schauen. „Hallo Amara“, brachte er schließlich unter Mühen hervor. „Wie kommst du denn hierher?“ hörte er sich sagen und wusste gleichzeitig, wie dämlich sich das anhörte. „Zu Fuß, genau wie du auch“, lachte Amara und schien sich über Ricks unbeholfene Sprachlosigkeit bestens zu amüsieren. Und trotzdem hatte Rick den Eindruck, dass Amara mit ihm und nicht über ihn lachte. Es war angenehm und überhaupt nicht peinlich, im Gegenteil, trotz dieser Anlaufschwierigkeiten fühlte er sich auf Anhieb wohl in ihrer Nähe. Rick breitete die Arme aus und sagte: „Verzeihung, ich bin noch ein wenig außer Atem“. Und ehe er diesen Satz zu Ende gebracht hatte, lag

Amara an seiner Brust und drückte ihn heftig. „Ich bin froh, dass du den Weg gefunden hast. Sonst hätte ich dich noch suchen müssen. Und so viel von unserer Zeit wollte ich nicht verschwenden müssen. Komm rein, ich habe uns etwas zu essen und trinken mitgebracht.“

Während Amara frisches Brot, Butter, Käse und Braten auf dem roh zusammen gezimmerten Tisch ausbreitete, fragte Rick: „Wie kommt es, dass du schon hier bist, obwohl ich doch früher losgegangen bin als du?“ „Ganz einfach: Du bist einen Umweg gelaufen“, sagte sie mit frechem Grinsen. Aber ehe Rick ihr einen verärgerten Blick zuwerfen konnte, meinte sie: „Für den kurzen Weg hättest du durch das Dorf gehen müssen. Und ich musste für dich einen Weg finden, den ich dir auch beschreiben konnte. Was ja funktioniert hat. Denn der Wald ist endlos und wer sich hier nicht auskennt, findet vielleicht nicht wieder heraus. Und das wäre doch schade, wo ich dich doch gestern erst gefunden habe.“ Etwas verlegen griff Rick nach einem Stück Brot und legte eine Scheibe Braten darauf, nur um nichts sagen zu müssen. Die natürliche Unbekümmertheit Amaras sorgte dafür, dass er sich ein wenig unwohl fühlte, Frauen gegenüber war er schon immer etwas schüchtern gewesen. Falls Amara das gemerkt haben sollte, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie setzte sich neben ihn und nahm sich ebenfalls ein Stück Brot. Gemeinsam kauten sie schweigend. Rick, weil er keine Vorstellung davon hatte, wie er das Gespräch in Gang bringen sollte und Amara, weil sie offenkundig hungrig war.

Als sie gegessen hatten, räumte Amara die Reste wieder in ihren Weidenkorb und setzte sich dann zu Rick auf den Schoß. Als sie sich an ihn drückte, bettete sie sein Gesicht zwischen ihre Brüste, die nur von dem groben, selbst gewebten Stoff bedeckt waren. „Warum tust du das? Und warum ich?“ brachte Rick hervor. Er hätte sich selbst ohrfeigen können. „Hast du in deinem ganzen Leben noch nie mit einer Frau zu tun gehabt?“ fragte er sich still. Das wohl nicht, aber er war ganz entschieden aus der Übung. Und immer hatte er den aktiven Part übernehmen müssen, was bei seiner Schüchternheit schon immer zu

seinen größten Problemen gehört hatte. Aber Amara war anders. Sie nahm sich, was sie wollte und Schüchternheit war ihr völlig fremd. Offenbar wollte sie ihn und das verwirrte ihn noch immer gewaltig. „Hörst du mir zu?“ fragte Amara. „Offenbar nicht“, sagte Rick. „Was hast du gesagt?“ „Mann, wo bist du mit deinen Gedanken? Ich sagte, dass das zwei völlig verschiedene Fragen sind“, wiederholte sie. „Warum ich das tue? Ich sagte ja schon einmal, dass ich neugierig bin. Und ich würde wirklich gerne deine Geschichte hören. Du strahlst etwas aus, das ich nicht einordnen kann. Und dabei habe ich immer geglaubt, Männer hätten keine Geheimnisse. Aber du bist anders. Ich kann es nicht beschreiben aber nichts an dir erinnert mich an die Männer aus dem Dorf. Damit meine ich nicht, wie du angezogen bist, obwohl auch das mehr als seltsam ist. Du bist ein Rätsel und ich würde dieses Rätsel gerne lösen. Außerdem bist du süß und sexy, was die Antwort auf die zweite Frage ist. Als ich dein Gesicht unten am Bach zwischen den Zweigen entdeckt habe wusste ich sofort, dass du nichts Böses im Sinn hattest. Du hast so traurig und dabei so begehrenswert ausgesehen. Dabei habe ich dich nur einen Augenblick lang sehen können. Ich musste dich einfach treffen.“ „Was wäre denn passiert, wenn ich danach verschwunden wäre?“ fragte Rick. „Verschwunden? Wohin denn? Das ist unser Wald. Darin verschwindet niemand ohne unser Wissen. Wenn ich einmal weiß, dass da jemand ist, dann finde ich ihn auch. Ich hatte dich die ganze Zeit über im Auge. Du hättest mir gar nicht entkommen können. Ich brauchte nur abzuwarten, bis die anderen Frauen mit der Wäsche zurück ins Dorf gegangen waren. Den Rest kennst du ja“.

Rick sah Amara in die Augen, was ihm sichtlich schwer fiel, denn sie hatte inzwischen ihr grobes Leinenhemd ausgezogen. „Du hast mir noch nicht versprochen, nichts von mir zu erzählen und auch meine Geschichte für dich zu behalten“, sagte er mit einem Rest von Selbstbeherrschung. „Findest du nicht, dass dieser Ort und meine Anwesenheit hier Versprechen genug sind?“ entgegnete sie. „Es ist wichtig“, drängte er sie. „Ich will es aus deinem Mund hören“. Amara

schüttelte den Kopf und sagte tadelnd: „Was brauchst du denn noch, du Dummkopf? Also gut, ich verspreche, dir bis zum Ende zuzuhören und bis dahin alles für mich zu behalten. Würdest du dich jetzt endlich mal entspannen und dich ein wenig um mich und meine Bedürfnisse kümmern?“ „Deine Bedürfnisse?“ Rick sah sie ein wenig verwundert an. „Wenn du wüsstest, wie sehr das auch meine Bedürfnisse sind.“ Er machte eine Pause. „Du hast ja keine Ahnung. Nicht im Entferntesten. Woher auch?“ Und dann tat er, worum Amara ihn gebeten hatte.

Kapitel 3

Rick erwachte und fragte sich kurz, wo er war. Dann fiel es ihm wieder ein. Amara lag an seine Seite geschmiegt neben ihm auf dem mit Stroh ausgelegten Bettgestell und atmete leicht und regelmäßig. Ihren Kopf hatte sie an seine Schulter gelehnt. Er betrachtete sie und versuchte dabei, eine bequemere Position auf dem harten Untergrund zu finden. Die leichte Bewegung weckte Amara. Mit einem Lächeln auf den Lippen schlug sie die Augen auf und sah ihn an. Dann schlang sie ihre Arme um ihn und küsste ihn sanft auf die Lippen. „Das war wunderschön“, sagte sie leise und küsste ihn noch einmal. „Ja, unbeschreiblich schön“, erwiderte Rick. „Aber hast du keine Angst, in deinem Alter und von einem völlig Fremden schwanger zu werden?“ „Kannst du nicht einfach nur genießen?“ gab sie zurück. „Warum machst du dir unnötig Gedanken?“ „Na ja, zum einen kommt mir das alles noch so unwirklich vor, dass ich mir immer wieder sagen muss, das ich nicht träume“, sagte Rick leise. „Und zum anderen bin ich doch für dich verantwortlich.“ „Verantwortlich? Wie kommst du denn auf so etwas?“ Amara schien ein wenig entrüstet zu sein. „Ich bin alt genug, um für mich selbst verantwortlich zu sein. Dazu brauche ich keinen alten Knacker!“ Dass sie das mit dem alten Knacker nicht wirklich ernst meinte, konnte Rick an ihrem mühsam ernst gehaltenen Gesicht

ablesen. Aber dass sie damit so ins Schwarze getroffen hatte, traf ihn dann doch unerwartet heftig.

„Und wenn ich schwanger werden sollte, was wären dann?“ fragte Amara. „Ich würde ein Kind bekommen, das Dorf würde es mit mir zusammen groß ziehen und alle wären dankbar, dass frisches Blut in die Gemeinschaft kommt.“ „Eure Vorstellung von Gemeinschaft ist mir immer noch sehr fremd“, sagte Rick. „Sie ist so ganz anderes als alles, was ich kennen gelernt habe. Aber wie auch immer, von mir wirst du nicht schwanger werden, niemals. Ich bin unfruchtbar.“

„Das ist aber sehr traurig.“ Amara sah ihn bekümmert an. „Jeder Mann ist stolz auf seine Zeugungsfähigkeit, auch wenn er niemals mit Sicherheit wissen kann, ob er Vater ist oder nicht.“ „Das mag sein. Zumindest bei euch. Ich habe mich damals bewusst dafür entschieden. Es war der Preis für das, ich aus mir habe machen lassen.“ „Das verstehe ich nicht.“ Amara sah zweifelnd zu Rick hoch. „Lass uns aufstehen, dann erzähle ich dir etwas“. Er küsste Amara auf die Stirn und versuchte, sich hochzustemmen. Da Amara immer noch halb auf ihm lag, war das mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Amara schien sich nicht von ihm lösen zu wollen. Nach einem kurzen Moment des Zögerns gab sie jedoch nach und stand langsam auf. Als sie nackt vor ihm stand, kam er kurz in Versuchung, sie wieder zu sich herunter zu ziehen, dann stand er ebenfalls auf. Sie zogen sich an und setzten sich dann vor der Hütte in die Sonne, Ricks Flasche mit dem Wasser neben sich stehen.

„Wie alt, glaubst du, bin ich?“ Rick sah Amara aufmerksam in die Augen. „Ist das wichtig?“ fragte sie zurück. „Dass du mich für viel zu jung hältst, um mit dir zu schlafen, hast du mir ja schon zu verstehen gegeben. Aber gestört hat es dich auch nicht“. Ehe Rick, der schon Luft geholt hatte, antworten konnte, fuhr Amara fort, „Nicht, dass ich dir eine Wahl gelassen hätte. Also mach dir keine Gedanken deswegen.“ Ihr Blick war keck und ein wenig herausfordernd. „Natürlich ist es wichtig. Darum geht es doch. Oder besser gesagt, das ist der Ausgangspunkt für meine Geschichte.“ Wie, deine Geschichte dreht sich darum, dass

ein alter Sack von einem schönen jungen Mädchen verführt wird?“ „Nein, ganz im Ernst.“ Rick ließ Amara nicht aus den Augen. „Sag mir, für wie alt du mich hältst.“ „Hmm... ich würde sagen, so Anfang 30, vielleicht 35, höchstens knapp 40 Jahre. Manchmal schauen deine Augen älter aus, aber da warst du sicher nur müde. Also viel zu alt für mich. Das wolltest du doch hören, oder?“

Rick lächelte, doch es war ein trauriges Lächeln, als er sagte: „Nun, das ist knapp daneben. Tatsächlich bin ich ziemlich genau 547 Jahre alt.“ Amara lachte laut auf. „Guter Versuch“, sagte sie immer noch lachend. Als ich dein Gesicht gesehen habe, war ich kurz davor, dir das abzukaufen. Aber so einen hanebüchernen Unsinn hat mir ja noch niemand aufgetischt. Und das hast du geschafft, ohne eine Miene zu verziehen. Respekt.“ Sie grinste über das ganze Gesicht wie jemand, der gerade einen guten Scherz gemacht hatte. Dann sah sie Rick genauer an. „Du meinst das doch nicht wirklich ernst?“ Rick sah sie mit traurigen Augen und ohne die Spur eines Lächelns an. „Doch, das meine ich bitter ernst“, sagte er mit seiner leisen Stimme. „Seit langem bereue ich das, was dafür verantwortlich war und alles, was sich daraus ergeben hat.“ „Wie kann man denn sein Alter bereuen? Und wie kann man überhaupt so alt werden?“ „Die erste Frage ist nicht leicht zu beantworten.“ Rick flüsterte fast. „Vielleicht wirst du das irgendwann einmal verstehen können, aber dazu muss ich viel erklären. Die andere Frage lässt sich viel leichter erklären. Oder vielleicht auch nicht. Ich vergesse manchmal, dass du nichts weißt. Gar nichts.“ Amara wollte protestieren, aber Rick legte ihr den Finger auf die Lippen und sagte leise „Pssst. Das ist nicht böse oder abwertend gemeint. Du kannst doch nichts dafür.“ Amara stieß hörbar die Luft aus, wartete einen Moment und fragte dann: „Bist du unsterblich?“ „Unsterblich? Nein, ganz sicher nicht. Wenn du mir ein Messer in die Brust stößt, bin ich genau so tot wie jeder andere auch. Ich altere nur nicht, das ist etwas ganz anderes.“ „Wie kann es denn sein, dass du nicht alterst?“ Amara blickte fragend zu Rick an ihrer Seite. Sein Gesicht sah im Sonnenlicht so jung, so glatt und so verletzlich aus. Ob er sich vielleicht doch auf

den Arm nehmen wollte? „Ja, wie kann das sein?“ wiederholte Rick die Frage. „Eigentlich ist es erstaunlich einfach. Es ist nur schwer zu erklären.“ „Dann versuch es einfach“, meinte sie und machte es sich an der warmen Hüttenwand bequem.

Kapitel 4

„Der Traum vom ewigen Leben ist so alt wie die Menschheit“, begann Rick zögernd. „Legenden vom Jungbrunnen, dem Heilige Gral und ähnliche Geschichten spiegeln die Angst der Menschen vor dem Altern und dem Tod und dem Wunsch, diesem Schicksal zu entgehen. Teilweise wurden diese Träume von Religionsgemeinschaften so beantwortet, dass man auf ein „Leben nach dem Tod“ hoffen sollte. Vielen Menschen war das zu wenig. So versuchte man, den Prozess des Alterns zu verstehen und ihn ganz bewusst zu verzögern. Man wusste, dass einzellige Lebewesen im Grunde genommen unsterblich sind. Dass Mehrzeller altern, jedenfalls, wenn man echte, mit hochspezialisierten Zellen ausgestattete Mehrzeller betrachtet, hielt man für einen schwerwiegenden Konstruktionsfehler der Natur.“ „Was sind einzellige Lebewesen?“ fragte Amara. „Und was sind Mehrzeller?“ „Entschuldigung, ich habe mal wieder vergessen, dass du nichts von den Erkenntnissen der Wissenschaft weißt, die mir so selbstverständlich vorkommen. Ich versuche ja schon, so einfach wie möglich zu erzählen. Aber das wird eine ganz schwierige Sache für uns beide, wenn du wirklich verstehen willst, worauf es ankommt.“ Rick wirkte etwas ratlos. „Also gut. Einzellige Lebewesen wie Bakterien, Pilze und Algen sind die eigentlichen Herrscher unseres Planeten Sie sind überall. Und mit überall meine ich wirklich überall. In der Luft, im Boden, im Wasser, sogar in dir und mir. Und das in einer schier unvorstellbaren Anzahl. Man kann sie mit bloßem Auge nicht sehen, weil sie viel zu klein sind, deshalb weißt du nichts über sie. Manche machen krank. Zum Beispiel wird ein Schnupfen oft von Bakterien, also

Einzellern verursacht. Aber die meisten sind nützlich oder wenigstens harmlos. Sie vermehren sich, indem sie sich einfach teilen. Dann hat man zwei identische Zellen. Bei Mehrzellern wie uns Menschen ist das weitaus komplizierter. Zwar hat jede Zelle im Grunde genommen den Bauplan für den gesamten Körper in sich, ist aber für eine ganz spezielle Aufgabe vorgesehen. Auch hier teilen sich die Zellen, um sich zu vermehren oder um abgestorbene Zellen zu ersetzen. Aber um sich als Ganzes zu vermehren, braucht es zwei Mehrzeller: Frauen und Männer, die sich paaren und dann Nachkommen zeugen. Diese haben dann je zur Hälfte den Bauplan der Mutter und des Vaters. Das ist der Grund, warum die Kinder ihren Eltern ähnlich sehen, aber keine Kopie eines der beiden darstellen.“

„Muss man das wissen?“ Amara wirkte ein wenig gelangweilt und bemühte sich sichtlich, das zu verbergen. „Ich hatte auf eine spannende Geschichte gehofft. Stattdessen erzählst du mir Sachen, die kein Mensch wirklich wissen muss.“ „Wenn man verstehen will, wie Altern funktioniert und wie man es schließlich geschafft hat, das Altern abzuschaffen, dann ja.“ Rick dachte einen Moment lang nach, aber ihm fiel keine Möglichkeit ein, ohne wenigstens ein Minimum an Informationen seine Geschichte zu erzählen. Wenn sie verstehen sollte, dann musste sie da durch, ob sie wollte oder nicht. Und er auch.

„Ohne ein paar ganz bestimmte Dinge zu wissen, wirst du meine Geschichte nicht verstehen können“, begann er erneut. „Ich werde dich nicht zwingen, mir zuzuhören. Das wäre Zeitverschwendung“. Damit stand er auf und ging zum Waldrand hinüber, um sich die vom Sitzen steifen Beine zu vertreten. Er war erst wenige Schritte gegangen, als er hörte, wie Amara hinter ihm ebenfalls aufstand. „Warte auf mich“, rief sie hinter ihm her. „Erzähl weiter, wie du es für richtig hältst. Ich werde dich mit meinen Fragen löchern, bis ich alles verstanden habe. Aber du musst es so erzählen, dass ich auch mitkomme. Also schön langsam. Aber nicht zu langsam, sondern schön spannend. Ach, was weiß ich. Du machst das schon richtig. Komm zurück und setz dich wieder hin.“ Gegen seinen Willen war Rick erleichtert. Er hatte seine Geschichte nie

jemandem erzählen können. Und er war sich nicht sicher, ob er sie überhaupt ganz erzählen wollte. Trotzdem war er jetzt erleichtert. Vielleicht sollte es so sein. Vielleicht musste diese Geschichte einfach erzählt werden. Er drehte sich um, ging zu Amara zurück und umarmte sie fest. „Wir werden das gemeinsam schaffen“, sagte er mit mehr Zuversicht, als er empfand. „Ich werde es schon schaffen, dir alles zu erzählen und wenn du etwas nicht verstehst, dann frag.“

Während sie die wenigen Schritte zur Hütte zurückgingen, griff Rick seine Erzählung ohne weitere Einleitung wieder auf. „Der komplette Bauplan eines Mehrzellers liegt im Inneren jeder einzelnen seiner vielen Zellen. Er regelt, was die Zelle wann tut und welche Funktion sie hat. Dabei darfst du das mit dem Bauplan nicht allzu wörtlich nehmen. Es handelt sich nicht um eine Zeichnung, sondern um ein höchst komplexes Molekül, in dem Informationen kodiert sind. Dieses Molekül wird kopiert, wenn sich eine Zelle teilt. Dabei kommt es häufig zu Fehlern, die durch einen Reparaturmechanismus behoben werden. Meistens klappt das ganz gut, aber nicht immer. Manchmal bleiben kleine Fehler zurück, die sich im Laufe der Jahre summieren. Die Zellen altern. Und im schlimmsten Fall beginnt sie ein krankhaftes Eigenleben und teilt sich viel zu oft. Geschwüre wachsen. Manchmal langsam, manchmal schnell. Aber immer mit tödlichem Ausgang.“ „Du meinst Krebs?“ fragte Amara. „Den gibt es bei uns auch“. „Ja, den meine ich. Aber selbst wenn kein Krebs entsteht, wird der Organismus immer älter und schwächer und schließlich stirbt er. Die Wissenschaft wollte sich damit nicht abfinden und forschte nach einem Gegenmittel. Die Medizin hatte schon einige Erfolge vorweisen können, was die Verzögerung des Alterns betraf. Aber die Ursache konnte sich nicht bekämpfen, nur die Symptome mildern. Dann begannen wir, den Bauplan unserer Zellen und damit unseren eigenen zu entschlüsseln. Das schafften wir vor knapp 600 Jahren. Nachdem wir so weit waren, fingen wir an, uns mit der Funktionsweise des Bauplans zu beschäftigen. Bei etwa 30000 Einzelfunktionen, die teilweise voneinander abhängig sind, dauerte das eine ganze Weile. Aber

irgendwann hatten unsere Wissenschaftler auch verstanden, wie der Reparaturmechanismus funktionierte und warum die Fehler zurückblieben. Dann war der nächste Schritt nur noch folgerichtig. Sie entwarfen einen verbesserten Reparaturbausatz, der keine Fehler mehr hinterließ. Interessanterweise war es schwieriger, einen Weg zu finden, den neuen Bauplan in die Zellen zu bekommen, als ihn zu entwerfen. Aber auch dafür fand man eine Lösung. Im Tierversuch funktionierte das Ganze einwandfrei.“

Rick schaute auf. Die Sonne bereits wieder deutlich gesunken, den Mittag hatten sie völlig vergessen. Amara sah ziemlich angestrengt aus. „War das zu viel auf einmal?“ fragte er sie. „Ich hoffe, mehr Einzelheiten sind nicht nötig“, antwortete sie ihm. „Man hat also herausgefunden, wie Altern funktioniert und auch einen Weg, es zu verhindern? Und dann hat man die Menschen entsprechend behandelt?“ „Nein, nicht sofort. Es folgten lange Debatten über das Für und Wider und auch, ob der Mensch Gott spielen dürfe und in seine Schöpfung eingreifen dürfe. Die Religionsgemeinschaften waren vehement dagegen. Im Nachhinein hatten sie Recht, wenn auch wohl aus den falschen Gründen. Aber sie haben sich nicht durchgesetzt. Die Faszination des ewigen Lebens war zu verlockend. Lass uns etwas essen.“ „Was sind Religionsgemeinschaften?“, fragte Amara. „Das sind Menschen, die gemeinsam auf die gleiche Weise an einen Gott oder ein höheres Wesen glauben. Meistens gibt es eine Organisation, die für ihre Gläubigen spricht und ihnen meistens auch noch vorgibt, was sie glauben sollen. Es gab viele verschiedene Gemeinschaften, die sich nicht immer gut verstanden haben. Selbst dann nicht, wenn sie eigentlich an den gleichen Gott geglaubt haben. Aber das würde jetzt wohl zu weit führen“. Damit streckte sich Rick, stand dann etwas mühsam auf und ging in die Hütte. „Musst du nicht ins Dorf zurück?“ fragte er die hinterher trottsende Amara. „Wird man dich nicht vermissen?“ „Ich habe erzählt, dass ich gegen Abend zurück bin, bis dahin haben wir noch Zeit.“

Nach dem Essen legte Rick sich auf das Bett. „Ich habe nicht gewusst, dass reden so anstrengend ist. Für heute habe ich genug. Komm her zu mir und halt mich fest. Ich glaube, ich habe eine Umarmung noch nie so nötig gehabt wie jetzt.“

Kapitel 5

Nachdem Amara etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang gegangen war, lag Rick immer noch in der Hütte und dachte an die zwei zurückliegenden Tage. Sich mit Amara einzulassen, verstieß gegen seine Prinzipien, seine Aufgabe, die Direktive des Forts und war ganz einfach unfassbar dumm von ihm. Trotzdem fühlte er sich so glücklich wie in den letzten vier Jahrhunderten zuvor nicht mehr. Er schloss die Augen und erinnerte sich an die Zeit, als alles schief zu laufen begann.

Der Wecker klingelte. Im Halbschlaf drückte Rick den „Snooze“-Knopf und drehte sich herum. Ehe er wieder fest einschlafen konnte, schüttelte ihn jemand sanft an der Schulter. „Rick, aufstehen, es ist Zeit. Sonst kommst du noch zu spät ins Büro.“ Rick brummte etwas Unverständliches, schlug aber die Augen auf und blickte in das leicht ungeduldige Gesicht seiner bezaubernden Frau. „Grmmm“ war alles, was er zustande brachte. Nein, er war nicht wirklich der geborene Frühaufsteher. Normalerweise stand er eine Stunde später auf, aber heute war ein früh angesetztes Arbeitsmeeting in seiner Firma, zu dem er unbedingt pünktlich erscheinen musste. Langsam setzte er sich auf und wuchtete seine unwilligen Beine aus dem Bett. „Ja, ja, schon gut“, sagte er langsam, „bin ja schon auf.“ Helen erwiderte: „Sei tapfer! Ich bleibe noch ein wenig liegen. Einen Kaffee bekommst du sicher auch alleine gemacht. Nur den Knopf drücken und nicht vergessen, deine Tasse unterzustellen.“ „Danke für dein Mitgefühl“ sagte Rick ein wenig

ironisch, war aber nicht wirklich sauer. Schließlich war es ja sein Job und nicht ihrer.

Er blieb noch einen Moment lang sitzen, bis er sicher war, dass seine Beine ihn unfallfrei bis ins Bad tragen würden. Nachdem er dort fertig war und sich angezogen hatte, ging er in die Küche, nahm sich eine Tasse aus dem Schrank, dachte an Helens Bemerkung, lächelte und stellte sie unter den Auslauf des Kaffeevollautomaten. Das Geräusch des Mahlwerks ließ ihn leicht zusammenzucken, dann breitete sich der wohlthuende Duft frischen Kaffees aus. Rick nahm die Tasse, fügte ein wenig Milch dazu und machte dann den Fernseher, der in einer Ecke der Küche an der Wand hing, an. Es handelte sich nur um ein billiges, kleines Gerät. Aber das war genau richtig, um kurz die Nachrichten zu schauen, während er seinen Kaffee trank. Essen konnte er um diese Zeit nichts, das würde er später in der Kantine bei einem weiteren Kaffee nachholen. Also setzte er sich an den Tisch und versuchte, sich auf die laufende Sendung zu konzentrieren. In Wirklichkeit war er aber in Gedanken bei dem gleich angesetzten Meeting, so dass er eigentlich nichts mitbekam. Aber das Hintergrundgeräusch half ihm beim Denken.

Plötzlich erregte eine kurze Meldung seine Aufmerksamkeit: "... das als Spin-Off des Max-Planck-Instituts für molekulare Genetik in Berlin gegründete Unternehmen Biotech Eternity Engineering (BEE) gab heute bekannt, dass es eine Zulassung für weitere Studien eines Wirkstoffs gegen die Alterung von Zellen an Primaten erhalten habe. Damit sei ein weiterer entscheidender Schritt bei der Entwicklung eines Medikaments gegen das Altern getan." Rick erinnerte sich, dass erst im letzten Jahr der Medizin-Nobelpreis an Prof. Justus Wolter und seinen amerikanischen Kollegen Douglas Branagan für ihre bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiet der Alterungsforschung gegangen war. Die beiden hatten die genetischen Vorgänge während der Zellteilung und der dabei wirksamen Reparaturmechanismen untersucht und waren dabei auf Hinweise gestoßen, warum Zellen und Organismen alterten.

Nicht, dass Rick etwas von Genetik verstand. Er war Ingenieur für Elektrotechnik und interessierte sich nicht wirklich für Grundlagenforschung. Der Grund, warum ihn diese kurze Meldung aus seinen Gedanken gerissen hatte, lag eher darin, dass um diese Forschungsergebnisse eine heiße Ethikdebatte entbrannt war, zu der scheinbar jeder etwas beizusteuern hatte. Dabei ging es teilweise hoch her und die Befürworter standen den Gegnern unversöhnlich gegenüber. Rick schüttelte den Kopf. „So ein Quatsch“, dachte er, „das wird doch sowieso nie realisiert. Wozu regen sich denn jetzt schon alle so auf? Falls es tatsächlich mal so weit kommen sollte, kann man doch immer noch diskutieren.“ Aber damit rechnete er nicht wirklich.

Rick stellte fest, dass er seinen Kaffee, ohne es zu merken, getrunken hatte. Er stand auf, stellte die leere Tasse in die Spülmaschine und machte sich auf den Weg in die Firma.

Das Meeting war gut verlaufen. Seine Firma entwickelte und vertrieb unter anderem Fotovoltaikanlagen, die auf Dächern, aber auch auf größeren Bodenflächen installiert wurden. Nachdem in Deutschland der Ausstieg aus der Kernenergie beschlossen worden war, boomte das Geschäft mit regenerativen Energien und innovative Lösungsansätze waren so gefragt wie nie. Ricks Firma, bei der er nach seinem Studium seine erste Anstellung gefunden hatte, war eine aus dem universitären Umfeld entstandene Neugründung, die sich mit neuen Lösungen Marktanteile in dieser Wachstumsbranche erobern wollte.

Im Moment waren sie mit zwei Problemen beschäftigt. Um die Stromausbeute ihrer Fotovoltaikanlagen zu steigern versuchten sie, die einzelnen Paneele dem Sonnenverlauf folgen zu lassen. Das war weniger ein Steuerungsproblem als vielmehr eines der Statik und der Zuverlässigkeit der Mechanik. Schließlich sollten die Elemente auch bei Sturm oder Schnee unbeschädigt bleiben. Hier hatten seine Kolleginnen und Kollegen gute Arbeit geleistet. Sein Part war das andere Problem. Durch die zunehmende Dezentralisierung des Stromnetzes und der wetterabhängigen Produktion war eine intelligente Steuerung und Verteilung der produzierten Energie fast noch wichtiger

als die reine Erzeugung. Die Regierung hatte ein groß angelegtes Programm zur Erneuerung des europaweiten Versorgungsnetzes aufgelegt und jedes der beteiligten Unternehmen musste seine Produkte den neuen Anforderungen anpassen. Rick war ein wenig stolz auf seine Ergebnisse und darauf, dass sie im Team und bei der Unternehmensleitung so positiv aufgenommen worden waren. So war er müde, aber gut gelaunt, als er abends zu Hause ankam. Helen begrüßte ihn mit einem Kuss und einen Moment lang kam er sich vor wie in einer konservativ-idealen Familienwelt. Er der treusorgende Familienvater als Alleinverdiener, während seine Frau sich um den Haushalt und die Kinder kümmerte. Er lachte, als er sich klar machte, dass er völligen Unsinn dachte. Seine Frau war zwar auch Hausfrau, aber eigentlich war sie Künstlerin. Noch nicht richtig erfolgreich, doch in Insiderkreisen hatte sie sich schon einen Namen gemacht. Und Kinder hatten sie beide auch nicht. Helen nahm sein Lachen als Freude, sie wiederzusehen und freute sich darüber. Helen war blond und zierlich und wenn sie lachte, zeigten sich zwei bezaubernde Grübchen. Jedes Mal, wenn Rick sie ansah fragte er sich, wie er so viel Glück hatte haben können. Als Rick feststellte, dass das Essen tatsächlich auf dem Tisch stand, musste er erneut lachen. Helen schaute ihn etwas irritiert an und er erzählte ihr von seiner Eingebung. Darüber musste sie ebenfalls lachen. „Ich denke, für Kinder sind wir wirklich noch zu jung“, sagte sie. Du musst an deine Karriere denken und ich fühle mich auch noch nicht bereit für die Mutterrolle. In ein paar Jahren müssen wir unbedingt darüber noch mal nachdenken. Aber jetzt sollten wir erst einmal zusehen, dass das Essen nicht kalt wird. Kalt schmeckt es nicht. Und es wäre schade um die ganze Arbeit.“

„Hast du davon gehört, dass sie die Alterung bei Primaten aufhalten können? Heute kam die Meldung in jeder Nachrichtensendung.“ Hmmpf“ murmelte Rick, der gerade den Mund voll hatte und in Gedanken schon wieder bei seiner Arbeit war. „Ja, heute morgen, bevor ich losgefahren bin. Ich weiß gar nicht, was die Aufregung soll. Das wird doch sowieso nie was. Und wenn doch, dann weiß ich nicht,

ob man so was bei Menschen ausprobieren sollte. Der Natur hat man noch nie ungestraft ins Handwerk gepusht.“ Helen schien leicht verstimmt zu sein. „Aber stell dir doch nur mal vor, niemals alt zu werden. Das ist doch ein Traum. Du kannst mir doch nicht erzählen, dass dich das völlig kalt lässt?“ „Hast du eine Ahnung, was passieren würde, wenn das Wirklichkeit wird?“ Rick schüttelte den Kopf. „Ich nicht. Und ich glaube auch nicht, dass das irgendjemand anders vorhersagen könnte. Außerdem gibt es ja wohl jetzt schon viel zu viele Menschen. Wenn niemand mehr sterben würde, würden wir den Planeten überschwemmen und schließlich alle verhungern. Auf Verhungern kann ich verzichten.“ Damit schob er sich einen weiteren Bissen in den Mund. „Es muss ja nicht jeder unsterblich werden“, sagte Helen. Nur du und ich und vielleicht noch ein paar andere.“ „Und wer trifft deiner Meinung nach die Auswahl?“ „Ich weiß nicht. Aber du musst doch zugeben, dass es eine verlockende Vorstellung ist, nicht mehr alt werden zu müssen?“ „Kann sein“, gab Rick zurück, aber eher, um dem Thema auszuweichen als aus echter Überzeugung.

Kapitel 6

Als Rick erwachte war es stockfinster. Er tastete nach dem Lichtschalter, fand aber nur grob behauenes Holz. Als sich ein Splitter in seinen Zeigefinger bohrte, schrie er verärgert auf und zog die Hand zurück. Er musste dringend pinkeln, war aber noch völlig orientierungslos. Dann dämmerte ihm, dass er in einer Holzhütte mitten im Wald lag und dass er wohl vergeblich nach einem Lichtschalter suchen würde. Vorsichtig stand er auf, tastete nach der Wand und zuckte zusammen, als sich der Splitter tiefer in seinen Finger bohrte. Geradeaus konnte er den Anflug eines Rechtecks erkennen, das sich kaum von der völlig schwarzen Umgebung abhob. Vorsichtig ging er darauf zu und fluchte herzhaft, als sein Schienbein gegen den Tisch schlug. Er bückte sich, tastete sich um den Tisch herum und versuchte,

dabei die Tür nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Er war froh, dass er sie gestern Abend nicht geschlossen hatte, wer weiß, ob er dann so einfach hinausgefunden hätte. Es war ein lauer Sommerabend gewesen und so hatte er keine Notwendigkeit gesehen, sie zu schließen. Jetzt trat er nach draußen, wo es nur wenig heller war als in der Hütte. In der Nacht musste es sich zugezogen haben, denn es waren weder Mond noch Sterne zu sehen. Dafür regnete es leicht und er beeilte sich, seine Blase zu entleeren, ohne dabei auf die Nase zu fallen. Als er das halbwegs unfallfrei geschafft hatte, ging er wieder hinein und schloss die Tür hinter sich. Er war heilfroh, als er das Bett wiedergefunden hatte, ohne sich einen weiteren blauen Fleck zu holen. Der Splitter in seinem Finger musste wohl warten, bis er wieder etwas sehen konnte.

Rick versuchte, ein Bild von Helen abzurufen, aber nach all den vielen Jahrzehnten seit ihrem Tod bereitete ihm das enorme Schwierigkeiten. Sie war blond gewesen und deutlich kleiner als er. Ihre zierliche Figur hatte sie sich mit fast an Besessenheit grenzenden sportlichen Aktivitäten erarbeitet. Sie hatte blaue Augen und eine helle Haut mit wenigen Sommersprossen gehabt. Es war ein kräftiges, auffälliges Blau mit kleinen grünlichen Sprenkeln, die man nur sehen konnte, wenn man ganz nah heran ging. Zusammen mit den kurzen blonden Haaren sah sie atemberaubend gut aus. Rick war in Freundes- und Kollegenkreisen immer um Helen beneidet worden. Dafür ertrug er gerne, dass sie ein wenig eitel war und sehr viel Wert auf ihre Erscheinung legte. Auch Rick hatte sich ihr äußerlich anpassen müssen. Nach ihrer Hochzeit war Schluss mit Jeans und T-Shirt gewesen, zumindest, wenn er zur Arbeit ging. Ja, erinnerte sich Rick. Trotz ihrer kleinen Macken war er ein Glückspilz gewesen, dass Helen sich ausgerechnet für ihn entschieden hatte. Sie waren ein gutes Paar gewesen. Rick schüttelte im Dunklen leicht den Kopf, als er merkte, dass all diese Erinnerungen seltsam substanzlos blieben. All diese Dinge wusste er, aber er konnte sie nicht vor sich sehen. Stattdessen kam ihm immer wieder das dunkel gebräunte und schwarz umrahmte

jugendliche Gesicht von Amara in den Sinn und er gab es auf, an Helen zu denken.

Kurz bevor er wieder einschlief kam ihm die Erkenntnis, dass es wieder Wölfe und Bären im Wald gab, die sich nach der Katastrophe wieder ungehindert hatten ausbreiten können. Was damals auch noch aus Zoos und Tiergärten entkommen sein mochte, wollte er gar nicht wissen. Dennoch hatte er plötzlich das Bild eines sibirischen Tigers vor Augen, der die dichten europäischen Urwälder durchstreifte. Und er hatte die Tür sorglos offen gelassen. Nachträglich fuhr ihm der Schreck in die Glieder. Plötzlich war Rick wieder hellwach. Er war kein Waldbewohner und von allem, was größer war als ein Eichhörnchen, hielt er lieber so viel Abstand wie möglich. Wahrscheinlich waren die Tiere in ihren Käfigen und Gehegen einfach nur elendig verhungert, als die Pfleger nicht mehr zur Arbeit erschienen. Aber niemand wusste es genau. Um sich von diesen unerquicklichen Gedanken abzulenken, dachte er wieder an sein früheres Leben zurück.

Rick und Helen saßen im Wohnzimmer vor dem Fernseher und verfolgten die Talkrunde, in der es um die Forschungen von BEE und die damit verbundenen Implikationen ging.

Der Moderator sagte gerade zu Professor Wolter, der seinen Standpunkt persönlich vertreten wollte: „Herr Professor Wolter, halten Sie es für verantwortbar, wenn Sie Ihre Forschungsergebnisse tatsächlich auch bei Menschen anwenden? Sie würden damit doch die gesamte Bevölkerungsstruktur und damit die ganze Gesellschaft radikal verändern.“ „Sehen Sie“, antwortete der Professor, „die Frage ist doch nicht, ob wir auf diesem Weg weiter gehen sollen sondern, ob wir es richtig tun. Damit meine ich, dass wir die Rahmenbedingungen berücksichtigen müssen. Dass so etwas Einfluss auf die Bevölkerungsstruktur haben wird, kann ich nicht bestreiten. Aber auf die Gesellschaft als Ganzes? Nein, das sehe ich nicht.“ „Sie glauben

doch nicht im Ernst, dass eine Änderung der Altersstruktur ohne Auswirkungen auf die Gesellschaft bleiben wird?“ Hermann Peters, für „Die Grünen“ als Bundestagsabgeordneter anwesend und bekanntermaßen Sympathisant und ehemaliger Aktivist von Greenpeace, wie eine Einblendung am unteren Bildschirmrand verriet, schien ehrlich erbost zu sein. „So naiv kann man doch gar nicht sein!“ Der junge Idealist schüttelte den Kopf und fügte hinzu: „Sie zementieren damit doch den Staus Quo bis in alle Ewigkeit.“

„Die anderen Parteien haben wohl eine Teilnahme an der Debatte abgelehnt“, meinte Rick zu seiner Frau gewandt. „Die trauen sich wohl nicht, sich festzulegen“. „Psssst“, machte Helen und Rick wandte sich wieder dem Fernseher zu.

„Das ist doch defätistischer Unsinn“, ereiferte sich Wolter. „Wenn man Zeit im Überfluss hat, steht einem doch die ganze Welt offen. Warum sollte man nicht auf die Idee kommen, nach einem erfolgreichen Berufsleben auszuspannen, das Erreichte genießen und dann, wenn man anfängt, sich zu langweilen, neue Herausforderungen suchen? Vielleicht ein Studium absolvieren und dann erneut durchstarten? Wo sehen Sie da eine Zementierung?“

„Wenn es Gottes Wille gewesen wäre, dass der Mensch unsterblich ist, dann hätte er es so eingerichtet“, psalmodierte Weihbischof Kröger gerade stellvertretend für die katholische Kirche, wurde aber von allen anderen Anwesenden ignoriert.

Der Moderator, der verhindern wollte, dass die Sendezeit verstrich, ohne dass alle wesentlichen Themen zur Sprache gekommen waren, schaltete sich wieder ein. „Herr Professor, ein wesentlicher Kritikpunkt an Ihren Forschungen lautet, dass eine deutliche Verlängerung der Lebenszeit zu einer weiteren Zunahme der Weltbevölkerung führen würde. Und dass die Erde mit jetzt bereits weit über sieben Milliarden Menschen sowieso schon völlig überbevölkert sei und daher eine weitere Zunahme nicht mehr verkraften könne. Was sagen Sie dazu?“ „Ich bin dankbar dafür, dass Sie diese wichtige Frage ansprechen“, antwortete der Professor mit einem freundlichen Lächeln. Offenbar war er nicht

nur in Sachen Genetik ein Genie. Er schien auch mehr als nur einen Grundkurs in Rhetorik besucht zu haben.

„Der hört sich schon an wie ein Politiker“, bemerkte Rick. „Psst“, sagte Helen, „lass mich doch hören, was er zu sagen hat.“

„...natürlich auch wir bei BEE unsere Gedanken gemacht“ führte der Professor gerade aus. Dabei lächelte er offen in die Kamera und sah tatsächlich einem Politiker, der gerade ein teures Wahlversprechen verkündete, nicht unähnlich. „Es kann dafür nur eine Lösung geben. Wer sich entscheidet, sich mit unserer Methode behandeln zu lassen, der darf keine Kinder mehr in die Welt setzen. In unserer Entwicklungsstufe 2 haben wir das bereits realisiert.“ „Sterilisation?“ Der Moderator klang konsterniert. „Das klingt nach einer geradezu faustischen Wahl.“ „Das sind ja Ideen, die sich nicht von der Euthanasie der Nazis unterscheiden!“ Weihbischof Kröger hatte einen roten Kopf bekommen, beugte sich zu Professor Wolter hinüber und zeigte mit dem Finger auf ihn. „So etwas können Sie doch nicht im Ernst vorschlagen wollen. Das ist teuflisch, unmoralisch und überhaupt widerwärtig. Das werden wir nicht hinnehmen.“

„Entschuldigung.“ Die Fassade des Professors droht einen Augenblick zu zerbröckeln. „Den Vergleich mit den Nazis finde ich völlig unangebracht! Hier soll doch niemand zu irgendetwas gezwungen werden. Wir versuchen doch lediglich, einen gangbaren Weg aufzuzeigen. Was die Menschen daraus machen, müssen sie selbst entscheiden. Außerdem ist es letzten Endes die Aufgabe der Politik zu entscheiden, ob und in welcher Form unser Mittel eingesetzt werden darf. Sie dürfen Ihren Gläubigen von mir aus vorschreiben, was sie zu denken und zu tun haben. Aber alle anderen sollten Sie einfach in Ruhe selbst ihre Entscheidung treffen lassen.“ Wolter sah herausfordernd zu Weihbischof Kröger hinüber, der immer noch den Zeigefinger erhoben hatte.

Der Moderator griff ein, bevor sich die beiden Streithähne zu sehr ineinander verbeißen konnten. „Meine Herren, ich bitte Sie. So kommen wir doch nicht weiter.“ Hermann Weise, ein Journalist der

FAZ, hatte die ganze Zeit über aufmerksam zugehört, sich aber entspannt zurückgehalten. „Erlauben Sie mir eine Verständnisfrage, die die Zuschauer sicher ebenfalls interessieren wird?“ Er sprach den Moderator direkt an. „Sicher, dafür sitzen wir doch heute Abend hier zusammen“. „Was unsere Leser interessieren würde“, fuhr er fort, „ist die Frage, was es heißt, nicht mehr zu altern. Was passiert genau nach Ihrer Behandlung, Herr Professor? Bleibt das Alter in dem Moment stehen, den man zum Zeitpunkt der Behandlung hatte? Oder gibt es ein, wie soll man das beschreiben, optimales Alter, dass die Behandelten dann irgendwann einmal erreichen? Sprich, sind dann alle irgendwann biologisch gesehen gleich alt?“ Der Professor sah ehrlich erstaunt aus. „Diese Frage ist mir ja noch nie gestellt worden“, antwortete er nach kurzem Zögern. „Nein, für jemanden, der mit der Materie vertraut ist, stellt sich eine solche Frage nicht.“ „Und ich dachte immer, dumme Fragen gäbe es nicht“, warf Herr Peters ein. „Ich habe mich auch schon so etwas gefragt“. „Tut mir Leid,“ erwiderte der Professor, „das sollte nicht herablassen klingen. Wenn man so tief in einer Thematik steckt wie ich, dann sind manche Sachen einfach selbstverständlich.“ Dann führte er weiter aus: „Die gesamten Zusammenhänge zu erläutern, würde den Rahmen dieser Runde bei Weitem sprengen. Verzeihen Sie mir bitte daher, wenn ich versuche, es ganz einfach zu beschreiben. Alterung besteht, vereinfacht gesagt, aus kleinen Fehlern, die bei der Zellteilung auftreten und die von dem vorhandenen Reparaturmechanismus nicht vollständig behoben werden können. Mit jeder Zellteilung kommen neue Fehler dazu und irgendwann ist die Zelle nicht mehr lebensfähig. Sie stirbt. Unser Ansatz besteht darin, einen perfekten Reparaturmechanismus in jeder Zelle unterzubringen. Egal, welche Fehler dann bei einer Zellteilung auftreten, nach der Reparatur gibt es eine 100%ige eins zu eins Kopie ohne Abweichungen. Da dieser neue Reparaturmechanismus aber erst wirken kann, nachdem er eingeführt wurde, bleibt das biologische Alter ab diesem Zeitpunkt bestehen. Das ist auch der Grund, warum es keine Behandlung von Kindern und Jugendlichen geben kann. Während der körperlichen Entwicklung wirken zwar andere

Mechanismen als beim Altern. Aber darüber ist unser Wissen noch zu gering und daher das Risiko einer Behandlung viel zu groß.“

„Dann ist ein Mensch, der nicht mehr altert, trotzdem nicht unsterblich?“, hakte Herr Weise nach. „Nein, ganz und gar nicht. Er ist gegenüber Krankheiten und Verletzungen genau so anfällig wie zuvor.“

Professor Wolter bemühte sich sichtlich, nicht dem Bild des überheblichen Wissenschaftlers zu entsprechen, als er antwortete.

„Natürlich haben wir auch über dieses Problem nachgedacht.“ Trotz aller Bemühungen war ihm seine Selbstzufriedenheit anzumerken.

„Stellen Sie sich vor, niemand würde mehr altern, niemand würde mehr für Nachwuchs sorgen und dann käme eine Seuche wie die Pest im Mittelalter über uns. Das kann nicht der Sinn der Sache sein. Wir würden uns langfristig ja selbst ausrotten.“ Er blickte in die Kamera, bevor er sich wieder dem Moderator zuwandte.

„Den Reparaturmechanismus zu entwickeln, war eigentlich das kleinste Problem“, sagte er dann selbstbewusst. Das war unsere Entwicklungsstufe 1. Das Thema Sterilisation war da schon deutlich komplexer. Bei Frauen war das noch vergleichsweise simpel. Wir mussten nur dafür sorgen, dass der Körper Östrogene und Gestagene, die üblicherweise mit der so genannten „Pille“ eingenommen werden, selbst produziert und dabei nicht aus dem natürlichen Rhythmus gerät. Bei Männern haben wir eine Zeit lang erwogen, eine Vasektomie, also einen kleinen chirurgischen Eingriff, vorzuschreiben. Aber abgesehen davon, dass ein solcher Eingriff, wenn auch mit recht geringen Erfolgsaussichten, rückgängig gemacht werden kann, erschien uns diese Methode sehr unelegant zu sein. Inzwischen haben wir auch dafür eine gentechnische Lösung gefunden. Sogar eine, die quasi selbst entscheiden kann, ob sie einer Frau oder einem Mann verabreicht wurde. Auch bei einem Mann geht es letztlich um den Hormonhaushalt. Da unter anderem die Testosteronproduktion reguliert werden muss war die Schwierigkeit, dies ohne eine Verhaltensänderung zu erreichen. Aber BEE wäre nicht BEE, wenn wir nicht auch das geschafft hätten. Lediglich bei besonders aggressiven

Männern tritt ein, wie soll ich das nennen, ein Besänftigungseffekt ein. Ich würde das als eine positive Nebenwirkung bezeichnen.“

„Wenn Sie Ihre Werbeansage vielleicht unterbrechen und zur Frage von Herrn Weise zurückkehren könnten? Unsere Sendezeit neigt sich dem Ende zu.“ Der Moderator schien einen Augenblick lang vergessen zu haben, dass er hier Neutralität zu wahren hatte.

„Der hat die ganze Scheiße doch auswendig gelernt.“ Rick schien sich über den Vertreter von BEE zu ärgern. „Das ganze Projekt ist dermaßen anmaßend, das kann doch nur in einer Katastrophe enden.“ „Ich finde, dass BEE wirklich an alles gedacht hat. Ich könnte mir gut vorstellen, mich behandeln zu lassen. Keine Falten, kein Alter, keine Schönheitsoperationen. Da soll Frau nicht schwach werden?“ „Als ob du eine Schönheits-OP brauchen würdest“, versuchte Rick charmant zu sein. „Ja, noch nicht. Aber was ist in 10 oder in 20 Jahren?“, fragte Helen.

Justus Wolter entschuldigte sich gerade, nicht zum ersten Mal. „Wenn ich von meiner Arbeit erzähle, gehen mir halt schon mal die Pferde durch. Ich will doch nur, dass jeder versteht, was wir geleistet haben. Um zur Frage von Herrn Weise zurückzukehren: Wo wir schon einmal dabei waren, den Reparaturmechanismus zu verbessern haben wir uns gesagt, dass wir auch gleich das ganze Immunsystem stärken müssten. Schließlich will ja niemand alt werden, wenn er andauernd krank ist oder an irgendwelchen Wehwehchen leidet. Wir können heute zwar noch nicht garantieren, dass niemand mehr krank wird, zumal wir natürlich bisher nicht alle Krankheiten testen konnten. Aber die Sterblichkeit konnten wir nach ersten Studien so gut wie auf null Prozent drücken. Nach unserer Behandlung stirbt niemand mehr an einer einfachen Influenza noch an Ebola oder Marburg. Unser Ziel ist aber, um das ganz deutlich zu sagen, ein perfektes Immunsystem, das vor allen bekannten und unbekannten Infektionen, Endoparasiten, Zoonosen und so weiter schützt. Das ist dann unsere angestrebte Entwicklungsstufe 3. Und damit wäre die Unsterblichkeit beinahe

perfekt, wenn man einmal von Gewalteinwirkungen absieht.“ Spontaner Applaus aus dem Publikum zeigte, dass er damit Eindruck gemacht hatte. „Wir sind sehr zuversichtlich, dass wir die Genehmigung für die klinischen Tests auch für die Entwicklungsstufen zwei und drei in Kürze erhalten werden“, fuhr Wolter fort.

Rick nahm die Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. „Die tun doch so, als ob Altern eine Fehlkonstruktion der Natur wäre, die man korrigieren müsse. Was ist, wenn es ganz anders ist? Wenn Alterung und Tod kein Fehler sondern Absicht sind? Wie soll sich die Natur ohne Alterung und Tod erneuern? Wie soll sie sich anpassen und entwickeln? Müssen wir wirklich Gott spielen?“

„Selbst wenn du Recht hättest. Würde sich der Lauf der Geschichte ändern? Ich glaube nicht. Etwas so Zerstörerisches und Sinnloses wie die Atombombe wurde ja auch gebaut, obwohl jeder wusste, was sie anrichten würde. Ich bin davon überzeugt, dass sich das Anti-Alterungsserum nicht wieder in einer Schublade verstecken lässt, ob es uns gefällt oder nicht. Die Menschheit hat es noch nie geschafft, etwas nicht zu tun, was sie tun konnte und so wird es auch dieses Mal wieder sein“, orakelte Helen. „Und wenn ich schon eine solche Möglichkeit geboten bekäme, bräuchte ich nicht lange zu überlegen. Ich würde zugreifen. Danach hätte ich ja genügend Zeit, mich mit den Folgen herumzuschlagen.“ Helen versuchte ein Lachen, merkte aber, dass ihr Versuch, einen Scherz zu machen, gründlich daneben gegangen war. Rick, der überhaupt nicht davon überzeugt war, ewig leben zu wollen, machte das Licht aus. „Zu Glück stehen wir ja nicht vor dieser Entscheidung“, sagte er und gab Helen einen Gutenachtkuss.

Kapitel 7

Heftiger Regen prasselte auf das Dach. Aber wenigstens konnte Rick in der Hütte etwas erkennen. Er wünschte sich, er hätte eine

Taschenlampe dabei. Aber es gab ja keine Batterien mehr. Und die letzten Akkus waren längst an Altersschwäche eingegangen. Er konnte froh sein, wenn er die Stromproduktion im Fort wenigstens stundenweise aufrechterhalten konnte. Aber er war ja nicht zu Hause. Er stand auf, wobei er schmerzhaft an den Splitter im Finger erinnert wurde und ging zur Tür. Leiser Donner grollte aus der Ferne zu ihm herüber und er fragte sich müßig, ob Gewitter nicht normalerweise nachmittags und abends auftraten. Er musste nach draußen, Regen hin oder her. Wenigstens musste er sich keine Gedanken mehr um Wasser machen. Das kam heute Morgen frei Haus von oben. Er zog Hemd und Hose, in denen er geschlafen hatte aus und ging nach draußen. So hatte er anschließend wenigstens etwas Trockenes zum anziehen. Dass Amara bei diesem Wetter kam, hielt er für ausgeschlossen. Und als er das begriffen hatte, fühlte er sich ziemlich niedergeschlagen. Wie sehr er sich auf Amara gefreut hatte, wurde ihm erst jetzt so richtig bewusst. Aber das half ja alles nichts. Rick stand wie ein begossener Pudel im Regen und dachte an ihre gestrige Begegnung. An das unerwartete Glück, sie zu treffen und wie sie ihn nach all den vielen Jahren der Stagnation und Resignation zurück ins Leben gerissen hatte. An ihre fordernde Unbekümmertheit und an ihre jugendliche Neugier. Er schüttelte sich und stellte fest, dass der Regen eigentlich ganz angenehm war, wenn man einmal ganz nass war. Kalt war ihm jedenfalls nicht. Rick ließ die Dusche ein paar Minuten lang auf sich einprasseln, ehe er sich vor dem näher kommenden Gewitter wieder in die Hütte zurückzog. Dort dachte er wieder an die Bären und Wölfe, die in Europas Wälder zurückgekommen waren. So vieles hatte sich verändert. Und nicht alles zum Schlechten. Es kam wohl auf den jeweiligen Betrachter an. Aus Sicht der Natur waren die riesigen Laubwälder, die Europa inzwischen wieder bedeckten, ein Glücksfall. Nur waren diese Wälder für seinen Geschmack einfach zu groß. Ohne seinen Kompass hätte er sich schon mehr als einmal gründlich verlaufen. Es war schon sehr nützlich, detaillierte Karten zu besitzen. Größtenteils fehlte darauf zwar der Wald, aber manche Geländemerkmale konnte man noch sehr gut erkennen. So waren die

Gewässer weitestgehend unverändert. Und auch die großen Trassen ehemaliger Autobahnen, Bahnstrecken und so weiter waren zwar überwuchert, für ein geübtes Auge aber leicht zu erkennen. Wenn man so einigermaßen wusste, wo man war, dann konnte man immer auch wieder zurück finden. Von Landstraßen, geschweige denn Wirtschaftswegen, war aber bedauerlicherweise nur noch in Ausnahmefällen etwas zu sehen. So war die Orientierung eher grob, was ihm schon so manchen Umweg eingebracht hatte.

Was sollte er mit diesem Tag anfangen? Rick begann, sich einsam zu fühlen und er langweilte sich. Er lachte über sich selbst, als ihm klar wurde, wie lange er nicht mehr so empfunden hatte. Nachdem er ein wenig abgetrocknet war, zog er die trockenen Sachen über und setzte sich an den Tisch, um die Reste von Amaras Vorräten zu essen. Sie wollte ihm heute frischen Proviant mitbringen, doch daraus wurde wohl nichts. Also ließ er sich die Hälfte für abends übrig, obwohl er noch hungrig war. Dann legte er sich wieder hin, weil das trotz der harten Unterlage immer noch bequemer war als die unebenen Stühle.

Inzwischen war das Gewitter fast genau über der Hütte angekommen und zwischen Blitz und Donner lagen nur etwa zwei Sekunden. „Sollte ich ausgerechnet hier und jetzt gegrillt werden, dann wäre das wirklich schade“, dachte er bei sich. Er hätte Amara zu gerne wieder gesehen. Vorher von einem Blitz getroffen zu werden war da nicht sehr hilfreich. Also lag er still und zählte den Abstand zwischen Blitz und Donner, um feststellen zu können, ob das Gewitter sich wieder entfernte. Es dauerte nach seinem Gefühl eine kleine Ewigkeit, bis das Gewitter merklich weiter gezogen war. Wahrscheinlich war nicht viel mehr als eine viertel Stunde vorüber, aber es kam ihm wesentlich länger vor. Der Regen wollte jedoch nicht nachlassen. Rick stand auf und schaute aus dem Fenster. Durch die Regenwand konnte er nicht einmal den Rand der Lichtung ausmachen. Frustriert legte er sich wieder hin. Er musste eingedöst sein, denn als er die Augen wieder aufschlug, war das Gewitter vorüber und der Regen war in ein sanftes Nieseln

übergegangen. Es war jetzt sogar so hell, dass er den Splitter in seinem Finger herausziehen konnte. Der Versuch, aus dem niedrigen Bettgestell auf die Beine zu kommen, hatte ihn wieder daran erinnert. Draußen stieg Dampf von der felsigen Lichtung in die Höhe und Rick stellte sich eine riesige Dampfsauna vor. Als die Sonne vorsichtig einige Strahlen durch den Dunst schickte, erzeugte sie ein geradezu tropisch feuchtes Treibhausklima und ließ Schweißperlen auf seiner Stirn entstehen. Es war ein nahezu magischer Moment und Rick fühlte sich vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben als Teil der Natur, in der er lebte. Er hob die Arme, legte den Kopf in den Nacken und drehte sich langsam um die eigene Achse. Es war eine völlig sinnlose Bewegung. Es war herrlich. Es war vollkommen. Bevor ihm schwindlig wurde, blieb Rick stehen. Er wollte sich schon wieder auf den Weg zurück in die Hütte machen, als er im Augenwinkel am Waldrand eine Bewegung wahrzunehmen glaubte. Als er zu der Stelle hinüberschaute, dachte er zuerst, er habe sich nur etwas eingebildet. Doch dann bewegte sich erneut etwas und er konnte undeutlich eine unförmige, aber eindeutig menschliche Gestalt ausmachen. Seine erste Reaktion war Angst. Er wollte das Leben der Dorfbewohner nicht durch weitere Begegnungen durcheinander bringen und so duckte er sich rasch. In dieser gebückten Haltung zog er sich zur Hütte zurück. Bevor er hier verschwand, musste er noch seine Sachen holen. Als er wieder nach der Gestalt Ausschau hielt, war diese schon ein ganzes Stück näher gekommen. Jetzt konnte er durch den Nebel erkennen, dass sie einen schweren Wollumhang mit Kapuze trug, wohl, um sich vor dem Regen zu schützen. Irgendwie kam ihm die Kapuze seltsam vor, denn es regnete nicht mehr. Und dennoch, ohne sagen zu können, warum, kam ihm der Neuankömmling seltsam vertraut vor. Ehe Rick in die Hütte kriechen konnte, nahm die Gestalt die Kapuze ab und rief: „Rick! Rick, bist du da?“ „Wo soll ich denn sonst sein?“ rief er zurück und kam sich nicht zum ersten Mal in den letzten Tagen reichlich albern vor. Dann stand er auf und lief die letzten Meter mit ausgebreiteten Armen den Hügel hinunter auf Amara zu.

Kapitel 8

Amara und Rick saßen vor der Hütte auf Stühlen, die sie sich von drinnen geholt hatten und aßen. Amara hatte einen uralt aussehenden Kessel aus Aluminium und Kräutertee mitgebracht. Ein wenig Brennholz hatten sie auf der Rückseite der Hütte gefunden. Rick besaß ein Zippo-Benzinfeuerzeug, eines der Dinge, die anscheinend ewig hielten. Benzin dafür gab es noch im Überfluss, da es für nichts anderes mehr benötigt wurde. Der Zündstein aus Auermetall nutzte sich zwar mit der Zeit ab, war aber austauschbar. Und er hatte davon einen großen Vorrat. Ohne Feuer war man aufgeschmissen und daher hatten sie kurz vor dem Zusammenbruch alles zusammengetragen, was sie für Überlebenswichtig gehalten hatten. Es gab auch noch eine Menge Einwegfeuerzeuge aus Kunststoff, aber davon waren die meisten inzwischen leer. Der Kunststoff hatte zwar die Zeit überdauert, aber die Dichtungen waren im Laufe der Jahre porös geworden, so dass das Gas sich verflüchtigt hatte.

Amara sah fasziniert zu, wie Rick das Feuer auf dem feuchten Boden in Gang brachte. Sie kannte nur Feuerstein und Stahl. Beides war sehr kostbar. Feuerstein gab es in der Umgebung nicht und ein geeignetes Stück Metall zu finden, das nicht völlig verrostet war, ein wahrer Glücksfall. In ihrem Dorf gab es nur etwa 15 solcher Gerätschaften und man passte darauf auf wie auf sein Leben. Wer das Dorf verließ und damit rechnete, länger zu bleiben, nahm sich eine Garnitur mit. Neben Feuerstein und Stahl gehörte fein zermahlener staubtrockener Zunder zum Feuer machen dazu und trotzdem brauchte man sehr viel Geschick, Erfahrung und je nach Wetter auch viel Geduld, ein Feuer zu entfachen. Deshalb sorgte man im Dorf auch dafür, dass die Feuerstellen nie ganz verloschen. Abends deckte man die Glut zu und morgens war das Erste, was man tat, das Feuer neu zu entfachen.

Und jetzt schnippte Rick scheinbar beiläufig mit den Fingern und eine Flamme erschien zwischen seinen Fingern. Amara dachte einen Moment lang an Zauberei und sah Rick mit offenem Mund an. Als der das bemerkte, lachte er. „Erstaunlich, was?“ sagte er. „Ein einfaches, unverwüstliches und unverzichtbares Spielzeug“. Dann klappte er den Verschluss zu, die Flamme erlosch und er hielt Amara das matt glänzende flache Rechteck aus Metall entgegen. Amara machte unwillkürlich einen Schritt zurück. „So was nennst du Spielzeug? Hast du eine Ahnung, wie schwer es ist, Feuer zu machen? Mit so einem Wunderding wäre unser Leben um einiger einfacher.“ „Komm her und nimm es in die Hand. Es ist weder heiß noch sonst wie gefährlich.“ Amara sah nicht überzeugt aus. Sie trat zwar den Schritt, den sie eben zurückgewichen war, wieder auf Rick zu, machte aber keinerlei Anstalten, nach dem Feuerzeug zu greifen. Der lächelte ob ihrer Zögerlichkeit und streckte seine Hand noch etwas weiter aus. „Nun nimm schon. Ich zeige dir, wie es funktioniert.“ „Du lachst mich aus, Rick! Das finde ich gar nicht witzig“. „Ach was, du siehst nur so süß aus, wie du da stehst und nicht weißt, was du machen sollst. Lass mir doch den Spaß, ist doch nicht böse gemeint. Und jetzt nimm das blöde Ding schon. Es beißt nicht.“ Fast im Zeitlupentempo griff Amara nach dem Feuerzeug. Es fühlte sich warm an, fast lebendig. Aber das lag wohl daran, dass Rick es die ganze Zeit über in der Hand gehalten hatte. Vorsichtig betrachtete Amara das kleine Stück Metall und drehte es dabei in alle Richtungen. Es wies keinerlei Verzierungen auf. Etwa in Höhe eines Drittels zog sich eine Linie um die gesamte Konstruktion, die an einer der beiden schmalen Seiten in einem Scharnier endete. Rick beobachtet, immer noch leicht amüsiert, wie Amara das Zippo von allen Seiten untersuchte. „Klapp es auf“, sagte er dann. „Du musst nur oben an dem Deckel ziehen.“ Vorsichtig tat Amara, was Rick gesagt hatte. Zuerst widersetzte sich der Deckel ihrem Versuch, doch als sie stärker zog, öffnete er sich. Nachdem sie mehr als die Hälfte geschafft hatte, schnappte der Deckel ganz auf und sie ließ das Feuerzeug beinahe fallen. Rick lachte wieder. Amara warf ihm einen ärgerlichen Blick zu und zog einen Schmolmund. Nicht zum ersten Mal fiel Rick

auf, wie ausdrucksstark ihre dunklen Augen waren. „Siehst du das Rädchen an der Seite?“ Amara schaute genauer hin. Unter dem Deckel war eine Art von kleinem Kamin zum Vorschein gekommen, in dem sich ein Docht befand. An der Außenseite des Kamins befand sich das Rädchen, das Rick gemeint hatte. „Dreh es!“ Das tat sie, aber nichts passierte. „Kräftiger und schneller!“ Beim zweiten Versuch sprühten ein paar Funken und vor Schreck hätte sie das Feuerzeug fast schon wieder fallen gelassen. „Nimm den Daumen“, half Rick ihr. „Einfach kräftig von oben nach unten drehen.“ Es dauerte noch zwei weitere Versuche, ehe Amara den Dreh heraus hatte. Dann hielt sie eine kleine Flamme in der Hand, was ihr ein kindliches Lachen entlockte. „So einfach! Und so nützlich“, rief sie. „Und so schön.“ „Mach den Deckel wieder zu. Du verbrennst dir sonst noch die Finger.“ Vorsichtig klappte Amara den Deckel nach unten und gab Rick das Zippo zurück. „Warum haben wir so etwas nicht?“ fragte sie. „Es würde so vieles einfacher machen.“ „Es gibt niemanden mehr, der so etwas herstellen könnte. Und es gibt kein Benzin bei euch. Abgesehen von den alten Vorräten, die noch bei uns lagern, gibt es überhaupt keins mehr. Zum Glück verdirbt das Zeug nicht.“ „Was ist Benzin?“ fragte Amara. „Eine Art Öl, nur viel dünner und leichter brennbar. Nichts, was man mit euren Mitteln herstellen könnte. Aber egal, nichts, was weiter wichtig wäre.“ „Nicht wichtig? Du zeigst mir gerade, wie einfach man Feuer machen kann und dann sagst du es sei nicht wichtig? Du bist so schwer zu verstehen,“ schmolte Amara.

Anschließend hatten sie auf dem Feuer das Wasser im Kessel zum kochen gebracht, den Kräutertee dazu getan und jetzt saßen sie vor der Hütte und aßen frisches Brot mit Butter und Käse.

Nass, wie Amara nach ihrer Ankunft angekommen war, hatte sie ihre Sachen unbefangen ausgezogen und in der Hütte zum trocknen ausgebreitet. Kauend dachte Rick daran, wie er Amara mit wachsender Erregung dabei zugeschaut hatte. Ein wohliges Gefühl breitete sich in ihm aus, als er noch einmal zu spüren meinte, wie er hinter Amara

getreten war, seine Hände auf ihre Brüste gelegt, sie an sich gezogen und auf ihren Nacken geküsst hatte. Wie sie sich zu ihm umgedreht und ihn geküsst hatte. Rick merkte, dass sich erneut etwas regte und er schaute verlegen, ob Amara das bemerkt hatte. Um sie abzulenken, beugte er sich zu ihr hinüber und küsste sie auf die Wange. Er musste aber feststellen, dass das als Ablenkung nicht wirklich taugte. Amara schaute ihn an und dann langsam an ihm herunter. Mit einem koketten Lachen sagte sie: „Was, schon wieder? Für dein Alter bist du wirklich noch erstaunlich fit.“ „Das liegt nur an dir“, sagte Rick, wobei er leicht errötete. „Wenn ich dich sehe, kann ich gar nicht anders.“ „Na, dann wollen wir nichts verschwenden“, flüsterte Amara und zog Rick an sich.

Kapitel 9

Rick fühlte sich erschöpft. Aber gut. Richtig gut. Er grinste, als er feststellte, dass er Muskelkater hatte. „Ungewohnte Bewegungen“, dachte er. Das „Training“ war aber auch hart gewesen. Und nichts davon wollte er missen. Ja, er fühlte sich gut, als er Amara drückte. Als er das nächste Mal aus seinem leichten Dämmer Schlaf erwachte, schaute er in Amaras ebenmäßiges Gesicht. Sie schien ihn schon länger zu beobachten. Möglicherweise war er hiervon aufgewacht.

„Ich finde, es wird langsam Zeit“, sagte sie zusammenhanglos. „Zeit?“ Rick kam noch nicht ganz mit. „Musst du schon wieder weg?“ „Zeit, mit deiner Erzählung weiterzumachen. Erinnerst du dich?“ „Ach so. Hätte ich ja schon längst gemacht. Aber irgendwie war ich leicht abgelenkt.“ Rick versuchte ein schelmisches Lächeln. „Und daran warst du nicht ganz unbeteiligt. Also beschwer dich nicht.“ Rick setzte sich auf. Sie hatten es vorhin irgendwie geschafft, in das Bett zu gelangen und jetzt wollte Rick wieder nach draußen. „Lass uns in die Sonne gehen, im Licht erzählt es sich einfacher.“

„Wo war ich stehen geblieben?“ fragte er. Es handelte sich um eine rhetorische Frage und Rick erwartete keine Antwort. „Ich habe dir zu erklären versucht, was Altern ist und wie es im Prinzip funktioniert. Die Wissenschaftler, die diese Entdeckung gemacht hatten, sind mit Ehrungen und Preisen überschüttet worden. Als sie mit ihrem Anti-Alterungsmedikament die ersten erfolgreichen Versuche an Tieren vorzuweisen hatten, gründeten sie eine Firma, um die Anwendung an Menschen zu erreichen. Sie wurden mit Geld zugeschüttet. Beinahe jeder, der Geld oder Macht hatte, wollte zu den ersten Nutznießern gehören. Mit fast unbegrenzten Mitteln ausgestattet machten sie sich an die Arbeit.“ „Geld?“ „Was ist Geld?“ unterbrach ihn Amara. „Ach du Scheiße,“ entfuhr es Rick. „Wie soll ich das denn erklären?“ „Geld ist ein Zahlungsmittel, damit man keinen Tauschhandel betreiben muss. Man einigt sich darüber, welchen Wert jedes Ding oder jedes Tier hat, und dieses Wertäquivalent ist Geld. Man braucht also nicht mehr vier Ziegen gegen eine Kuh zu tauschen, sondern gibt dem Besitzer der Kuh den Wert in Geld.“ „Eine Kuh ist aber mehr wert als vier Ziegen“, meinte Amara. „Und woher bekommt der Käufer dann das Geld, das er dem Besitzer der Kuh gibt?“ „Da muss er vorher selber etwas verkaufen, bis er genug Geld hat“, sagte Rick etwas ratlos. „Oder man arbeitet dafür. Man gibt jemandem dafür, dass er etwas für ihn tut, Geld.“ „Aber irgendwoher muss das Geld doch kommen?“ „Wenn ich jetzt sage, von der Zentralbank, dann komme ich die nächsten Wochen mit meiner Erzählung nicht weiter“ sagte Rick. „Nimm es einfach mal so hin. Ich bin sicher, dass selbst zu dieser Zeit nicht jeder wirklich verstanden hat, wie das mit dem Geld funktioniert. Aber für alles brauchte man Geld und wenn man genug davon hatte, konnte man alles tun, was möglich und erlaubt war. Und wenn man mehr als genug Geld hatte, dann brauchte man sich auch nicht mehr wirklich darum zu kümmern, ob etwas verboten oder erlaubt war. Jedenfalls wollten alle, die in irgendeiner Weise etwas zu sagen hatten, dass diese neue Firma Erfolg hatte. Diese Leute träumten wohl davon, ihren Reichtum und ihren Einfluss für alle Zeiten behalten zu können.“

Die Wissenschaftler konnten sich also für ihre neue Firma die teuersten Geräte und die besten Köpfe leisten. Unter diesen Bedingungen hatten sie recht schnell viel versprechende Ergebnisse.“

„Und dann?“ fragte Amara. „Haben sie es an Menschen ausprobiert?“ „Nein, nicht sofort. Jedenfalls ist nichts davon bekannt geworden. Es hat zwar Gerüchte darüber gegeben, dass einige der älteren Geldgeber illegal behandelt worden waren. Aber dafür hat es nie einen Beweis gegeben. In diesen Kreisen verstand man es, Geheimnisse für sich zu behalten, das kannst du mir glauben.“ Rick rutschte ein wenig auf seinem unbequemen Stuhl hin und her, bevor er fortfuhr. „Nein, die Firma ging den offiziellen Weg. Sie beantragte die Zulassung der Versuche an Menschen und musste dafür umfangreiche Studien erstellen. Das dauerte mehr als zwei Jahre. Während dieser Zeit wurde viel darüber gestritten, ob Manipulationen am menschlichen Erbgut ethisch und moralisch zu verantworten seien und welche Folgen man zu erwarten hätte. Natürlich hatte jeder seine eigene Meinung dazu und wie immer, wenn sich jeder im Recht fühlte, waren die Auseinandersetzungen ziemlich heftig. Es kam zu Fernsehduellen, Demonstrationen, Streiks und was weiß ich noch alles. Kirchen, Umweltschützer und Idealisten waren strikt dagegen, viele andere, insbesondere die, die ohnehin schon das Sagen hatten, waren dafür. Die Firma BEE machte ihrerseits Stimmung für ihr Projekt, indem sie mit ihrem Geld die Medien beeinflusste, wo sie nur konnte. Schließlich wollten sie ihr Produkt ja irgendwann einmal gewinnbringend verkaufen.“

„Ich kann mir das gar nicht vorstellen“, sagte sie. „Im Dorf setzen wir uns zusammen, wenn es etwas zu klären gibt. Dann wird geredet, bis alle einverstanden sind. Und dann ist es gut.“ „Ja, deine Welt ist dafür auch klein genug“, erwiderte Rick. „Alleine Deutschland hatte zu dieser Zeit über 80 Millionen Einwohner. Europa fast 750 Millionen. Und auf der ganzen Welt lebten fast 7 Milliarden Menschen.“ Er schaute Amara in die Augen und versuchte abzuschätzen, ob sie mit diesen Zahlen

etwas anzufangen wusste. Dabei war diese Größenordnung selbst für ihn recht abstrakt. Und er hatte in grauer Vorzeit immerhin einmal ein technisches Studium absolviert. Wenn er schon keine konkreten Vorstellungen und Vergleiche mehr hatte, um sich diese Menge vorstellen zu können, wie sollte er das von Amara erwarten? „Alle diese Menschen zusammenzubringen, wäre völlig unmöglich gewesen. Deshalb wählten sie aus ihrer Mitte Vertreterinnen und Vertreter, die ihre Interessen vertreten sollten. Die nannte man Politiker und es war das Beste unter allen nicht funktionierenden politischen Systemen, das wir kannten. Aber es gab ja auch noch das Internet. Hier konnte jeder mitreden. Und das taten die Menschen. Manchmal gingen dabei sogar die Server in die Knie, weil sich so viele gleichzeitig zu Wort meldeten.“

Die nächste halbe Stunde brachte Rick damit zu, Amara wenigstens die Grundzüge der geografischen und politischen Situation zu erklären. Beim Thema Internet war er der Verzweiflung nahe. Fernsehen zu erklären, war dagegen noch vergleichsweise einfach gewesen. Dabei hatte Rick das Thema Energieversorgung und Infrastruktur schon ausgespart in der Hoffnung, Amara nicht völlig zu überfordern. Rick versuchte sich vorzustellen, wie er reagieren würde, wenn ihm jemand so viele so unglaubliche Sachen in so kurzer Zeit erzählen würde und gab dann auf. Das überstieg seine Vorstellungskraft bei Weitem.

Amara war ganz still geworden, als sie Ricks Ausführungen zu folgen versuchte. Sie hatte leichte Kopfschmerzen und seufzte. „Ich komme nicht mehr mit, Rick“, unterbrach sie seinen Redefluss. „Das ist alles unvorstellbar. Wie habt ihr euch da zurecht finden können? Wann hattet ihr Zeit, über euer Leben nachzudenken, wenn ihr immer so beschäftigt wart, wie du erzählst?“ „Unser Leben bestand hauptsächlich darin, Geld zu verdienen“, antwortete Rick. „Das, was ich gerade erzählt habe, taten wir in unserer Freizeit. Es kann sein, dass deshalb auch die Vorstellung, mehr Zeit zur Verfügung haben zu können, eine solche Faszination auf die Leute ausgeübt hat. Ich weiß es nicht. Es gab sicher die verschiedensten Gründe dafür, sich ein Leben ohne

Altern zu wünschen. Bei einigen mag es allein deshalb interessant gewesen zu sein, weil es möglich war. Viele hatten Angst vor Alter und Tod und es dürfte nicht wenige gegeben haben, denen einfach ihr Leben gefiel, wie es war und die es deshalb behalten wollten.“ „Und du? Was war dein Grund?“ Amara sah direkt in Ricks schief und unsicher lächelndes Gesicht. „Mein Grund?“ Ricks Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, als er fortfuhr: „Mein Grund? Ich hatte keinen Grund. Ich war anfangs sogar dagegen, mich behandeln zu lassen. Aber dann hat es sich anders ergeben.“ Amara meinte, so etwas wie Resignation aus dem Flüstern herauszuhören.

Kapitel 10

Rick stellte sein mit Wasserstoff und einer Brennstoffzelle betriebenes Auto in der Garage ab, schloss das elektrisch angetriebene Tor von innen und ging durch die Verbindungstür ins Haus. Vorher hatten sie ein batteriebetriebenes Elektroauto gehabt, aber die hatten sich auf dem Markt nie so richtig durchgesetzt. Dafür war die Lithiumbatterie einfach zu schwer und zu teuer gewesen. Außerdem wollte niemand stundenlang darauf warten, bis der Ladevorgang abgeschlossen war und dabei auch noch geringe Reichweiten in Kauf nehmen. Rick hatte als Elektroingenieur fasziniert verfolgt, wie man mit einigem Erfolg versucht hatte, die an das Stromnetz angeschlossenen Batterien auch als Zwischenspeicher zum Puffern von Verbrauchsspitzen zu nutzen. Dafür hatten die Besitzer, wenn sie sich daran beteiligten, einen deutlichen Preisnachlass für den Strom erhalten und die Energiekonzerne hatten auf diese Weise einen großen Stromspeicher erhalten. Letzten Endes hatte aber die Entwicklung eines mit einer Spezialkeramik ausgekleideten Tanks, in dem sich Wasserstoff fast verlustfrei aufbewahren ließ, den Ausschlag zu Gunsten der Brennstoffzellen gegeben. Und seit in den Wüsten Südeuropas und Nordafrikas solarthermische Kraftwerke billigen Strom für die

Elektrolyse von Wasser im Überfluss produzierten, war auch Wasserstoff billig geworden.

Helen wartete schon mit dem Abendessen auf ihn, wie fast jeden Abend. „Hallo Rick“, begrüßte sie ihn. „Hast du Hunger?“ „Ja, war ein anstrengender Tag heute“, erwiderte er matt. „Entschuldige, dass es so spät geworden ist.“ „Wenigstens hast du angerufen. Sonst wäre jetzt alles verkocht und kalt.“

Rick setzte sich etwas lustlos an den Esstisch in der geräumigen Küche und sah seiner Frau zu, wie sie Kohlrabi, Kartoffeln und Frikadellen servierte. „Gute Hausmannskost ist doch immer noch das Beste“, sagte er dann, als ihn der Duft des Essens daran erinnerte, dass er tatsächlich völlig ausgehungert war. Er nahm sich was auf seinen Teller. „Haben wir auch Senf?“ fragte er Helen. „Klar, ich hol ihn“. „Danke“, sagte Rick mit einem Lächeln, als er das Senfglas entgegen nahm. „Ich habe den ganzen Tag noch nichts zu Essen bekommen. Es war einfach keine Zeit. Die Strategiesitzung mit dem Vorstand ist nicht einmal mittags unterbrochen worden.“ „Wie lief es denn?“ Helen war ehrlich interessiert, denn in den letzten Monaten hatte Ricks Firma zunehmend mit Finanzierungsproblemen zu kämpfen gehabt. Rick war Ingenieur für Elektrotechnik bei Wind&Sun Energy (WiSE). Seit den zunehmenden Diskussionen über den Klimawandel, den Ausstoß von CO₂ und die Nutzung regenerativer Energien boomte der Markt für Solar- und Windkraftanlagen. Ihre Produkte waren gut. Aber die Konkurrenz wurde zunehmend größer. Vor allem die aus China. China war inzwischen technologisch nicht mehr weit von den Marktführern entfernt, hatte aber deutlich geringere Produktionskosten. Folglich konnten sie ihre Anlagen deutlich günstiger anbieten als die europäischen und amerikanischen Produzenten. Wenn man auf dem Markt bestehen wollte, musste man mit größerer Wirtschaftlichkeit und besserem Service punkten. Sowohl Solar- als auch Windkraftanlagen mussten regelmäßig gewartet werden und hier hatten die ortsansässigen Unternehmen noch deutliche Vorteile gegenüber den Anbietern aus Fernost. Es gab zwar inzwischen in den südlichen

Trockengebieten eine Reihe von solarthermischen Anlagen, die auch nachts mittels in großen Salztanks zwischengespeicherter Wärme Strom liefern konnten, aber die Transportverluste nach Mittel- und Nordeuropa machten deren Strom teuer. Trassen mit Supraleitern von Nordafrika bis nach Europa waren sowohl im Bau als auch wegen der Kühlung auf extrem niedrige Temperaturen im Unterhalt sehr aufwändig und daher nicht für die benötigte Kapazität verfügbar. Zudem hatte nicht nur der zunehmende Bedarf an Wasserstoff für einen hohen Verbrauch vor Ort gesorgt. Auch die Meerwasserentsalzungsanlagen, mit deren Hilfe immer neue Gewächshäuser den Wüsten neuen Lebensraum abtrotzten konnten, fraßen einen Großteil der Stromproduktion auf. Nur dem Bedarf an Devisen und früh abgeschlossene Lieferverträge stellten sicher, dass wenigstens ein großer Teil der Grundlast in Europa abgedeckt werden konnte. Daher war der Markt für kleinere Windkraftanlagen und private Fotovoltaikanlagen auf absehbare Zeit gut.

WiSE hatte den Versuch unternommen, Solaranlagen mittels beweglicher Gestelle dem Sonnenlauf nachzuführen. Hierdurch ließ sich die Stromausbeute deutlich steigern und nebenbei die CO₂-Bilanz verbessern. Dummerweise hatte sich herausgestellt, dass die Nachführung bei Dachanlagen viel schwieriger zu realisieren war als man zu Projektbeginn prognostiziert hatte. Kalkulierte Einnahmen blieben hinter den Erwartungen zurück, da die Prototypen viel zu teuer, für die meisten Dachkonstruktionen einfach noch zu schwer und darüber hinaus viel zu windanfällig waren. WiSE hatte zwar stabile Gewinne bei steigenden Umsätzen in der Windenergiesparte zu verzeichnen, die derzeitigen Verluste im Bereich Solarenergie fraßen den Gewinn aber vollständig auf. So stand der Verkauf der Solarsparte zur Debatte, wovon auch Ricks Arbeitsplatz betroffen wäre. Die heutige Vorstandssitzung sollte entscheiden, wie sich das Unternehmen in Zukunft im Markt positionieren wollte.

Rick kaute noch auf den letzten Bissen herum, als er Helen angrinste: „Wie es gelaufen ist? Gut, würde ich sagen. Besser hätte es gar nicht laufen können. Die Windenergiesparte wird auf dem Firmengelände eine Versuchsanlage für Windkraftanlagen mit Vertikalrotoren bauen. Das Wirtschaftsministerium scheint schon eine Genehmigung erteilt zu haben. Sogar Fördergelder wird es geben. Die Anlage wird bereits mehrere Dutzend Megawatt produzieren. Vertikalrotoren sind wartungsärmer, verschleißfreier und die Mastfundamente werden nicht mehr durch Zentrifugalkräfte beansprucht. Tolle Sache“, meinte er. „Ja ja, was ist mit *deiner* Arbeit?“ unter brach ihn Helen. Sie kannte Ricks Begeisterung für neue Techniken, teilte sie aber deshalb noch lange nicht. „Sorry“, entschuldigte er sich. „Aber der Vortrag der Kollegen war wirklich super. Da hatte alles Hand und Fuß. Ja, bei uns sieht es nicht ganz so rosig aus. Aber der Vorstand hat sich entschlossen, uns erst mal noch nicht zu verkaufen. Wir kriegen weitere zwei Jahre Schonfrist. Während dessen sollen unsere jetzigen Prototypen vom Dach auf den Boden gebracht werden. Da spielen Statik und Größe keine große Rolle. Und das Beste ist, dass wir ebenfalls eine große Versuchsanlage bekommen. Da die neuen Rotoren der Windräder ja keinen großen Schatten werfen, jedenfalls nicht so wie die riesigen Rotoren, die du ja kennst, können unsere Solarpaneele zwischen die Masten gesetzt werden. Man nutzt die Fläche also doppelt. Und durch die gesteuerte Nachführung ist die Stromproduktion den ganzen Tag über in etwa gleich. Na schön, wenn es regnet, machen wir auch nichts dran. Aber das Schöne ist ja, dass bei schönem Wetter wenig Wind herrscht. Dann liefern wir den Strom. Und wenn das Wetter schlecht ist, weht mehr Wind. Dann liefern die Rotoren die Energie. Ein perfektes Zusammenspiel. Nur für Nachts ist uns noch nichts eingefallen“ versuchte Rick, mit einem kleinen Scherz zu enden. „Der Vorstand verspricht sich davon, dass wir uns als „grüne Firma“ vermarkten, die ihren Energiebedarf komplett selber produziert und hofft, dass andere Firmen mitziehen. Und während wir mit den Bodenanlagen mehr Erfahrung sammeln, können wir in Ruhe an einer markttauglichen Anpassung für die ursprünglich geplanten Dachanlagen arbeiten.“ Rick

sah müde, aber zufrieden aus. „Schön, das freut mich“, strahlte Helen. Dann müssen wir also nicht mehr befürchten, unser Haus verkaufen zu müssen?“ „Die nächsten zwei Jahre jedenfalls nicht“, antwortete er. Und ich bin mir sicher, dass wir bis dahin so weit sind, dass wir auch in der Solarsparte aus den roten Zahlen rausgekommen sind. Ich finde das Firmenkonzert jedenfalls ziemlich viel versprechend.“

Etwas später, als sich Rick mit einer kühlen Flasche Bier in seinem Sessel im Wohnzimmer breit gemacht hatte, fragte ihn Helen: „Sag mal, du bist doch hier das Technikgenie in der Familie.“ Rick, der keine Ahnung hatte, wohin diese Einleitung führen sollte, sah seine Frau nur verständnislos an. Bevor er darauf etwas erwidern konnte, fuhr Helen schon fort: „Kannst du mir vielleicht erklären, wie sie dieses Antialterungsmittel in die Zellen kriegen?“ „Wie kommst du den jetzt darauf?“ fragte er zurück, in Gedanken immer noch mit den heutigen Ereignissen in seiner Firma beschäftigt. „Hast du keine Nachrichten gehört?“ „Wann denn? Schon vergessen, dass ich beschäftigt war?“ „BEE hat heute angekündigt, dass sie die Genehmigung für Studien an Menschen erhalten haben.“ „BEE?“ fragte Rick ratlos. „Biotech Eternity Engineering. Die Firma um die Professoren Wolter und Branagan, die das Altern aufhalten wollen. Das Thema läuft doch in jedem Kanal und steht in jeder Zeitung auf der ersten Seite.“ „Sind die tatsächlich schon so weit gekommen? Damit habe ich nicht gerechnet. Die wollen jetzt wirklich am menschlichen Erbgut herumfuschen und kriegen dafür auch noch eine offizielle Erlaubnis? Kaum zu glauben. Wenn das mal gut geht.“ „Es gibt aber viele Stimmen, die das ganz anders sehen“, erwiderte Helen etwas indigniert. „Und ich würde auch gerne wissen, wie die weiter voran kommen.“ Rick war dieses Thema unangenehm, weil er, ohne sich bisher allzu deutlich positioniert zu haben, eher gegen solche Versuche war. Menschen sollten nicht an sich selber herumexperimentieren. Das hatte aus seiner Sicht nichts mit Religion zu tun. Als Ingenieur kannte er die Risiken, die komplexe Systeme hervorbringen konnten, nur zu gut. Je komplexer Systeme waren, desto schwerer war es, die Reaktion einzelner Komponenten auf Änderungen

vorherzusagen. Und fast unmöglich war es, den Zustand des Gesamtsystems nach einer Änderung vorherzuberechnen. Und das menschliche Erbgut war ganz entschieden ein komplexes System. Vielleicht eines der komplexesten, das er, wenn auch nur oberflächlich, kannte. Seiner Erfahrung nach ließ man von so etwas besser die Finger, so lange es funktionierte. Aber er wusste auch, dass Helen von der Vorstellung fasziniert war, jung bleiben zu können. Hoffentlich wurde das nicht zu einer Besessenheit. Er liebte seine Frau und da er Streit nicht mochte, wäre er diesem Thema gerne ausgewichen. Außerdem war er müde.

„Kannst du mir jetzt erklären, wie man Änderungen im Erbgut vornehmen kann oder kannst du nicht?“ Helen hatte nicht die Absicht, das Thema fallen zu lassen. „In der Schule hieß es immer, das Erbgut sei unveränderlich und jeder Mensch hätte sein eigenes“. „Im Einzelnen? So ganz genau? Nee“, gab Rick zurück. Als er keine elegante Möglichkeit fand, um eine Antwort herum zu kommen, fuhr er fort: „Ganz grob meine ich verstanden zu haben, wie es funktioniert. Aber nagel mich nicht fest, wenn ich dir was Falsches erzähle. Ist ja schließlich nicht mein Fachgebiet und daher weiß ich auch nicht mehr, als ich aus dem Fernsehen und dem Internet mitbekommen habe.“ „Dann lass mal hören“, forderte ihn seine Frau auf. „Ich habe darüber zwar wahrscheinlich mehr gesehen und gelesen als du, aber so richtig dahinter gekommen bin ich nicht.“

Rick dachte einen Augenblick darüber nach, womit er anfangen sollte. Dann begann er: „Was die im Einzelnen mit den Genen machen, weiß ich auch nicht. Und woher die wissen, wo welche Gene was genau tun, weiß ich noch weniger. Aber BEE muss inzwischen sehr genau wissen, wie die Funktionsweise ist, denn sonst könnten sie ja keine Verbesserungen vornehmen.“ Er machte eine Denkpause. „Weißt du, was ein Virus ist?“ fragte er dann. „Klar, so was wie ein Grippeerreger“, sagte Helen. „So kleine Mistviehchen, die einen krank machen. Und das es davon viele verschiedene gibt. Und alle sind Krankmacher.“ „Das ist zum Teil richtig“, erwiderte Rick. „Dabei sind Viren nicht mal

Lebewesen im eigentlichen Sinne. Bakterien vermehren sich selbst durch Zellteilung. Viren können alleine gar nichts. Nicht einmal sich vermehren.“ „Wenn ich eine Grippe habe, dann haben sich die Dinger aber massenweise vermehrt!“ sagte Helen und dachte an ihre letzte fiebrige Grippe zurück, die sie fast eine Woche lang ans Bett gefesselt hatte. „Und wie die sich vermehrt haben, die Drecksdinger. Ging es mir beschissen!“ Helen schaute zu Rick hinüber, der Helens Ausbruch genutzt hatte, um einen kräftigen Schluck aus seiner Bierflasche zu trinken. „Entschuldige“, sagte sie, „aber ich hasse es, krank zu sein“. „Ja, das weiß ich“. Rick lächelte. Er wusste nur zu gut, wie Helen jammerte und um Zuspruch bettelte, wenn sie auch nur eine tropfende Nase hatte. Er hatte sich ein paar Tage Urlaub nehmen müssen, um seine hingebungsvoll leidende Frau pflegen zu können, als sie das letzte Mal wirklich krank gewesen war. Dabei hieß es immer, die Männer wären diejenigen, die bei den kleinsten Wehwehchen zusammenbrachen. Bei Helen und ihm war es eindeutig anders herum. „Zurück zu deiner Frage. Viren sind, wenn man es stark vereinfacht, nichts weiter als ein Haufen Erbgut ohne Stoffwechsel. Um sich zu vermehren, brauchen sie Wirtszellen. Die entern sie, bauen ihr Erbgut in die vorhandene DNA ein und zwingen diese Zelle dann, statt ihrer eigentlichen Aufgabe nur noch Viren zu produzieren. Also Kopien von den Eindringlingen herzustellen. Früher oder später geht die Zelle daran zu Grunde. Und die produzierten Viren befallen dann weitere Zellen. Du kannst dir vorstellen, dass es einem nicht besonders gut geht, wenn so eine Kettenreaktion irgendwann einmal in Gang gekommen ist. Wenn man Pech hat, stirbt man an der Infektion. Aber bei den meisten durch Viren verursachten Krankheiten gewinnt irgendwann das Immunsystem und man wird wieder gesund.“ „Das ist ja eklig“ sagte Helen angewidert. „Und was hat das jetzt mit dem Wirkstoff von BEE zu tun?“ „Ganz einfach, zumindest theoretisch“, fuhr Rick mit seinem Erklärungsversuch fort. „Die modifizieren ein Virus einfach so, dass er genau an der richtigen Stelle das Stück Erbgut austauscht, das sie ausgetauscht haben wollen. Dann müssen sie nur noch dafür sorgen, dass sich ihr Virus nicht zu oft vermehrt, sonst

würde die Zelle ja eingehen. Und zum guten Schluss darf das Immunsystem nicht alarmiert werden, damit das eingeschleuste Virus nicht bekämpft wird. Wenn man es schafft, so jede Zelle des Körpers zu ändern, hat man sein Ziel erreicht.“ „Wird man dann bei der Behandlung krank?“ Helen hörte sich immer noch angeekelt an. „Nein, wohl nicht. Jedenfalls dann nicht, wenn alles mit der richtigen Geschwindigkeit und den exakten Parametern abläuft. Aber frag nicht mich. Ich hab doch im Grunde auch keine Ahnung. In der Praxis wird es ungleich komplizierter sein als ich gerade erzählt habe“, meinte er dann. So kompliziert, dass ich bis vor kurzem nicht geglaubt habe, dass sie das schaffen würden. Aber offenbar haben sie es geschafft.“ „Und das alles ist völlig ungefährlich und ohne Nebenwirkungen?“ „Das behauptet die Firma jedenfalls. So ungefährlich jedenfalls, dass man die Genehmigung für die Versuche erteilt hat. Wirklich überzeugt davon bin ich nicht“, fügte Rick an. „Ein Organismus ist einfach viel zu komplex, um das mit Sicherheit sagen zu können.“ „Aber was passiert denn jetzt bei den Studien?“ Helens Neugier war wohl nicht zu stillen. „Wenn die jetzt irgendwelchen Freiwilligen ihr Mittel geben, können sie doch nicht gut die nächsten 20 Jahre daneben sitzen und beobachten, ob die älter werden oder nicht? Das würde ja ewig dauern. Dann kann ich mir das wohl abschminken.“ „Was abschminken?“ fragte Rick, der aber eine ziemlich gute Vorstellung davon hatte, was jetzt kam. „Na, vielleicht selber irgendwann mal so eine Chance zu kriegen, bevor man den Deckel über mir zumacht.“ „Nein, ich glaube eher, dass man analysieren wird, ob das eingeschleuste Erbgut tatsächlich in jeder Zelle zu finden sein wird. Und ob es an der richtigen Stelle sitzt. Ich vermute mal, dass das auch eines der Probleme gewesen ist, das BEE zu lösen hatte.“ „Wieso?“ fragte Helen zurück. „Na ja, jeder Mensch ist anders“, erwiderte Rick. „Also ist auch jedes Erbgut anders. Bee muss also sicherstellen, dass es überall und bei jedem funktioniert.“ „Ja, aber wie findet man dann heraus, ob das neue Stück Erbgut funktioniert?“ Helen schien an den Einzelheiten nicht mehr interessiert. „Keine Ahnung, ich weiß es wirklich nicht“ beendete er das Thema. „Lass uns ins Bett gehen. Ich bin wirklich müde.“

Kapitel 11

Amara war über Nacht geblieben und sie hatten sich zwischen kurzen Schlafphasen mehrmals geliebt. So war es keine Überraschung, dass die Sonne bereits hoch am Himmel stand, als sie aufwachten. Etwas übermüdet, aber beide mit einem dümmlichen Grinsen im Gesicht, machten sie sich auf den Weg zum Bach, der sich ein ganzes Stück entfernt durch den Wald schlängelte. Dort suchten sie sich eine Stelle, an der ein großer Felsblock eine Art natürlicher Staumauer bildete und dahinter ein Becken geschaffen hatte, das etwas mehr als einen Meter tief war. „Ein idealer Platz zum baden“, dachte Rick. Laut sagte er: „Das hättest du mir eher zeigen sollen. Das ist ja wunderschön hier.“ Amara lachte. „Und ich dachte, du bist alt genug, um dir die Umgebung auch alleine anschauen zu können. So weit weg von der Hütte sind wir ja gar nicht. Du warst wohl nur zu faul zum laufen.“ „Oder ich hatte Angst, dich zu verpassen“. Rick merkte selber, wie lahm seine Ausrede klang. Mit einem lauten Prusten stürzte sich Amara in das kühle Wasser. „Willst du da Wurzeln schlagen oder kommst du rein?“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen, zog schnell seine Sachen aus und sprang das Becken. Einen Moment lang glaubte Rick, die Kälte würde ihn umbringen. Er schnappte nach Luft und schüttelte sich. „Ist das kalt“, bibberte er. „Mir frieren gerade die Füße ein.“ Und nach einer kurzen Pause: „Und nicht nur die.“ Amara lachte. „Du bist wohl nichts Gutes gewöhnt?“ Dann tauchte sie kurz ganz unter. Als sie wieder hoch kam, glänzte das durch die Bäume gefilterte Sonnenlicht auf ihrem schwarzen Haar. Tropfen fielen wie in Zeitlupe nach unten und vereinigten sich wieder mit dem Bach. An ihren Armen hatte sich eine Gänsehaut gebildet und ihre Nippel mit den dunklen Vorhöfen standen groß und hart ab. Mit einem an Verehrung grenzenden Blick nahm Rick das alles in sich auf. Als Amara bemerkte, wie Rick sie ansah, kam sie näher. „Nur gucken ist nicht. Wenn du mich hier schon so anschaust

wie die personifizierte Versuchung, dann will ich dich auch haben. Und zwar ganz.“ „Dazu ist es hier drinnen viel zu kalt“, protestierte er schwach. Dann registrierte er, dass Amaras Verlockung stärker war als die Kälte des Wassers.

Geraume Zeit später saßen sie wieder vor der Hütte. Erst der Rückmarsch den Hügel hinauf und das warme Sonnenlicht hatten die Kälte aus den Knochen vertreiben können, aber wenigstens fühlten sie sich jetzt wach und frisch. Das üppige Frühstück hatte ein Übriges getan. Sie hatten die gegenseitige Nähe und den angenehmen Tag genossen, ohne den Zwang zu verspüren, den Moment zu zerreden.

Jetzt griff Amara das Thema des gestrigen Tages wieder auf. „Mich beschäftigt die ganze Zeit, wie du gegen deinen Willen mit dem Unsterblichkeitsmittel behandelt worden bist. Hat man dich gezwungen? Oder was ist passiert?“ „Eternity Version 3, später nur kurz E3 genannt“ sagte er etwas zusammenhanglos. „So nannte BEE das Mittel.“ „BEE hast du schon mal erwähnt“, fragte sie. „Hat das etwas zu bedeuten?“ „BEE ist eine Abkürzung und steht für Biotech Eternity Engineering. Ein Name, der dem englischen entnommen ist, was zu dieser Zeit sehr in Mode gewesen ist. Und eine Anspielung auf eine Biene, was wohl sowohl Natur als auch Fleiß und Zuverlässigkeit ausdrücken sollte.“ „Wieso Biene?“ fragte Amara. „Wer hat denn jetzt etwas von einer Biene gesagt?“ „Ihr habt wohl nicht einmal ein Konzept von einer Fremdsprache, oder?“ „Fremdsprache?“ Amara schien leicht überfordert zu sein. „Was ist eine Fremdsprache?“ „Hast du dich jemals gefragt, warum ein Tisch „Tisch“ heißt? Oder Feuer „Feuer“? Eigentlich egal, was man als Beispiel nimmt. Warum hat alles, was eine Bezeichnung hat, genau die und keine andere?“ „Keine Ahnung“, gab Amara zurück. „Ein Tisch ist ein Tisch, weil er ein Tisch ist.“ „Nicht ganz.“ Rick lächelte nachsichtig. „Ein Tisch ist ein Tisch, weil ihn alle einen Tisch nennen. Letztlich ist der Name völlig egal. Er muss nur allen bekannt sein und alle müssen sich einig sein, was mit dem Namen gemeint ist. Eine solche Einigung auf gemeinsame

Bezeichnungen nennt man Sprache. Und da es nur auf die gemeinsame Einigung auf so ein Bezeichnungssystem ankommt, kann man sich auch auf verschiedene Systeme einigen. Was ich damit sagen will ist, dass man sich genau so gut verständlich machen kann, wenn die Dinge andere Bezeichnungen haben als du sie kennst. Du musst nur wissen, ob derjenige, mit dem du sprichst, die gleichen Wörter benutzt wie du. Wenn er unter einem Tisch ebenfalls einen Tisch versteht und keinen, sagen wir mal Stuhl, dann kannst du relativ sicher sein, dass ihr euch versteht. Wenn er etwas anders oder vielleicht gar nichts versteht, spricht er eine andere Sprache.“ „Du meinst, wenn wir jetzt alles umbenennen, könnten wir uns trotzdem verstehen?“ „Ich glaube, dass das einiges an Durcheinander geben würde. Aber im Prinzip ja.“ „Und du willst mir jetzt erzählen, dass es noch eine andere Sprache gibt als unsere?“ „Eine?“ Rick lachte. „Sprachen haben sich über Jahrhunderte entwickelt. Je weniger die Menschen herumgekommen sind, umso kleiner waren die Verbreitungsgebiete ihrer Sprachen. Und weil die Erde groß ist, gibt oder gab es tausende, vielleicht drei- oder viertausend verschiedene Sprachen. Kleinere Dialekte sind dabei noch gar nicht mitgezählt.“ Rick schüttelte in seiner typischen Art leicht mit dem Kopf „Unglaublich, nicht?“ Amara, die glaubte, Rick habe die Anzahl der Sprachen gemeint, nickte. „Was für unwichtiger Unsinn sich im Laufe der Jahre in einem Gedächtnis ansammeln kann“, meinte er dann. „Wissen, das kein Mensch braucht. Und doch ist es da. Und es scheint nicht einmal Platz wegzunehmen. Wirklich ein erstaunliches Organ, so ein Gehirn...“. Rick, fragte sich gerade, woher er die Anzahl der Sprachen kannte und warum er diese Zahl behalten hatte. Dann setzte er hinzu: „Noch erstaunlicher ist aber, dass wir beide uns hier unterhalten können, ohne dass es einen wesentlichen Unterschied in der Sprache gibt. Isolierte Populationen wie euer Dorf sollten eigentlich im Laufe der Zeit eine Veränderung im Sprachgebrauch zeigen. Je länger die Isolation dauert, desto größer ist die zu erwartende Abweichung. Stattdessen gibt es kaum Unterschiede.“ „Noch mal zurück zu BEE“, holte Amara ihn aus seinen Überlegungen zurück. „Biotech scheint mir

eine Mischung aus Biologie und Technik zu sein. Aber was bedeuten Eternity und Engineering?“ „Eternity ist das englische Wort für Ewigkeit. Obwohl es nicht um Unsterblichkeit, sondern „nur“ um das Aufhalten des Alterungsprozesses ging, schien Professor Wolter etwas Großartiges im Firmennamen haben zu wollen. Was weiß ich. Mag sein, dass er eitel war. Oder auch nur ein guter Geschäftsmann. Und Engineering als englische Bezeichnung für Entwicklungsarbeit.“ „Und daraus haben sie BEE gemacht.“ „Genau“, sagte Rick erstaunt über Amaras rasche Auffassungsgabe. „Dann ist BEE das englische Wort für Biene?“ Amara klatschte begeistert in die Hände. „Ich glaube, ich habe es begriffen.“

Amara dachte nach. „Was hast du vorhin gesagt?“ „Was genau?“, fragte Rick zurück, der inzwischen so viel geredet hatte, dass er nur noch eine verschwommene Idee davon hatte, was er alles von sich gegeben hatte. „Na, dass es erstaunlich ist, dass wir beide uns unterhalten können.“ „Ach so, das. Rick dachte kurz nach. Na ja, ihr seid jetzt etwa 500 Jahre relativ alleine hier im Wald. So lange ist jedenfalls die erste Absonderungswelle her. Ein paar Jahrzehnte später sind dann noch mal eine ganze Reihe weiterer Leute dazugekommen. Soweit wir wissen, habt ihr seitdem nur wenige Kontakte zu anderen Gruppen und wir haben bis zu meiner Entdeckung ganz bewusst jeden Kontakt zu euch vermieden. Also solltet ihr eigentlich deutliche Unterschiede im Sprachgebrauch herausgebildet haben. Wir beobachten euch schon seit langer Zeit, aber wir konnten nur selten etwas belauschen. Daher war ich schon sehr überrascht, als du mich da am Bach angesprochen hast.“ „Wer ist „Wir“? Gibt es noch mehr von deiner Sorte?“. Amara schien eher neugierig als verärgert zu sein. „Ja“, erwiderte Rick. „Ein paar gibt es noch. Viele sind wir nicht mehr. Und seit der Kontakt zu den anderen Schutzzonen abgebrochen ist, wissen wir auch nicht mehr viel über den Stand der Dinge in der Welt. Aber das erzähle ich später. Sonst komme ich durcheinander.“ „Du musst es wissen“, gab Amara sich großzügig. „Dann erzähl mir wenigstens etwas von E3. Für was steht die drei?“ Weil es drei

aufeinander aufbauende Entwicklungsstufen gab“, sage Rick und versuchte, die komplexen Zusammenhänge möglichst einfach zu erklären.

Kapitel 12

Inzwischen war die Sonne um die Hütte herumgewandert. Amara und Rick tranken einen Schluck Wasser und aßen dazu ein wenig von dem kalten Rehbraten mit Brot aus Amaras Vorräten.

„Ich weiß so wenig von dir und deinen Leuten“. Rick versuchte, seine Gedanken in die Gegenwart zurückzubringen. „Wir beobachteten euch schon so lange. Und trotzdem wissen wir so gut wie nichts über euch.“ „Warum beobachtet ihr uns? Was wollt ihr von uns?“ „Glaub mir, wir wollen euch nichts Böses. Wir sind nur neugierig. Es gab mal eine Zeit, da hatten wir schreckliche Angst vor euch. Selbst jetzt trauen wir uns noch nicht wirklich, mit euch in Kontakt zu treten, obwohl wir inzwischen sicher sind, dass von euch keine Gefahr mehr ausgeht. Jetzt schauen wir ab und zu mal nach, ob es euch gut geht und wie ihr euch entwickelt, mehr nicht. Später haben wir auch überlegt, ob wir euch helfen sollen. Aber ihr brauchtet keine Hilfe und wir haben uns ehrlich gesagt auch nicht so richtig aus unserem Fort herausgetraut. Also haben wir euch in Ruhe euren Weg gehen lassen. Dass du mich gefunden hast, hätte nie passieren dürfen.“

Amara wartete auf weitere Erklärungen, aber Rick schien nicht die Absicht zu haben, näher auf das Thema einzugehen. Schließlich sagte er: „Keine Sorge, auch das werde ich dir bald erzählen. Immer schön der Reihe nach. Wenn ich mich jetzt verzettele, dann wirst du das alles nie sortiert bekommen.“ Amara zog einen Schmolmund, der Rick schon sehr vertraut vorkam. Er musste lachen. „Geduld, liebe Amara, Geduld. Es ist eine lange Geschichte und ich brauche Zeit, sie zu

erzählen. Sagte ich so etwas nicht schon mal? Wo ich einmal angefangen habe, werde ich sie schon zu Ende erzählt bekommen. Auf die eine oder andere Weise. Ich war nie ein guter Geschichtenerzähler, also lass es mich auf meine Art machen.“

Rick sah Amara mit traurigen Augen an. „Und jetzt muss ich auch noch eine Pause machen“. „Pause? Klar, mach du Pause“, sagte sie. „Ich warte“. „Das wird aber eine längere Pause werden“. Rick fiel es sichtlich schwer, als er weiterredete. „Ich muss nämlich morgen zurück.“ Amara sah ihn ausdruckslos an. „Damit habe ich schon gerechnet“, sagte sie dann. „Glaubst du, ich weiß nicht, dass man nicht so einfach von da verschwindet, wo man hingehört? Das ist schon in Ordnung. Versprich mir nur, dass du wieder zurückkommst!“ „Natürlich komme ich zurück. Am liebsten würde ich hierbleiben. Aber das geht nun mal leider nicht.“ „Ja.“ Amara lächelte ein verführerisches Lächeln. „Ja, das wäre mir auch viel lieber! Weißt du, wie lange du weg sein wirst?“ Rick rechnete: „Ich schätze, wenn das Wetter hält, brauche ich vier oder fünf Tage bis zum Fort. Unterwegs habe ich mir auf dem Hinweg ein paar Vorräte deponiert, so dass ich mir nichts zu essen suchen muss. Wie lange ich dann dort bleiben muss, kann ich noch nicht sagen, aber sicher etwa eine Woche mindestens. Und dann muss ich ja auch wieder den ganzen Weg zurück.“ „Also etwa drei Wochen. So lange. Wie soll ich das denn ohne dich aushalten?“ „Du hast doch alle Männer des Dorfs, mit denen du deine Zeit verbringen kannst“, meinte er säuerlich. Rick stellte fest, dass er tatsächlich etwas eifersüchtig war. An das Fehlen von Familien und Zweierbeziehungen würde er sich nie gewöhnen können. „Wer wird denn da so frustriert sein? Wenn du willst, warte ich auf dich. Ich verstehe es nicht, aber ich will nicht, dass du mich so anschaust“, sagte Amara. „Du kannst mir ja diese Nacht erklären, warum es sich lohnt, auf dich zu warten“, fuhr sie verschmitzt fort. „Aber du musst schon sehr überzeugend sein“. Dabei lachte sich laut auf. Rick lächelte schief und nahm sie in den Arm.

Nachdem sie so eine Zeit lang gesessen und die Nähe des anderen genossen hatte, fragte Rick: "Habt ihr eigentlich Bücher im Dorf? Geschichten oder Legenden von Früher? Wisst ihr noch irgendetwas von damals?" „Damals? Du meinst die Zeit, von der du erzählt hast?“ „Klar, was denn sonst? Immerhin stammt ihr aus der gleichen mehr oder weniger zivilisierten und technisierten Welt wie ich. Und bis auf ein paar alte Werkzeuge aus Eisen scheint davon nichts mehr übrig geblieben zu sein. Mit so etwas haben wir anfangs nicht gerechnet, dann erschien es uns folgerichtig. Aber so ganz verstanden haben wir das nie. Man vergisst doch nicht so einfach sein Erbe.“

Amara dachte nach. Sie dachte an all die langen Winterabende, die sie um die Feuer herum gesessen, gespielt, gelacht und erzählt hatten. Die Alten hatten die Kinder mit Schauergeschichten von bösen Waldgeistern und wilden Tieren erschreckt und sich auch sonst mit allerlei dick aufgetragenem Unsinn unterhalten. Aber da war es immer um das alltägliche Leben, Jagdabenteuer, Unfälle oder Ähnliches gegangen. Seltener kamen Fremde aus entfernten Dörfern vor. Es gab sogar einige wenige Dorfbewohner, die schon mal ein anderes Dorf besucht hatten und davon zu berichten wussten. „Nein“, sagte sie dann. „nicht, dass ich wüsste“. „Moment mal. Da fällt mir doch was ein. Es gibt Geschichten von Waldbewohnern, die sich nie zu erkennen geben. Einige der Männer schwören, sie hätten seltsam gekleidete Gestalten gesehen. Aber die waren immer weit weg und nie genau zu sehen. Keiner hat sich getraut, näher heranzugehen. Ich habe immer geglaubt, die haben Waldgeister gesehen. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, dann könnten sie dich gesehen haben.“ „Mich oder sonst jemanden von uns. Und wir haben unsere Tarnung als perfekt angesehen.“ Rick schüttelte seinen Kopf. „Zum Glück ist es nie zu einer richtigen Begegnung gekommen.“ Das brachte ihm einen bösen Blick von Amara ein. „Glück? Und was war dann unsere Begegnung? Pech?“ „Eigentlich mehr als nur Pech. Es war eine Katastrophe. Etwas, das nie hätte passieren dürfen. Wie sollt ihr euch denn eigenständig entwickeln, wenn wir von außen eingreifen? Und sei es nur durch unsere Anwesenheit. Aber vielleicht war das ein falscher Standpunkt.

Jetzt kann ich jedenfalls nicht behaupten, dass es mir besonders Leid tut. Aber ich werde mit meinen Leuten darüber reden müssen. Bis dahin verlasse ich mich auf dein Versprechen, nichts zu sagen!“ „Ich will vor allem, dass du zurück kommst“, flüsterte Amara. Du kannst deinen Leuten sagen, dass sie sich auf mein Versprechen verlassen können. Ich verspreche alles, wenn sie dich nur wieder zu mir lassen!“ „Jetzt ist es sowieso schon passiert. Welchen Sinn hat es, den Kontakt dann wieder abubrechen?“ Rick seufzte. „Ich bin sicher, dass ich das schon hinkriege. Mach dir mal keine Sorgen“.

Amara schaute ein wenig skeptisch. „Sicher?“ „Was ist schon sicher?“ antwortete Rick. „Immer dann, wenn man sich besonders sicher ist, passiert etwas Unerwartetes. So wie mit BEE und E3. Aber ich werde zurückkommen. Irgendwie.“ Er gab sich überzeugter als er sich fühlte. Um das Thema zu wechseln, fragte Amara: „Wie, glaubst du, sind wir zu dem geworden, was wir heute sind? Ihr müsst euch doch eine Vorstellung gemacht haben?“

„Habt ihr Bücher im Dorf?“ Rick wiederholte seine Frage von eben, die Amara ja noch nicht beantwortet hatte. „Bücher? Nein, haben wir nicht. Wenigstens habe ich noch nie eins gesehen.“ „Das ist in zweierlei Hinsicht seltsam“, staunte Rick. „Warum?“ Amara schaute ihn neugierig an. „Überleg doch mal. Du weißt, was ein Buch ist, hast aber noch nie eins gesehen. Findest du das nicht seltsam? Für mich heißt das, dass es bis vor gar nicht langer Zeit noch welche gegeben haben muss. Was die Frage aufwirft, wohin die Bücher verschwunden sind. Als euer Dorf vor fast 500 Jahren gegründet worden ist, haben die Gründer alles mitgebracht, was sie zum Leben gebraucht haben. Und jede Menge Bücher, damit sie alles nachlesen konnten, was sie für ihr neues Leben wissen mussten.“ Rick dachte nach. „Einige der Eierköpfe bei uns waren der Meinung, dass das Papier einfach nicht lange gehalten hat. Papier ist empfindlich gegen Feuchtigkeit und schimmelt dann. Selbst die beste Qualität hält unter günstigen Bedingungen nur zwei- oder dreihundert Jahre. Und für Bücher wurde selten das beste Papier verwendet. In euren Hütten ist aber sicher nicht der ideale Lagerplatz

für Bücher. Es mag aber auch sein, dass immer weniger Leute lesen konnten und das Papier dann zum Anzünden der Feuer verwendet wurde. Aber wie dem auch sei, anscheinend sind sie verschwunden. Nur nicht aus eurem Sprachgebrauch. Euer Leben funktionierte ja nach einigen Jahren auch ohne Bücher. Wer weiß. Ohne Überlieferungen werden wir das nie genau herausfinden.“ Rick machte eine Pause, um nachzudenken. „Aber unsere Eierköpfe waren sich sicher, dass ihr eine Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt haben müsst. Irgendwelche Geschichten von früher und den umwälzenden Ereignissen, die zur Gründung des Dorfs geführt haben. Von der späteren Katastrophe und den daraus entstandenen Wirren und Übergriffen, von denen ihr auch nicht verschont geblieben seid. Von dem Leben danach und davon, wie ihr zu dem geworden seid, was ihr jetzt seid.“ Er schaute zu Amara hinüber. Doch die schüttelte den Kopf. „Nein, ich kenne keine solchen Geschichten.“ „Ich kann mir vorstellen, dass ihr einfach keine Kultur des Geschichtenerzählens hattet“, überlegte Rick. „Vor der Erfindung der Schrift haben Erzähler Geschichten und Legenden von Generation zu Generation weitergegeben. Aber ihr kanntet das nicht. Anfangs hattet ihr eure Bücher, dann hattet ihr nichts mehr. Ihr habt einfach vergessen, euch zu erinnern. Tragisch. Und möglicherweise auch ein Glücksfall. So brauchtet ihr nichts Hinterherzueifern, das ihr nie mehr hättet wiederholen können. Ihr konntet unbeeinflusst und unbelastet von neuem beginnen. Vielleicht konnte es nur so funktionieren.“

„Das klingt ja so. als ob du uns für zu dumm halten würdest, uns das, was du eben Zivilisation genannt hast, wieder aufzubauen.“ Amara klang entrüstet. „Wir sind nicht blöd“, sagte sie trotzig. „Nein, seid ihr nicht. Im Gegenteil. Alleine, dass ihr überlebt habt zeigt, dass ihr nicht blöd seid. Aber wir haben damals alle verfügbaren Rohstoffe aus der Erde geholt und mussten dafür einen unglaublichen Aufwand treiben. An das, was wir übrig gelassen haben, wird nie mehr jemand heran kommen. Ganz einfach deshalb nicht, weil die Technik dafür nicht mehr existiert. Und um diese Technik neu zu schaffen, fehlen die Rohstoffe. Eine Katze, die sich in den Schwanz beißt. Da helfen nicht einmal die

Reste, die wir bislang am Laufen halten konnten.“ „Du willst damit sagen, dass ihr euch alles genommen habt ohne Rücksicht darauf, was künftige Generationen benötigen könnten? Das klingt, als ob ihr ziemlich kurzsichtig gedacht habt. Und sehr egoistisch.“ „Man nimmt nur, was nachwächst“, sagte Amara dann. „Nur so kann man auch im nächsten Jahr überleben. Das ist die erste und wichtigste Lektion, die wir schon als Kinder lernen. Ich glaube, ich verstehe deine Welt immer weniger“.

Kapitel 13

Die Nacht mit Amara war ein Verabschiedungsmarathon. Sie konnten oder wollten nicht voneinander lassen. Das gemeinsame Frühstück war weitgehend schweigend verlaufen und mit einem kurzen Kuss waren sie auseinander gegangen, beide müde und beide nicht in besonders guter Stimmung. Jetzt schleppte Rick sich durch den Urwald, seinen Kompass immer im Blick und den leicht gewordenen Rucksack auf dem Rücken. Die Stellen mit den Vorräten waren auf seiner Karte eingezeichnet. Der Einfachheit halber benutzten sie nach Möglichkeit immer dieselben Stellen. Dann musste man sie nicht erneut einzeichnen und so viele markante Wegmarken, die man schon von weitem ausmachen konnte, gab es in diesem grünen Einerlei auch nicht.

Er hatte sich mit Amara in drei Wochen wieder an der Hütte verabredet und er vermisste sie schon jetzt. Dabei war er gerade einmal eine Stunde unterwegs und bis zur ersten Übernachtung hatte er noch weitere anstrengende Stunden vor sich. Es war warm, obwohl es die Sonne kaum bis auf den Boden des dichten Waldes schaffte. Nach dem Gewitter von vorgestern war der Boden noch feucht und die Luft war mit Wasser gesättigt. Rick schwitzte und widerstand der Versuchung, jetzt schon an seinen Wasservorrat zu gehen. Langsam kam er in einen Rhythmus, die gleichförmige Bewegung hatte etwas

Hypnotisierendes. Er fragte sich zweifelnd, ob es ihm gelingen konnte, seine Mitbewohner im Fort davon zu überzeugen, ihre Isolation aufzugeben. Nachdem er Amara kannte, sah er in einer weiteren Isolation keinen Sinn mehr. Rick befürchtete nur, dass die Hardliner immer noch glaubten, die Dorfbewohner könnten die Infektion in sich tragen, obwohl allgemein anerkannt war, dass diese Gefahr nicht mehr bestand. Wenn es ganz schlimm kam, würden sie ihn gar nicht mehr hinein lassen. Durfte er für sie entscheiden und einfach ohne Warnung hineinmarschieren? Wenn er einmal drinnen war, wäre diese Frage entschieden. So oder so würde sich dann herausstellen, wer Recht behalten würde. Aber das würde wochenlang dauern, während alle auf das Auftreten von Krankheitssymptomen warten würden. Nein, Rick war sich sicher, dass es keine Krankheit mehr gab. Und wenn doch, würde er nichts bereuen. Es war allerhöchste Zeit, sich der Wirklichkeit zu stellen. So, wie sie jetzt lebten, konnte es nicht weitergehen. Wenn er von Amara eines gelernt hatte, dann das. Das Leben bestand aus viel mehr als dem dumpfen Einerlei, was sie im Fort Leben nannten. Ob er die anderen davon würde überzeugen können, wusste Rick nicht. Aber er würde es wenigstens versuchen müssen.

Während er einen kleinen Teil seiner Aufmerksamkeit darauf richtete, nicht zu stolpern, wanderten seine Gedanken zu einem längst vergangenen Abend zurück.

Es war Samstagabend und sie erwarteten Gäste. Rick mochte eigentlich keine Gäste. Er hatte lieber seine Ruhe. Die Gesellschaft anderer fand er zwar nicht grundsätzlich schlimm. Er fand sie nur sehr anstrengend. Immer musste man aufmerksam zuhören und nie konnte man eine Gesellschaft verlassen, wenn einem danach war, vor allem dann nicht, wenn man selbst Gastgeber war. Aber ganz ohne gesellschaftliche Kontakte ging es nun mal nicht und ein Minimum an Freundschaften musste auch Rick pflegen. Im Gegensatz zu ihm mochte Helen andere Menschen um sich herum. Sie war offen, freundlich und war immer gern gesehen. Sie kam ja auch relativ wenig

aus dem Haus und war dementsprechend dankbar, wenn sie jemanden hatte, mit dem sie sich mal unterhalten konnte. Also wurde sie gerne eingeladen und das wiederum bedeutete, dass man erwartete, dass diese Einladungen irgendwann auch erwidert wurden. Und so hatten sie zwei seiner Kollegen mit ihren Frauen eingeladen und revanchierten sich damit für einen Abend vor drei Wochen. Wenigstens war das Wetter gut und Rick hatte nur den Grill anzünden müssen, eine Kiste Bier kalt gestellt, die Gartenmöbel zurechtgerückt und alles andere seiner Frau überlassen. Die hatte sich mit Eifer auf die Zubereitung verschiedener Salate und Saucen gestürzt und für die Frauen eine Bowle angesetzt.

Gerade, als Rick sich aus der Küche verdrückt hatte, in der Helen wirbelte und sich um Glut kümmern wollte, klingelte es an der Haustür. Willi und seine Frau Karin standen da, er mit einem Blumenstrauß in der Hand. „Für die Chefin dieses Haushalts“, sagte er jovial, nahm Ricks ausgestreckte Hand entgegen und schüttelte sie kräftig. „Hallo Willi“, sagte Rick. „Hallo Karin“. Damit nahm er all seinen Mut zusammen und küsste Karin erst auf die linke und dann auf die rechte Wange. „Schön, dass ihr gekommen seid. Kommt rein und geht hinten durch auf die Terrasse, ihr kennt ja den Weg. Helen erwartet euch schon. Hein und Patty kommen auch gerade angefahren, ich bleibe schon mal hier.“ Nachdem auch diese beiden begrüßt waren, ging Rick mit Heinrich und Patrizia, die von allen nur Hein und Patty genannt wurden, ebenfalls nach hinten. Karin war gleich bei Helen in der Küche geblieben, um zu helfen und Patty gesellte sich gleich dazu. Rick und Hein gingen zu Willi auf die Terrasse. Willi hatte sich schon mal ein Bier aus dem Kühlschrank geholt und war mit dem Grill beschäftigt. Aus der Küche drang das Lachen der drei Frauen. „Du erlaubst doch, oder?“ fragte er, das Bier hochhaltend. Es war eher eine Feststellung als eine Frage. Rick grinste und ging seinerseits zum Kühlschrank und holte noch zwei Flaschen. Die Kronkorken entfernte er mit Hilfe des Feuerzeugs, das er nach dem Anzünden des Grills auf dem Tisch hatte liegen lassen. „Prost, Männer!“ sagte er und streckte seine Flasche den

beiden entgegen. „Prost“, scholl es ihm von beiden Seiten entgegen. „Die Kohle braucht noch eine halbe Stunde“, meinte Willi fachmännisch. Und schon steckten sie mitten in so wichtigen Themen wie Grillglut, Fußball und ihrer Arbeit. Die Frauen schienen sich drinnen bestens zu unterhalten. Immer wieder drangen Gesprächsfetzen und Lachen nach draußen. „Scheint ja gut zu laufen“, dachte Rick, der nichts weniger mochte, als Stille bei einer Gesellschaft. Das empfand er als peinlich. Aber heute Abend gab es genug Gesprächsthemen. Dann kamen die Frauen aus der Küche, beladen mit mariniertem Fleisch und drei großen Salatschüsseln. „Wer soll das denn alles essen?“ fragte Hein unschuldig. Hein war wie alle etwa in Ricks Alter, aber er war schon deutlich aus dem Leim gegangen. Rick kannte die Mengen, die Hein verdrücken konnte und wunderte sich nicht über die Folgen. Seinen „Sixpack im Speckmantel“ nannte Hein seinen Bauch selbstironisch. „Statt Löcher in die Luft zu starren, könntest du uns auch helfen“, warf Patty ein. „Das hier ist schließlich nicht alles“. Das ließen sich die Männer nicht zweimal sagen und holten die Bowle, etliche kleine Schüsselchen mit Sauce und noch einen riesigen Topf mit Pellkartoffeln nach draußen. Rick besah sich die Berge von Essen und schleppte dann noch einen kleinen Beistelltisch heran, damit wenigstens etwas Platz für sechs Teller auf dem Tisch freigeräumt werden konnte. Willi, der selbsternannte Grillmeister, übernahm das Grillen des Fleischs. Während des Essens spinnen sie ihre Unterhaltungsfäden weiter. Die Frauen setzten ihre Unterhaltung aus der Küche fort und die Männer waren in die Fortschritte ihres Solarstromprojekts vertieft. „Könnt ihr nicht mal von etwas anderem reden als von eurer Arbeit?“ Karin sah ärgerlich aus. Aber das war nur gespielt, um das zu wissen kannten sie sich alle gut genug. „Worüber denn?“, fragte Hein, der immer noch am Grill stand und dort versuchte, gleichzeitig zu essen und das Fleisch zu wenden. „Die Bundesliga und euch Frauen haben wir doch schon durch“. Dabei versuchte er, provozierend dreinzuschauen. Doch die Frauen kannten ihn lange genug, um nicht darauf einzusteigen. „Wie wäre es denn mit den neuesten Forschungsergebnissen bei dem Alterungsserum?“ sagte

Helen. „Willst du uns den Appetit verderben?“ fragte Rick zurück, konnte das Thema aber nicht mehr aufhalten.

„Jetzt wollen sie die Entwicklungsstufen zwei und drei zusammen genehmigen lassen“, erklärte Helen. „Entwicklungsstufen zwei und drei?“ fragte Willi dümmlich und mit vollem Mund vom Grill herüber. „Ja, nachdem Stufe eins ein voller Erfolg gewesen ist“, rief Patty begeistert. „Wie man in nur fünf Jahren feststellen kann, ob jemand altert oder nicht, weiß ich auch nicht. Aber BEE hat erklärt, dass alle Erwartungen erfüllt wurden. Und das keine Nebenwirkungen aufgetreten sind.“ „Wer lässt sich denn auf so ein Risiko überhaupt ein?“ fragte Willi. „So jemand kann nicht ganz dicht sein, finde ich.“ Willi war schon immer ein wenig grün und alternativ angehaucht gewesen und außerdem konnte er sehr treffend und dabei manchmal auch sehr zynisch analysieren. Nicht ganz ohne Grund hatte er einen Job bei einer Firma angenommen, die ihr Geld mit regenerativen Energien verdiente. „Wenn jemand alt genug ist, wird er das Risiko schon eingehen, kann ich mir vorstellen“, meinte Karin. „Wenn man nichts mehr zu verlieren hat als sein Leben, dann wird man schon zu so etwas bereit sein.“ „Und außerdem, wenn man so eine Chance bekommt, muss man doch nicht lange überlegen“, ergänzte Helen. „Und wenn es schief gegangen wäre?“, warf Rick ein. „Wäre es das wert gewesen?“ „Menschen sind schon ganz andere Risiken eingegangen, wenn sie etwas erreichen wollten“, sagte Patty. „Ich jedenfalls kann mir das gut vorstellen.“ „Was ist denn jetzt mit den Entwicklungsstufen zwei und drei?“ rief Willi von seinem Grill herüber. „Stufe eins betrifft das eigentliche Stoppen des Alterungsprozesses“, dozierte Helen, die sich keine Nachricht über dieses Projekt entgehen ließ und die so gut wie alles, was in den Zeitungen gestanden hatte, fast auswendig herunterleiern konnte. „Diese Tests sind jetzt erfolgreich abgeschlossen worden. Dann hatte BEE angekündigt, wegen der drohenden Übervölkerung der Erde mit der Behandlung eine Sterilisation zu verbinden, quasi zwangsweise. Damit wollten sie der allgemeinen Kritik begegnen.“ „Wie bei den Nazis“, murmelte Rick,

als er an die Bemerkung von Weihbischof Kröger dachte und hoffte, dass ihn keiner gehört hatte. „Und weil die Behandlung einen nur nicht altern lässt, ansonsten aber nicht unsterblich macht, wollen sie die Gesundheit gleich mit verbessern,“ sprudelte es weiter aus Helen heraus, der man anmerkte, dass es sich um ihr derzeitiges Lieblingsthema handelte. „Gesund lebt es sich sowieso viel angenehmer. Wer will schon ewig krank sein?“ meinte Patty. „Wenn man das wörtlich nehmen würde, wäre das ja furchtbar.“ „Genau“, stimmte Helen zu, die ganz in ihrem Element war. „Also hat BEE konsequenterweise das Immunsystem so verbessert, dass es wirklich mit allem fertig wird. Unendlich alt werden und dabei gesund und munter bleiben, ist doch genial, oder?“ fragte sie begeistert in die Runde. Rick blieb skeptisch, wollte aber nicht als Miesepeter dastehen. Also hielt er den Mund. Willi, der weiter am Grill stand, schaute zu Rick und verdrehte leicht die Augen.

„Wer finanziert das Ganze eigentlich?“ Hein, der abgesehen von seinem Faible für deftiges Essen eher praktisch veranlagt war, machte sich mehr Gedanken um die Machbarkeit Projekts als um dessen Implikationen. „Das alles muss doch eine gewaltige Menge an Geld verschlingen.“ Er sah Helen fragend an, doch die wusste darauf keine Antwort. „BEE hat sich nie konkret dazu geäußert. Es ist zwar von Investoren die Rede, aber was Konkretes hat man nie gesagt.“ „Liegt das nicht auf der Hand?“, ließ Willi sich von hinten hören. „Wer kann denn schon ein Interesse an so was haben?“ fragte er dann. „Doch nur Leute, die zu viel Geld und zu wenige Skrupel haben. Und die Angst haben, ihr Geld und ihren Einfluss an die nächste Generation geben zu müssen.“ „Warum verspricht BEE dann, die Behandlung jedermann zugänglich zu machen und das so günstig, dass es sich auch jeder leisten kann?“ warf Helen wieder ein. „Außerdem, warum sollten solche Leute ein Interesse daran haben, dann sterilisiert zu werden? Das ergibt doch keinen Sinn.“ „Das liegt doch auf der Hand“, wiederholte Willi sich. „Normalerweise sorgen solche Bonzen doch dafür, dass Geld und Macht in der Familie bleibt. Aber wenn sie wissen, dass sie nicht

abtreten müssen, dann werden sie keine Nachfolger mehr brauchen. Und so sorgen sie dafür, dass es keine gibt. Jedenfalls keine zusätzlich zu denen, die sie ohnehin schon auf dem Hals haben.“ „Jetzt mach mal halblang“, unterbrach ihn seine Frau. „Meinst du nicht, du siehst das etwas zu schwarz?“ „Hat schon mal irgend ein Bonze freiwillig was für jemanden gemacht, wenn er nicht musste?“ fragte Willi bitter zurück. „Nie im Leben. Die verkaufen uns nur für dumm, damit sie die Tests genehmigt bekommen. Und genau das ist der Grund, warum die so tun, als ob sie der Menschheit einen Gefallen tun wollten. Ich geh sogar noch einen Schritt weiter: Wenn die von BEE nicht befürchten müssten, dass sich irgendjemand wundern wird, warum manche Bonzen plötzlich so alt werden, hätten sie nie auch nur ein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Sie hätten alles im Geheimen gemacht und auf die Genehmigung geschissen.“ „Willi“, schimpfte Karin. „Benimm dich!“ Sie sah die beiden anderen Frauen entschuldigend an. „Wenn Willi drei Bier getrunken hat, vergisst er seine Kinderstube“. Aber es schien sonst niemand Anstoß genommen zu haben. „Meinst du wirklich?“ fragte Rick skeptisch. „Was die so von sich gegeben haben, klingt sehr plausibel.“ „Was ist denn, wenn die Geldgeber damit rechnen, dass ihre Macht dadurch zementiert wird, dass niemand mehr altert?“ fragte der wie immer praktisch denkende Heinrich. „Wenn die Bonzen jetzt alles Geld und alle Macht haben, dann können sie doch damit rechnen, dass das so bleibt, so lange keine Jungen von unten aufmüpfig werden. Die Leute, mit denen sie es jetzt zu tun haben, würden ja die Gleichen bleiben. Und wenn sie bislang mit denen zurecht gekommen sind, werden sie das auch in Zukunft tun.“ „Deine Überlegung hat nur einen kleinen Haken“, warf Rick ein. „So würde das nur funktionieren, wenn niemand mehr altern würde. Oder wenigstens fast niemand. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass das mal eintritt. Dafür gibt es viel zu viele Skeptiker. Und nicht mal unser Schwarzseher hier“ - und dabei schaute er zu Willi rüber – „wird behaupten, dass sie uns alle zwangsbehandeln wollen.“ „Wer weiß“, erwiderte Willi, „vielleicht kommen sie ja auf die Idee, es ansteckend zu machen. Dann bräuchten Sie nur ein paar Proben in der Welt zu verteilen und alles

andere würde unsere reisewütige Gesellschaft ganz von selbst erledigen.“ Rick schaute konsterniert drein. „Guck nicht so, war als Scherz gemeint. Nicht mal ich kann mir so was vorstellen“, versuchte Willi, wieder zurückzurudern. „Nein, ich glaube, die werden das Mittel so teuer machen, dass sich das nur die in ihren Augen Richtigen leisten können. Dann sorgen sie dafür, dass ihre Nachkommen, die sie bis jetzt haben, die richtigen Posten kriegen, um ihre Macht noch mehr zu festigen und dann werden sie erst recht tun und lassen, was sie wollen. Der kleine Mann ist wie immer der Gearschte.“

Helen schien enttäuscht. „Jetzt hast du mir die ganze Stimmung versaut“, sagte sie bedröppelt. „Dabei klingt das, was die sagen, so gut. Ich hab mir schon ausgemalt, wie das werden wird. Keine Anti-Faltencreme mehr und keine Wehwehchen.“ „He, lass dich nicht unterkriegen“, versuchte Patty sie aufzumuntern. „Das war Willi. Hast du schon mal erlebt, das Willi mit irgendwas Recht hatte?“ „Ja, mit mir“, warf Karin lachend ein. „Aber sonst? Große Klappe und nichts dahinter.“ Karin setzte ein unschuldiges Gesicht auf, schaute ihren Gatten an und sagte dann: „Ich liebe dich, Schatz“. „Trotzdem“, fügte sie nach einer Kunstpause hinzu und lachte.

„Wie dem auch sei“ sagte Patty. „Was ist denn jetzt mit den weiteren Tests?“ Helen, die sich wieder etwas gefangen hatte, setzte ihre Erklärungen fort. „Normalerweise müsste jede einzelne Entwicklungsstufe auch einzeln getestet werden. Aber BEE hat es jetzt so dargestellt, dass ihr Mittel eine einzige, zusammenhängende Behandlung ist. So, wie ein einzelnes Medikament ja auch nur als Ganzes genehmigt werden muss, selbst wenn darin verschiedene Wirkstoffe enthalten sind. Es scheint so, als ob die zuständigen Behörden sich damit einverstanden erklärt haben.“ „Und wie wollen die testen, ob das alles wie geplant funktioniert?“ fragte Rick. „Impfen die dann die Freiwilligen mit der Pest und Ebola, um zu schauen, was ihr Immunsystem darauf antwortet?“ „Und stecken sie die Probanden mit willigen jungen und fruchtbaren Frauen in einen Raum um zu schauen, ob sie schwanger werden?“ Hein grinste anzüglich. „Chauvinist“,

schimpfte Patty. „Frauen werden genauso getestet. Und die lassen sich sicher nicht freiwillig mit alten geilen Böcken einschließen“.

Rick kehrte langsam aus seinem Tagtraum zurück. An diesem Abend hatten sie noch lange kontrovers diskutiert, waren aber zu keinem Ergebnis gekommen. Wie auch, ohne Fakten? Aber immerhin war der Abend aus seiner Sicht gut verlaufen. Alle hatten sich gut amüsiert, das Essen war lecker gewesen und Helen hatte, nachdem ihr Besuch gegangen war, ihre gute Stimmung genutzt, um ihn nach allen Regeln der Kunst zu verführen. Als er daran dachte, kam ihm Amara wieder in den Sinn und beide Erinnerungen zusammen erregten ihn.

Kapitel 14

Rick saß unter einer gewaltigen Buche und verzehrte ein kräftiges Abendessen. Auf dem Hinweg hatte Rick hier eine Tasche mit Vorräten an einem Seil hoch in den Baum gehängt, damit sie für Tiere nicht erreichbar und gut versteckt war. Die Buche war so groß und alt, dass sich unter ihrem gewaltigen Blätterdach eine Art Lichtung im Unterholz gebildet hatte. Schon von weitem konnte man die Lücke im ansonsten dichten Gebüsch erkennen. Von dieser Lichtung gingen mehrere dünne Wildwechsel aus, über den nach Westen verlaufenden war er vor etwa einer Stunde angekommen. Er war erschöpft, denn er ging nur selten auf Erkundungstour und hatte dementsprechend keine gute Kondition. Normalerweise war er für die Wartung der Energieerzeugung im Fort zuständig. Aber seit es immer weniger Bewohner gab, musste auch er ab und zu raus. Heute was das erste Mal, das er sich im Wald zu Hause fühlte. Er dachte an Amara und ihren selbstverständlichen Umgang mit der Natur. Als er sich umblickte, die grüne, gesunde Mischung von alten und jungen Bäumen sah und die Vögel zwitschern hörte, kam eine tiefe Ruhe über ihn. Er begann, die Bewohner von

Amaras Dorf um ihr einfaches Leben zu beneiden. Das war etwas, das ihm in seinen mehr als 500 Jahren noch nie in den Sinn gekommen war. Nicht alles hatte sich zum Schlechten entwickelt, dachte er. Und er erlebte wieder diese Freude, am Leben zu sein, die ihm schon so lange abhanden gekommen war. Mit diesem Gedanken schlief er ein, ohne sich aus seiner üblichen Furcht vor wilden Raubtieren in die Baumwipfel zurückzuziehen.

Rick erwachte mit schmerzdem Rücken, aber sonst gut ausgeschlafen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und Dunst, der noch nicht ganz Nebel war, hing träge zwischen den Bäumen. „So, wie man den Wald früher in Märchen beschrieben hat“, dachte er und ertappte sich dabei, tatsächlich nach Elfen Ausschau zu halten. Er blieb noch einen Moment sitzen, nur um den Augenblick zu genießen. Dann stand er auf, verrichtete seine Morgentoilette und aß auf die Schnelle eine Kleinigkeit. Die übrig gebliebenen Vorräte packte er wieder in den Rucksack. Seine Anwesenheit sollte ja unbemerkt bleiben. Es war zwar nicht davon auszugehen, dass jemand hier vorbei kam, aber sicher war sicher. Das nächstgelegene Dorf war das von Amara und die anderen Dörfer lagen von hier aus mindestens noch einmal mehrere Tagesmärsche weiter weg. Also schleppte er alles, was er nicht verzehrt hatte, wieder mit zurück.

Rick war noch nicht lange unterwegs, als er von Süden auf die alte Trasse der A2 traf. Von der Umgebung unterschied sich dieser breite von West nach Ost verlaufende Streifen dadurch, dass höhere Vegetation fehlte. Rechts und links der ehemaligen Fahrspuren zog sich der fast undurchdringliche Wald entlang. Doch obwohl von den dicken Asphaltbetonschichten der damaligen Fahrbahndecke nichts mehr übrig geblieben war, wuchs hier nur Gras, das jetzt im Spätsommer kniehoch stand. Der Unterbau aus Sand und Kies war für Bäume und Sträucher einfach zu trocken und zu nährstoffarm. Außerdem war das Gelände nach wie vor sehr eben, wenn man von einigen Kaninchenbauten einmal absah. Hier kam er deutlich schneller

und weit angenehmer voran als im Wald, wo er immer nach Wildwechseln suchen musste, die in seine Richtung liefen. Rick dachte an seinen gestrigen Tagtraum zurück und versuchte, diesen zeitlich einzuordnen. Einzelheiten von Personen, ganze Gespräche oder Details seiner Arbeit hatte er sich immer ganz einfach merken können, aber bei Terminen und Daten hatte er so seine liebe Mühe. Er war dankbar für die Erfindung des elektronischen Kalenders und hatte diesen immer exzessiv genutzt. Ohne hätte er sein Leben nie unfallfrei meistern können. Allenfalls mit Hilfe seiner Frau Helen, die ihre wenigen privaten Verpflichtungen immer im Kopf hatte. Jetzt, wo er alleine durch die Wildnis stapfte, musste er sich schon sehr anstrengen, um einen Anhalt zu bekommen. Als die erste Zulassung für die Tests von Eternity Version 1 erteilt worden war, hatte er noch nicht lange bei WiSE gearbeitet. Rick versuchte, die Zeit einzugrenzen. Nach der Uni war das sein erster Job gewesen und er hatte ehrgeizige Ziele gehabt. Da war er gerade 27 geworden. Helen und er hatten für ihre Zeit schon sehr früh während des Studiums geheiratet. Helen war da erst 22 und er 24 Jahre alt gewesen. Als die ersten Fernsehdiskussionen angingen, hatte WiSE im Gründerpark die allerersten Demonstrationsanlagen aufgebaut. Also musste das so um 2035 herum gewesen sein. Schon damals hatte BEE bekannt gegeben, dass sie bereits an den Versionen zwei und drei arbeiteten. Das mit der Genehmigung hatte dann doch etwas länger gedauert als angenommen. Rick meinte sich erinnern zu können, dass so etwa fünf Jahre zwischen den Genehmigungen für Version eins und der gemeinsamen Version zwei und drei gelegen hatten. Dann war das also um 2040 herum gewesen. Plus minus ein Jahr vielleicht.

Rick stolperte, was ihn für einen Moment wieder zurück in die Gegenwart brachte. Er schaute nach unten und sah, dass er in einer Brombeerranke hängen geblieben war. Während er sich befreite, fluchte er hingebungsvoll. Nicht zum ersten Mal war er für die lange, aus widerstandsfähiger Baumwolle bestehende Militärhose dankbar. Wo er schon einmal aus dem Trott gekommen war, konnte er auch

eine kleine Pause einlegen. Er nahm den Rucksack ab, öffnete ihn und nahm seine Wasserflasche heraus. Aus dieser genehmigte er sich einen kräftigen Schluck und überlegte, ob er auch noch etwas essen sollte. Dann entschied er, dass es dafür noch zu früh war, packte die Flasche wieder ein, schloss den Rucksack und schulterte ihn. Dann machte er sich wieder auf den Weg. Sein Vorsatz, besser darauf zu achten, wohin er trat, fiel den warmen Sonnenstrahlen und der Einförmigkeit der Umgebung zum Opfer. Bald träumte er wieder von damals.

Rick war mit Hein, Willi und einem weiteren Kollegen dabei, die Solarpaneele der ersten Generation gegen ihre Neuentwicklung auszutauschen. Die alten Paneele waren auf einem System von Schienen und Stangen angebracht, die mittels kleiner Elektromotoren und einer zentralen sensorgesteuerten Elektronik dem Lauf der Sonne nachgeführt wurden. Durch die Mechanik und die große Zahl der Einzelkomponenten war die Fehleranfälligkeit zu hoch und die Haltbarkeit im statistischen Mittel zu gering gewesen, als dass man hier von einem durchschlagenden Erfolg hätte sprechen können. Außerdem war da noch das Problem des Gewichts und der mangelhaften Widerstandsfähigkeit gegenüber Witterungseinflüssen, insbesondere gegen stärkere Winde. Bislang mussten sie die Elemente bei einer Windstärke von mehr als 6 in die Grundstellung zurück fahren. Erst die Idee, das Ganze mit Hilfe hydraulischer Zylinder zu bewegen, hatte den Durchbruch gebracht. Hydraulik war weit weniger anfällig. Und durch die Verwendung zentraler Hydraulikpumpen konnten sowohl die Zahl der Einzelteile als auch das Gewicht der Anlagen entscheidend reduziert werden. Darüber hinaus waren Windstärken bis Stärke 7 zu verkraften, was sich nach keiner großen Steigerung anhörte, in den meisten Gegenden Deutschlands aber einen fast ununterbrochenen Betrieb möglich machte. Wenn die Anlagen hier auf dem Boden ausgetauscht waren, sollte auch das Dach des Verwaltungsgebäudes mit einer Versuchsanlage ausgestattet werden.

Es ging auf 12:30 Uhr zu und Rick meinte, ohne sich an jemand besonderen zu wenden: „Ich mach mal Mittag. Ich habe Kohldampf und außerdem muss ich mal aus der Sonne raus. Kommt jemand mit?“ Heinrich wollte noch das Paneel zu Ende montieren, an dem er mit seinem Kollegen gerade arbeitete. Aber Willi wollte mitkommen: „Was soll ich hier alleine?“, fragte er? „Ohne Hilfe kann man die Dinger nicht aufbauen. Es sei denn, man hat Krakenarme.“ Dabei schaute er an sich entlang, spielte den Entsetzten und grinste dann. „Du kannst auch nie ernst bleiben, was?“, fragte Rick. „Ernst?“, antwortete der. „Lass uns lieber in die Kantine gehen, bevor ich dich in Versuchung führe.“ „Versuchung?“ fragte Rick verständnislos. „Selber mal zu lachen.“ Damit drehte Willi sich rum und ließ den verdutzten Rick stehen. Rick eilte hinterher und lachte. Willi schaffte es immer.

Nach dem Essen packte Willi seine Zeitung aus und blätterte lustlos darin herum. „Immer nur der selbe Mist“, sagte er, nachdem er drei Mal umgeblättert hatte, ohne wirklich etwas zu lesen. Im Gesellschaftsteil angekommen, schien er etwas Interessantes gefunden zu haben. „Guck mal an“, murmelte er dann. „Dass es das nicht mal mehr auf die erste Seite geschafft hat, sagt eigentlich schon fast alles.“ Was so ganz genau?“, fragte Rick eher, um überhaupt was zu sagen. Er war in Gedanken schon wieder bei der Arbeit. „Der Papst hat die Zulassung von E3 als Sünde und Anmaßung gegen Gottes Schöpfung geißelt“. „E3?“ Rick stand auf dem Schlauch. „Alzheimer in deinem Alter?“ gab Willi bissig zurück. „Über was haben wir uns schon oft unterhalten? Und was ist spätestens jeden zweiten Tag in den Nachrichten?“ „Ach so, ja, natürlich weiß ich was E3 ist. War ja auch erst am Samstag groß überall zu hören und zu lesen, dass BEE die Zulassung erhalten hat. Ich war nur in Gedanken.“ „Ewiges Leben ist ja auch nicht so wichtig.“ Willis Tonfall triff vor Sarkasmus. „Es gibt bestimmt viel Wichtigeres“. Rick sah ihn an und verdrehte die Augen. „Also schön, was sagt denn der Papst jetzt?“ „Hab ich doch gerade gesagt. Dass der Mensch Gottes Geschöpf ist und er deshalb nicht ungestraft in seiner

Schöpfung herumpfuschen dürfe. Er droht allen, die sich behandeln lassen, die Exkommunikation an.“ „So was gibt es noch?“ Rick war erstaunt. „Ich dachte, das wäre was aus dem Mittelalter?“ „Offenbar nicht“, sagte Willi. „Sonst würde es nicht hier stehen.“ „Und ausgerechnet du glaubst einer Zeitung jedes Wort? Das glaub ich jetzt nicht“, machte sich Rick über ihn lustig. „Außer dir selbst und vielleicht Albert Einstein hast du doch noch nie etwas geglaubt, was du nicht selbst gesehen oder wenigstens nachgerechnet hast.“ „Wenn die katholische Kirche etwas sagt, dann glaube ich sofort“, lästerte Willi. „Ich glaube nämlich, dass das nichts Gutes zu bedeuten haben kann.“ „Übertreibst du jetzt nicht etwas?“, fragte Rick zurück. „Nenn mir irgendetwas Gutes, das die Kirche auf die Beine gestellt hat, und ich halte sofort den Mund.“ „Und selbst wenn du was findest, kann das die ganze machtbesessene Verdorbenheit dieses Bürokratenmonsters nie und nimmer rechtfertigen.“ Rick verzichtete auf eine Erwiderung. Wenn Willi einmal mit seinem Lieblingsthema angefangen hatte, war er sowieso nicht mehr zu bremsen. Rick war zwar katholisch erzogen worden, hatte sich aber schon früh gelangweilt aus der Kirche verabschiedet. Danach hatte er sich nur noch dann mit dem Thema Religion befasst, wenn es gar nicht anders ging.

Dann konnte er es aber doch nicht lassen: „Aber mal abgesehen davon, dass mit der Exkommunizierung – oder heißt es Exkommunikation? – wirklich nach finsterem Mittelalter klingt, ist das im Ergebnis doch richtig. Der Mensch sollte nicht an sich herumpfuschen.“ „Und, ist das vielleicht eine Rechtfertigung dafür, dass jemand aus den völlig falschen Gründen eine richtige Meinung hat?“ „Wie meinst du das?“, fragte Rick. Er wollte Willi keine Munition liefern, die Frage war ihm so herausgerutscht. „Die Sicht der katholischen Kirche auf die Welt ist statisch“, dozierte Willi, der nur auf die Frage gewartet zu haben schien. „Die aller anderen monotheistischen Religionen übrigens genauso. Die berufen sich auf alte Schriften und weigern sich, das Geschriebene in die heutige Welt zu übertragen. Dabei ist die Welt, wie wir wissen, alles andere als statisch. Wie kann also etwas, was vor tausenden von Jahren geschrieben wurde, heute noch wortwörtlich

genommen werden? Selbst wenn, ich betone wenn“, ereiferte sich Willi, „wenn das damals alles gut und richtig gewesen sein sollte, muss das doch heute nicht mehr immer noch stimmen. Man sollte doch meinen, dass man den damaligen Sinn auf die heutige Zeit zu übertragen versucht. Aber nein, keine Spur. Da steht was und darüber muss man nicht mehr nachdenken. Dabei ist doch ein dynamisches Universum und eine sich entwickelnde Welt viel großartiger als das „in 6 Tagen schuf Gott die Welt und damit ist alles für immer fertig“, das uns die Religionen zu verkaufen versuchen. Die nehmen ihren eigenen Gott doch nicht ernst. Behaupten, sie wären nach Gottes Ebenbild erschaffen und weigern sich dann, den von ihm empfangenen Verstand auch zu benutzen. Das ist doch abartig.“

Rick schaute resigniert auf die Uhr. Längstens 5 Minuten würde er Willis Geschwafel über Gott und die Welt noch ertragen müssen, dann war die Pause zu Ende. Er schaute hilfesuchend zur Tür, ob nicht vielleicht Hein und Siggie noch rechtzeitig kamen, um diese letzten Minuten zu retten. Er mochte Willi wirklich. Willi hatte eine humorvolle, doch leider ebenso oft auch zynische Sicht auf die Dinge. Dummerweise war er nicht auf den Kopf gefallen und konnte zwei und zwei zusammenzählen. Willi war jemand, der in einer Zeitung die Nachrichten zwischen den Zeilen lesen konnte. Nur bei dem Thema Kirche war er regelmäßig unerträglich besserwisserisch. „Wenn also der Papst sagt, dass wir nicht an uns herumpfuschen sollen, dann spielt das keine Rolle. Denn er beruft sich auf alte und zweifelhafte Überlieferungen und hat keine Ahnung von den heutigen Problemen. Was ist so eine Meinung denn dann wert?“ fragte er und blickte Rick dabei herausfordernd an. Dann stand er auf, nahm sein Tablett mit dem schmutzigen Geschirr und schlenderte zum Ausgang. Als Rick ihn eingeholt hatte, waren sie schon wieder draußen. „Wenn der Papst den Leuten einen vernünftigen Grund nennen würde, warum sie die Behandlung nicht machen lassen sollten, dann würde man vielleicht sogar auf ihn hören. Aber ein stumpfsinniges „es steht geschrieben“ dürfte da zu wenig sein. Ich sage nur „Seite 7“. Nicht mal die

Zeitungsmacher interessieren sich wirklich für seine Meinung.“ „Apropos Meinung. Wie ist denn eigentlich deine?“ Willi schaute Rick an. „Meine Meinung? Die interessiert dich wirklich?“ „Würde ich sonst fragen? Jeder hat dazu doch eine Meinung. Helen beispielsweise ist fast ausgerastet vor Freude, als die Nachricht von der Zulassung kam. Ich bin skeptisch. Und du?“ Willi ging ein paar Schritte schweigend, ehe er antwortete. „Weißt du, wo der grundsätzliche Fehler in dem Ganzen liegt?“ Rick schaute skeptisch. „Politiker, die Ethikkommission, die Wirtschaft, keiner von denen hat einen grundsätzlichen Fehler gefunden. Die, die dagegen sind, tun das, weil sie überzeugt sind, dass es einfach nicht richtig ist, dass der Mensch in seine eigene Natur eingreift. Aber die Studien von BEE sollen doch eindeutig bewiesen haben, dass es keine Fehler oder Nebenwirkungen gibt.“ Willi lachte. „Das ist wie mit der Mathematik. Sobald man die grundlegenden Definitionen als gegeben hinnimmt, ist alles andere nur noch logisch und folgerichtig. Niemand stellt die Zahlen 1 bis 9 in Frage. Und die Erfindung der Null ebenfalls nicht. Darauf lässt sich alles andere aufbauen.“ „Ja, das weiß ich“, antwortete Rick, einerseits ärgerlich über den oberlehrerhaften Ton seines Freundes, andererseits neugierig, wohin dieser Gedanke führen würde. „Und? Worin meinst du den Fehler entdeckt zu haben, du Genie?“ „Eigentlich ist es ganz einfach. So einfach, dass anscheinend kein Mensch drauf kommt. Alle gehen davon aus, dass das Altern ein Fehler der Natur ist. Einzeller altern nicht, warum sollen das Mehrzeller dann tun? Das ist doch die Grundannahme.“ Willi klang, als würde er laut denken. „Es handelt sich um einen Fehler und Fehler kann man beheben.“ „Ja, und?“ Rick hatte immer noch nicht die leiseste Ahnung, worauf Willi hinaus wollte. „Was ist, wenn dieser angebliche Fehler gar kein Fehler ist, sondern eine geniale Erfindung der Natur?“ Willi schaute triumphierend zu Rick hinüber. „Warum sollte jemand das Altern erfinden?“ fragte Rick verständnislos. „Ganz einfach. Weil sich nur so dynamisches Leben entwickeln kann. Schon wieder vergessen, was ich dir drinnen zu erklären versucht habe? Ohne Vergehen kein Entstehen. Aber der Mensch betrachtet sich ja lieber als Krone der Schöpfung denn als ein

integrativer Teil von ihr. Und das ist das Verdienst der Religionen. Auch wenn der Papst jetzt das Ergebnis verurteilt hat. „Gehet hin und macht euch die Erde untertan“ und „Gott schuf als Krone seiner Schöpfung den Menschen“ und ähnlicher Unsinn sind doch verantwortlich dafür, dass wir uns über die Natur stellen statt uns als Teil von ihr zu begreifen. Und jetzt stellen wir uns nicht mehr nur darüber, nein, jetzt arbeiten wir auch noch dagegen an“, fügte er leise hinzu. „Das kann ja nur schief gehen.“

Rick kam langsam aus seinen Gedanken zurück. Damals hatte er Willi nicht sonderlich ernst genommen. Willi versuchte einfach aus Gewohnheit, an allem erst mal das Negative zu sehen und dann seine Mitmenschen mit seinen oft an den Haaren herbeigezogenen Argumenten zu beeindrucken. Rick hatte zwar damals schon zugeben müssen, dass Willi viel zu oft Recht behielt. Aber dass Altern und Tod eine geniale Erfindung der Natur sein sollten, kam ihm dann doch zu dick aufgetragen vor. Und das dann auch noch irgendwie mit dem Standpunkt der katholischen Kirche zu vermengen, war einfach absurd. Typisch Willi eben. Argumentieren, bis der Arzt kam, nur so als Zeitvertreib. So hatte er damals darüber gedacht. Inzwischen wusste Rick es besser. Viel besser. Aber darauf hätte er gerne verzichtet. Lieber würde er weiter über Willis abgefahrene Idee lachen können. Aber das Lachen war ihm im Halse stecken geblieben.

Kapitel 15

Rick schaute zur Sonne und stellte fest, dass es schon weit nach Mittag war. Er war so in Gedanken versunken gewesen, dass er die Zeit völlig vergessen hatte. Dabei hatte er, ohne sich dessen bewusst zu sein, eine gute Strecke zurückgelegt. Anhand von Landmarken versuchte er auszumachen, wo er sich in etwa befand. Doch gerade hier war das fast unmöglich. Die Trasse führte fast genau nach Osten

und rechts und links erstreckte sich ohne große Variationen ein dichter Eichen- und Buchenwald. Aber er war sich ziemlich sicher, dass sein zweites Depot nicht mehr sehr weit entfernt sein konnte. Woher er das wusste, konnte er nicht sagen. Also gab eine ausgiebige Pause jetzt auch keinen Sinn mehr. Rick setzte den Rucksack ab, nahm sein Fernglas und die Flasche heraus, trank einen Schluck und seufzte. Dann schaute er in die Richtung, in die er unterwegs war, ob er die Eiche auf dem ehemaligen Mittelstreifen finden konnte. In beide Richtungen von dieser Eiche wuchs auf der gesamten Trassenbreite der ehemaligen Autobahn 2 kein einziger Baum. Warum es ausgerechnet dort eine Eiche geschafft hatte, groß zu werden, wusste niemand. Da sie weit und breit keine Konkurrenten hatte, war sie dick und hatte rundherum ausladende Äste, die bis fast Brusthöhe herunter reichten. Ganz unten waren sie vom Rotwild abgefressen worden, so dass es aussah, als wäre der Baum mit einer Heckenschere ganz akribisch beschnitten worden. Diese Eiche war die perfekte Wegmarke. An ihr konnte man gar nicht vorbeilaufen. Rick dachte, er könne sie am Horizont erkennen, war sich aber nicht sicher. Aber länger als eine Stunde glaubte er nicht mehr zu brauchen. Und so packte er sein Zeug zusammen, schulterte seinen Rucksack und machte sich wieder auf den Weg.

Rick brauchte tatsächlich anderthalb Stunden, um die Eiche zu erreichen. Dennoch war er stolz auf seine Orientierungsgabe. Mit zunehmender Übung fiel es ihm immer leichter, die Orientierung zu behalten. Anfangs hatte er so seine Schwierigkeiten und mehr als einmal war er mit mehreren Tagen Verspätung zurückgekommen. Erkundungsgänge waren erst dann zu seinen Pflichten geworden, als es immer weniger Bewohner des Forts gab. Um die spärlichen Informationen über das „Draußen“ nicht ganz zu verlieren, waren auch die Wissenschaftler und Techniker, die übrig geblieben waren, gezwungen gewesen, den schützenden Kokon zu verlassen. Bei den ersten Touren hatte er vor Angst und Aufregung weiche Knie gehabt und er hatte sich bei jedem Geräusch umgeschaut. Besonders dann,

wenn ein stärkerer Wind wehte, vermittelte ihm das Rauschen der Bäume das unangenehme Gefühl, nicht alleine zu sein. Doch dann gewöhnte er sich langsam daran. Man konnte nicht ewig Angst haben. Dabei waren die wirklichen Gefahren gering. Abgesehen von den verstreuten Dörfern, deren Bewohner offensichtlich friedlich waren, gab es keine Menschen mehr, die einem hätten gefährlich werden können. Eine Infektionsgefahr bestand auch nicht mehr, was bis auf wenige ganz verbohrt ewig Gestrige von allen akzeptiert war. Dafür gab es jetzt wieder große Raubtiere. Doch die waren scheu und selten. Soweit sie wussten, war durch Tiere noch nie jemand zu Schaden gekommen. Da man aber andererseits nie jemanden wiedergefunden hatte, der von einer Tour nicht mehr zurückgekehrt war, konnte man natürlich auch nicht mit Sicherheit sagen, war ihm widerfahren war. Es war schon tödlich, sich in der Wildnis den Fuß zu brechen. Und das jemand eine Tour nutzte, um Selbstmord zu begehen, kam leider nur zu oft vor. Ob da nicht doch Opfer von Bären oder Wölfen zu beklagen waren, konnte niemand sicher ausschließen. Natürlich wäre es sicherer gewesen, wenn man zu zweit oder zu dritt gehen würde, aber dafür hatten sie nicht mehr genug Leute. Sie konnten ohnehin eigentlich niemanden mehr entbehren. Ja, die ersten Patrouillen waren immer mit fünf Mann besetzt gewesen. Doch im Laufe der Jahrzehnte waren es dann immer weniger Leute geworden. Zuerst hatte man die Zahl der Patrouillen reduziert, dann deren Stärken. Irgendwann sahen sie sich gezwungen, die Leute alleine loszuschicken.

Rick wollte gerade das Seil, das seinen auf dem Hinweg hier zurückgelassenen Vorratsbeutel im Geäst vor Tieren sichern sollte lösen, als er die Kratzspuren in der Rinde sah. Der Größe und der Tiefe nach konnten sie nur von einem Bären stammen. Ob Braun- oder Schwarzbär, konnte er nicht sagen. Rick gehörte zu den wenigen Leuten im Fort, die absolut kein Interesse an der Jagd hatten. Dabei war die Jagd so ziemlich das Einzige, was die lähmende Eintönigkeit ihres Alltags im Fort unterbrechen konnte. Doch Rick hatte es immer abgelehnt, Tiere nur zu seinem Vergnügen zu töten. Wenn er einen

Bären sah, konnte er ihn durchaus bestimmen. Aber diese beiden Bärenarten auseinanderzuhalten, war ja auch nicht sehr schwer. Doch nur anhand der Kratzspuren war es Rick unmöglich festzustellen, welche der beiden Arten hier gewesen war. Schwarzbären waren eher neugierig als gefährlich. Dagegen konnten Braunbären, wenn sie sich gestört fühlten, aggressiv reagieren.

Dabei waren die Waschbären viel schlimmer. Die Biester waren über alle Maßen neugierig und dreist waren sie auch. Dazu kam noch, dass sie an nahezu alles herankamen. Wenn sie ein Vorratsversteck entdeckt hatten, war anschließend meist nichts mehr übrig. Aber diese Spuren hier sahen nicht nach Waschbären aus. Rick schaute dem Seil entlang nach oben. Der Beutel hing noch da, wo er ihn befestigt hatte. So, wie es aussah, war der Bär nach oben geklettert, hatte dann aber einsehen müssen, dass das Geäst für seinen schweren Körper zu schwach war. „Gut so“, dachte Rick, „dann hat sich die verdammte Kletterei ja wenigstens ausgezahlt“. In der Tat war Rick recht hoch in die Eiche geklettert. So hoch, dass die Äste schon dünn wurden und dort hatte er seinen Beutel untergebracht. Das Seil verlief dort durch eine Astgabel und dann nach unten, wo es an einem der untersten Äste festgebunden worden war. Rick hatte nicht die Absicht, diese Kletterei zweimal zu machen. Schon als Kind hatte er Klettern und Höhen nicht so wirklich gemocht. Unter anderem darin lag begründet, dass er nicht in der Windradabteilung gelandet war. Es fiel ihm schon schwer genug, sich auf Dächern zu bewegen. Ironischerweise musste er heutzutage auch die Windräder warten. Und da es weder Hubschrauber noch Steigwagen mehr gab, musste er die ganze Strecke mit Muskelkraft bewegen. Schwere Ersatzteile ließen sich folglich gar nicht mehr nach oben transportieren. Umso akribischer wurden die Wartungsarbeiten durchgeführt. Ricks Gedanken waren mal wieder abgeschweift. Er schaute sich die Kratzspuren genauer an und glaubte, dass sie schon zwei oder drei Tage alt waren. Sicher war er sich nicht. Das bedeutete, dass er im Baum schlafen musste, wollte er keine Überraschung erleben. Rick gefiel das gar nicht. Das war sehr

unbequem und immer bestand die Gefahr, herunterzufallen. Er brauchte zwar nicht hoch in den Baum zu steigen, nur so hoch, dass er rechtzeitig wach werden und weiter hochklettern konnte, sollte ein Bär kommen. Wenigstens kletterten die Bären nicht so leise wie eine Katze. Rick schaute sich nervös um und versuchte, das Dickicht zu beiden Seiten der Trasse nach Bären abzusuchen. Aber er wusste, dass das eigentlich völlig sinnlos war. Er tat es trotzdem. Dann löste er das Seil und holte seinen Vorrat vom Baum herunter. Er begann zu essen. Da er das Mittagessen hatte ausfallen lassen, war sein Hunger groß. Während er aß, ging er nervös um den dicken Stamm herum und suchte nach dem Bären. Gerne wäre er hier unten im Gras geblieben und hätte die abendliche Sonne, die von Westen entlang des breiten Grasstreifens auf die Eiche traf, genossen. Aber er traute sich nicht. In den Baum wollte er auch noch nicht, da es da oben nicht bequem war. Und zum Weitergehen war es zu spät. Unschlüssig kreiste er weiter langsam um den Baum. Nach gefühlten 10 Minuten hatte Rick die Lust daran verloren. Er war schließlich schon den ganzen Tag gelaufen und wollte sich endlich ausruhen. Also packte er mit wenig Begeisterung seine Sachen zusammen und kletterte damit nach oben. Dort befestigte er seinen Rucksack an einem Ast und machte sich auf die Suche nach einer Stelle, die zum Schlafen geeignet war. Er fand einen Platz, an dem zwei dicke Äste dicht beisammen und in fast der gleichen Höhe vom Stamm abgingen. Wenn er sich in die dabei entstandene Mulde setzte, konnte er einigermaßen bequem sitzen. Sogar ein paar Sonnenstrahlen fanden fast waagerecht den Weg bis zu ihm. Rick döste ein.

Rick kam nach Hause und fand Helen ziemlich aufgelöst, wütend und fahrig vor. Offenbar hatte sie gemalt, denn sie war von oben bis unten mit Ölfarbe bespritzt und beschmiert. „Hallo Schatz“, begrüßte er sie. „Hattest du einen heftigen kreativen Ausbruch?“, fragte er und zeigte auf einen der größeren Flecken an ihrer rechten Seite. „Ich bin so sauer!“. Helen schrie mehr, als dass sie sprach. „Diese Arschlöcher.

Was haben die uns nicht alles versprochen. Und jetzt das.“ Rick, der nicht wusste, worum es ging, wartete ab. Irgendwann würde er es schon erfahren. Helen zu fragen brachte meist keine schnellere Aufklärung. Er kannte Helen lange genug um zu wissen, dass er sie sich manchmal einfach austoben lassen musste. Dann ging es ihr besser. Helen war in ihrer Beziehung eindeutig der emotionalere Part und das gefiel Rick. Auch wenn er dafür manchmal solche Ausbrüche ertragen musste. „Willi hat es vorausgesagt, und ich wollte ihm nicht glauben. Die haben uns alle verarscht.“ Was Willi jetzt mit Helens Laune zu tun hatte, machte Rick schon fast wieder neugierig. Vor lauter Wut schossen Helen Tränen in die Augen. „Ich bin so wütend“, sagte sie dann, schon etwas leiser. Sie ging auf Rick zu und wollte ihn umarmen. „Darf ich mir etwas anderes anziehen, bevor du meine guten Sachen mit Öl voll schmierst?“ meinte Rick und machte einen kleinen Schritt zurück. Helen sah an sich herunter. „Oh Gott, ich hab gar nicht gemerkt, wie ich aussehe. Seit das in den Nachrichten kam, hab ich versucht, mich mit malen zu beruhigen. Ich fürchte, dabei ist keine Filigranarbeit herausgekommen.“ „Was hältst du davon, wenn wir uns beide was anderes anziehen und du mir mal von Anfang an erzählst, worum es eigentlich geht?“ Rick hatte seinen sanftesten Tonfall angeschlagen, der normalerweise immer wirkte. So auch jetzt. Helen wischte sich die Tränen mit dem Ärmel weg, was eine bunte Spur in ihrem Gesicht hinterließ. „Am besten gehen wir beide gleich mal unter die Dusche, was meinst du?“, fragte er, nicht ganz ohne Hintergedanken. Ungeplanter Nachmittagssex mit Helen war eine seltene Kostbarkeit. Und wenn sie sich in einem so aufgewühlten Zustand befand wie gerade, war sie besonders wild und fordernd. Helen schniefte, schaute noch einmal an sich herunter und begann dann, sich vorsichtig auszuziehen. Dabei drehte sie die Sachen auf links, damit die Farbe darauf nicht die Wohnung versaute. Rick schaute interessiert zu, wie Helen versuchte, aus ihrer Hose zu kommen, ohne sich dabei irgendwo abzustützen. Seine Frau sah in diesem Moment sehr sexy aus. Nachdem Helen nur noch in Unterwäsche vor ihm stand, nahm er sie in den Arm, küsste sie und zog sie dann in Richtung

Badezimmer. Später, als sie beide frisch und sauber und in legere Hausanzüge gekleidet auf dem Sofa saßen, konnte Helen endlich erzählen.

„BEE hat uns doch versprochen, dass die Antialterungsbehandlung für jeden erschwinglich sein würde.“ „Ja, ich kann mich erinnern“, erwiderte Rick. „Aber geglaubt hab ich nicht. Warum sollte eine Firma, die eine riesige Menge Geld von Leuten, die nicht genannt werden wollen, verbraten hat, plötzlich den Samariter spielen?“ „Willi hat es vorausgesagt“, meinte Helen. „Und jetzt hat er Recht behalten.“ „Wieso?“ fragte Rick. „Womit hat er Recht behalten?“ verbesserte er sich. „Nachdem BEE vor ein paar Wochen die Zulassung für ihr Mittel Eternity 3 erhalten hat, haben sie heute gekannt gegeben, dass eine Behandlung knapp zwei Millionen Euro kosten soll. Wer kann sich denn so was leisten? Sie sagen, dass erst die Investitionen wieder hereingeholt werden müssten, bevor sie das Mittel billiger anbieten können. Die verarschen uns doch. Die glauben, dass da in ein paar Jahren Gras über die Sache gewachsen ist. Die alten Bonzen regieren die Welt bis in alle Ewigkeit und wir verrecken hier.“ „Unsinn“, sagte Rick. Hier verreckt niemand. Wir werden nach wie vor genau so alt, wie unsere Natur das eingerichtet hat. Da ist doch nichts Schlimmes dabei.“ „Wir sollen hier verschrumpeln, während die, die sowieso machen können, was sie wollen, ewig leben? Das ist nicht fair!“ „Das Leben ist nicht fair“, entgegnete Rick. „Ist es nie gewesen. Aber an unserem Leben hat sich doch gar nichts geändert.“ „Eben“, brauste Helen auf. „Aber es sollte sich etwas ändern. Es sollte sich ganz entschieden etwas ändern. Sie haben es versprochen!“

Rick zuckte zusammen und glaubte kurz, zu fallen. Dann erinnerte er sich, wo er war und er atmete tief durch. Die Zeit nach der Zulassung von E3 war turbulent. Hatte man sich vorher eher theoretisch über die dadurch aufgeworfenen moralischen Fragen gestritten, kam jetzt noch die Frage dazu, ob es geduldet werden könne, dass nur die

Superreichen in den Genuss des Mittels kämen. Es bildeten sich verschiedene Gruppen. Diejenigen, die Manipulationen am menschlichen Erbgut grundsätzlich ablehnten, standen denjenigen gegenüber, die die Behandlung für alle forderten. Unter den Gegnern waren die religiös motivierten die radikalsten. Es bildeten sich Terrorzellen, die Anschläge auf die Befürworter versuchten. Einige Versuche, die Zentrale von BEE zu sprengen, konnten von den Sicherheitskräften vereitelt werden. BEE baute rasch eine kleine Privatarmee auf, um das Firmengelände zu schützen. Rick konnte sich gut an die Menschenmassen erinnern, die lautstark vor den Firmeneingängen protestierten. Es war schon beinahe komisch gewesen, dass dort sowohl für ein völliges Verbot als auch für die völlige Freigabe gestritten wurde. Manchmal war es fast einfacher gewesen, das Firmengebäude abzuschirmen als diese beiden Gruppen voneinander fern zu halten. Die Medien waren voll von diesem Thema, das alle anderen Nachrichten in den Hintergrund drängte. Dann kamen einige der Gegner auf die Idee, bereits behandelte Menschen zu jagen. Woher die strengstens geheim gehaltenen Informationen stammten, wurde nie geklärt. Jedenfalls kursierten im Internet schon bald Listen mit den Namen von zumindest angeblich behandelten Leuten. Die Listen lasen sich wie das „Who is Who“ der Wirtschaft und Politik. So ziemlich jede Führungskraft der größten Unternehmen war vertreten. Erschreckenderweise leider auch Politiker jeder Couleur bis hinein in die Regierung. Fast alle aufgeführten Personen ließen umgehend dementieren, aber niemand glaubte ihnen. Man nahm an, dass Mitarbeiter von BEE, die nicht in den Genuss der Behandlung gekommen waren, die Veröffentlichung der Kundendaten aus Rache lanciert hatten. Aber bewiesen werden konnte nie etwas.

Es kam zu mehreren Anschlägen. Nachdem der Chef der Deutschen Bank und die Verkehrsministerin durch Heckenschützen ums Leben gekommen waren und es einige andere Verletzte gegeben hatte, musste der Personenschutz massiv ausgeweitet werden. Die Securitybranche erlebte einen regelrechten Boom. Dann hatten die Veröffentlichungen aufgehört, BEE hatte es offenbar geschafft, die

internen Sicherheitsvorkehrungen anzupassen. Selbst die Listen, die bereits vielfach kopiert im Internet gestanden hatten, verschwanden. Da so etwas eigentlich so gut wie unmöglich war, konnte man mutmaßen, dass im Hintergrund gewaltiger Einfluss geltend gemacht worden sein musste. Die Verwunderung darüber hielt sich in der Öffentlichkeit in Grenzen. Jeder wusste ja, dass genau die Leute ein Interesse an der Geheimhaltung hatten, die auch die Fäden der Macht in den Händen hielten.

Als Rick am nächsten Morgen erwachte, konnte er sich kaum bewegen. Er war in der Position aufgewacht, in der er auch eingeschlafen war. Bewegung war im Baum kaum möglich. Daher schmerzte sein Steißbein und Arme und Beine wollten sich erst nach einigem Protest seinem Willen beugen. Sein Nacken war ebenfalls steif. Als er seine Sachen vom Ast löste, musste er sehr aufpassen, um nicht herunterzufallen. Er kletterte langsam und unsicher nach unten. Als er sich an den Bären erinnerte, war er schon fast unten angekommen. Ärgerlich über seine Unachtsamkeit spähte er durch die Blätter, sah aber nichts Gefährlicheres als ein paar Kaninchen, die ein paar Meter entfernt im Gras saßen. Vorsichtig schaute er um den Stamm herum, aber auch die andere Seite schien sicher zu sein. Erleichtert setzte Rick seinen Weg fort und schaffte auch die letzten Äste unfallfrei. Er gönnte sich ein kleines Frühstück und den Rest seines Wassers. Wasser zu finden war hier kein Problem. In der Gegend lagen einige kleinere Seen, die von etlichen kleinen Bächen gespeist wurden. Nach dem Essen machte er sich wieder auf den Weg. Er würde der A2 noch den ganzen Tag folgen und dann nach Norden abbiegen. Das Fort war unter anderem wegen der günstigen Verkehrsanbindung genau dort angelegt worden. Aber es hatte noch viele andere Gründe gegeben.

Der Bär ließ sich nicht blicken, worüber Rick froh war. Rick war schon fast den ganzen Tag unterwegs, hatte sich nur eine kurze Mittagsrast

gegönnt und war dann wieder weitergegangen. Jetzt näherte sich bereits der Abend und er konnte seine letzte Proviantstation sehen. Morgen würde er im Fort ankommen und hätte damit einen ganzen Tag weniger gebraucht als auf dem Hinweg. Er dachte an Amara und ihre kurze und heftige Begegnung. Mehr noch als der lange nicht mehr erlebte Sex war es Amaras Nähe, ihre fast noch kindliche Neugier und ihre rückhaltlose Zuwendung gewesen, die ihn berührt hatten. Amara gab seiner Existenz einen neuen Sinn. Einen Sinn, den er schon lange nicht mehr hatte erkennen können. Und, gab er sich selbst gegenüber zu, es war eine Erleichterung, jemandem seine Geschichte erzählen zu können, der nicht selbst betroffen gewesen war. Dass er damit den Anfang gemacht hatte, hatte alle Erinnerungen hervorgerufen, die ihn in den letzten Tagen aufgesucht hatten. Die Erinnerungen schmerzten, aber bislang waren es erträgliche Schmerzen gewesen. Rick war nicht sicher, ob das so bleiben würde oder ob er einen Punkt erreichen könnte, der das Maß des Erträglichen überstieg. Das würde er abwarten müssen.

Rick fand sein Nachtlager, aß etwas, trank etwas von dem Wasser, das er unterwegs an einem Bach aufgesammelt hatte und legte sich ohne weitere Umstände schlafen. Er dachte wieder an Amara und zum ersten Mal seit ihrer Begegnung schlief er tief und traumlos.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichte er den äußeren Zaun. Der Zaun war etwa drei Meter hoch und am oberen Ende um 45° nach außen abgelenkt. Alle paar Meter wies ein verrostetes, oft nicht mehr erkennbares Schild darauf hin, dass der Zaun unter Hochspannung stand. Natürlich wurde kein Strom mehr an diesen Zaun verschwendet. Strom war viel zu kostbar und der Zaun hatte den Grund seiner Errichtung längst überlebt. Rostfreier Edelstahl hält wahrlich ewig, dachte Rick, als er sich in Erinnerung rief, wie lange dieses Relikt nun schon hier stand. Rick ging nach rechts am Zaun entlang, bis er ein Tor erreichte. Die elektronischen Bauteile und Kameras, die vormals einen Teil der Zugangskontrolle gebildet hatten, waren längst funktionslos

und kaum noch als solche zu erkennen. An der Innenseite des Tores befand sich ein altmodisch aussehendes großes Vorhängeschloss, für das Rick einen Schlüssel besaß. Dass überhaupt noch abgeschlossen wurde, war eher alter Disziplin und Gewohnheit denn tatsächlicher Notwendigkeit geschuldet. Heutzutage verirrte sich so gut wie niemand mehr hierher. Rick griff durch die Maschen des Zauns, öffnete erst das Schloss und dann das Tor. Von der Innenseite sperrte er es hinter sich wieder sorgfältig zu. Früher war das Tor nur von innen zu öffnen gewesen und es hatte permanente Wachen gegeben. Inzwischen war das unnötig geworden. Aus diesem Grunde hatte man in die engmaschigen Gitterstäbe ein kleines Loch gesägt, durch das man von draußen an das Vorhängeschloss langen konnte.

Hinter dem Tor verlief fast rechtwinklig zum Zaun ein deutlich erkennbarer Weg ins Innere. Parallel zum Zaun zog sich ebenfalls ein Weg, den er jetzt kreuzte. Darauf hatten sich damals die Patrouillen bewegt, die diese äußere Barriere verteidigt hatten. Etwa 1000 Meter weiter traf Rick auf einen zweiten Zaun, der genau so aussah wie der erste. Durch diese Sperrzone hatte ursprünglich verhindert werden sollen, dass die Außenwelt mit der Seuche in Kontakt kam. Dann hatte sich die Funktion der Zone unerwartet umgekehrt. Der Unterschied zum äußeren Zaun waren die Zugangsschleusen, in denen die Männer der Patrouillen dekontaminiert wurden. Niemand kam ohne diese Schutzmaßnahme auf das eigentliche Gelände des Forts und niemand hatte ohne vollständige Schutzausrüstung in diesen Zwischenraum gedurft. Als Rick durch die leer stehenden Schleusen ging, erinnerte er sich, dass er damals froh gewesen war, nicht nach draußen zu müssen.

Auf seinem Weg zur Zentrale begegnete er niemandem. Dort meldete er sich beim Wachhabenden und wurde sofort zu Kommandantin Reichensberger vorgelassen. Zu Beginn handelte es sich tatsächlich um eine komplette militärische Kommandostruktur, aber auch das war jetzt mehr eine Gewohnheit. So oft es erforderlich war, wurde jemand aus ihrer Mitte bestimmt, der so gut er konnte das Leben im Fort zu

organisieren versuchte. Derzeit war das Marlene Reichensberger. Auf eine militärische Begrüßung konnte er getrost verzichten, Marlene war genauso wenig Militär wie er. Und längst hatte sich das „Du“ bei den Umgangsformen durchgesetzt. Also sagte er „Hallo“, als er das große Zimmer betrat und küsste Marlene rechts und links auf die Wangen. „Du warst schon überfällig“, begrüßte sie ihn. „Ich war schon in Versuchung, dich auf die Vermisstenliste zu setzen. Wie schön, dich wiederzusehen!“ Rick grinste schief. „Ich wurde quasi aufgehalten“, gab er leicht errötend zurück. „Von was?“, fragte Marlene. „Die Frage sollte besser lauten, von wem“, sagte Rick ein wenig kryptisch. „Nun lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen, Mann!“, forderte ihn Marlene auf, zu erzählen. Und so erzählte Rick von seiner Begegnung mit Amara.

Nachdem er geendet hatte – nur die intimen Details hatte er ausgelassen – sagte Marlene: „Mist, damit hast du gegen die wichtigste Regel verstoßen.“ Weiß ich selber“, gab Rick zu. „Aber das war ein Unfall. Sozusagen.“ „Das muss im Rat besprochen werden“, entschied Marlene. „Jetzt werden wir wohl endgültig feststellen, ob die Theorie vom Verschwinden der Seuche tatsächlich stimmt.“ Dabei wischte sie sich unbewusst über das Gesicht, genau dort, wo Rick sie eben geküsst hatte. „Du hast einen Tag Pause und bleibst in deinem Quartier, danach kümmerst du dich um deine Anlagen. Ich sage dir Bescheid, wann der Rat tagt.“ „Aber...“, setzte Rick an. „Und keinen Kontakt zu sonst jemandem, erst mal stehst du unter Quarantäne!“ „Ich muss so schnell wie möglich zurück!“, rief Rick. „Verliebt?“, fragte Marlene. „Vergiss es, bis der Rat entschieden hat, was weiter passiert.“ „Wie kommst du auf verliebt?“, fragte Rick. „Dummkopf. Schon vergessen, das du mit einer Frau sprichst?“, gab Marlene mit einem angedeuteten Lächeln zurück. „Dass da noch etwas mehr dahinter steckt, als du erzählt hast, war nicht schwer zu erraten. Aber das Verbot der Kontaktaufnahme ist ja nicht aus Boshaftigkeit oder irgendeiner Laune heraus entstanden. Also wird der Rat entscheiden, was jetzt zu tun ist und du wirst dich an seine Entscheidung halten. Und jetzt raus hier, schlaf dich erst mal aus.“

Der Rat tagte tatsächlich bereits am nächsten Abend. Er bestand aus 10 gewählten Mitgliedern der Fortgemeinde plus der Kommandantin, so dass 11 Stimmen zu vergeben waren, wenn es zu einer Abstimmung kam. Alles war ordentlich angeordnet. In dem für 12 Menschen viel zu großen saalähnlichen Raum stand ein ovaler Tisch aus poliertem, dunklem Holz, an dem auch leicht 40 oder 50 Leute hätten sitzen können. Um diesen Eindruck nicht zu verstärken, hatte man einen Teil der ursprünglichen Bestuhlung entfernt. Marlene saß am Kopfende, das große Fenster im Rücken. Je fünf der Ratsmitglieder saßen zu beiden Seiten. An der Wand ihr gegenüber war eine große Leinwand angebracht, an der Decke hing ein Beamer, über den im Bedarfsfall per Computer Daten, Grafiken und Videos gezeigt werden konnten. Aber selbst in den Zeiten, in denen es Strom gab, wurde die Anlage nicht mehr genutzt. Rick musste sehr lange zurückdenken, um sich an Vorträge der verschiedenen Expertengruppen zu erinnern. Irgendwann war die Nutzung einfach nicht mehr erforderlich gewesen. Rick straffte sich, als er von der Vorsitzenden aufgefordert wurde, seine Geschichte erneut zu erzählen. Dabei musste er recht laut reden, denn er war so weit wie möglich von den Anwesenden weggesetzt worden und er hatte einen Mundschutz anlegen müssen. Jetzt, wo es ernst wurde, glaubte wohl niemand hier vorbehaltlos der Theorie. Wieder verzichtete er auf pikante Einzelheiten und betonte stattdessen die Zufälligkeit der Begegnung mit Amara. Vor allem verzichtete Rick darauf zu erwähnen, dass er mit Amara körperlichen Kontakt gehabt hatte. Er versuchte, seine Entdeckung als Unfall darzustellen. Dass er die Entdeckung durch seine Neugier zumindest begünstigt hatte, behielt er lieber für sich. Allerdings schonte er sich nicht, als er zugab, dass er Amara bereits vieles über sich und seine Vergangenheit und damit über die Gemeinschaft erzählt hatte. Dann betonte er, dass er Amara ein Schweigeversprechen abgenommen habe und beendete damit seinen Bericht.

Marlene schaute in die Runde, in der sich betretenes Schweigen ausgebreitet hatte. „Nun, was haltet ihr davon?“, fragte sie. Es dauerte einen Moment, ehe sich Patrik, einer der ehemaligen Militärs, meldete. „Das ist ein schwerwiegender Verstoß“, begann er. „Die Vermeidung von Kontakten sollte sicherstellen, dass die neuen Gemeinschaften sich unbeeinflusst entwickeln können. Und genau das ist jetzt passiert. Das ist nicht akzeptabel!“ Rick, der genau wusste, dass diese Direktive ursprünglich erlassen worden war, um mögliche Ansteckungsgefahren zu vermeiden, schwieg. Gerhard, denn alle nur Gerry riefen und der einer der verbliebenen Soziologen war, wandte ein: „Was ist denn letztlich passiert? Es wird sich im Sande verlaufen. Die Kleine wird doch nicht ernst genommen werden. Sie hat einen Waldgeist gesehen und damit hat es sich.“ Marlene, die ahnte, dass da noch mehr dahintersteckte, behielt ihre Erkenntnis für sich. „Meint ihr nicht, dass es langsam an der Zeit ist, unsere Isolation aufzugeben?“ Gerry, dessen Fachgebiet hier angesprochen war, wandte ein: „Das gibt einen Kulturschock. So, wie bei der Entdeckung Amerikas. Die Folgen wären unabsehbar.“ „Aber nicht unbedingt katastrophal?“ fragte Mikael, Mike genannt. Ursprünglich war Mikael Hausmeister gewesen, hatte jetzt aber die Betreuung der Haustechnik, insbesondere der Heizungsanlagen zu verantworten. „Nicht unbedingt“, antwortete ihm Gerry. „Nur unabsehbar. Anders ausgedrückt heißt das, dass ich keine Ahnung habe. Ich bin Soziologe, kein Prophet. Aber Auswirkungen wird das haben, und das nicht zu knapp.“ „Was können wir denn unternehmen?“ Ferdinand, der Systemanalytiker war, hatte einen nüchternen Blick. „Der Geist ist doch schon aus der Flasche entwischt, wenn ich es so ausdrücken darf. Den kriegen wir da nicht mehr hinein. Wir können jetzt doch nur noch abwarten, ob Rick uns die Seuche eingeschleppt hat oder nicht.“ Irene, die letzte verbliebene Genetikerin, mischte sich ein: „Das haben wir doch schon hundert Mal durchgekaut. Es gibt keine Ansteckungsgefahr mehr. Und interessiert es uns wirklich, ob die da in dem Dorf einen Kulturschock bekommen oder nicht? Mich interessiert es jedenfalls nicht im Mindesten. Aber Marlenes Vorschlag halte ich für gefährlich. Wir leben hier seit 400

Jahren gut. Warum sollten wir das ohne Not aufgeben? Wir haben hier alles, was wir brauchen und ich sehe nicht ein, was uns der Kontakt zu Leuten bringen soll, die im Mittelalter leben. Oder in der Steinzeit, was weiß ich denn?“ „Richtig“, pflichtete Ferdinand bei. „Ich meinte ja auch Rick und nicht das Mädchen. Was die da in ihrem Urwald macht, ist mir herzlich egal. Wir sollten sie nur unbeeinflusst lassen, wie wir das beschlossen haben.“ „Aber wie sorgen wir dafür, dass Rick da wegbleibt und den anderen keine Flausen ins Ohr setzt?“, fragte Marlene. „Wollt ihr mich vielleicht erschießen?“, fragte Rick provozierend. Langsam erkannte er, dass er hier in einer Gruppe steckte, die Veränderungen grundsätzlich ablehnte. Die vielleicht gar nicht mehr zu Veränderungen in der Lage war. Schließlich waren sie alle weit über 500 Jahre alt. In diesem Alter war es schön, wenn alles seinen gewohnten Gang ging. Er war ja selbst genau so gewesen, bis ihn Amara etwas anderes gelehrt hatte. Die Debatte kitzelte ihn an. Langsam dämmerte ihm, dass man die Direktive des strikten Kontaktverbots nicht erlassen hatte, um sie vor Infektionen zu schützen und schon gar nicht, um die Dörfer vor einem Kulturschock zu bewahren. Der einzig plausible Grund, der ihm einfiel war, dass man versucht hatte, den Status Quo im Fort abzusichern.

Rick unternahm einen halbherzigen Versuch, die Initiative zu ergreifen. „Nur wenn ich zurückkehre, kann ich Einfluss auf das Mädchen nehmen und wahrscheinlich dafür sorgen, dass sie dicht hält. Wenn ich nicht wie versprochen zu ihr zurückkomme, wird sie irgendwann reden.“ „So, Versprechungen hast du ihr auch schon gemacht?“, höhnte Ricardo, der nur auf seine Gelegenheit gewartet zu haben schien. „Der liebe Rick hat Versprechungen gemacht. Und dann sollen wir dir glauben, dass es sich um einen Unfall gehandelt hat? Erst poussiert er mit einem Mädchen herum und dann schleppt er uns die Seuche an. Vielleicht sollten wir dich wirklich erschießen.“ „Schluss jetzt“, griff Marlene ein. Hier wird überhaupt niemand erschossen. Außerdem brauchen wir Rick für die Stromerzeugung.“ „Das ist ein Argument“, dachte Rick bitter. „Lebenslänglich Solaranlagen warten...“

Paolo, den Rick schon länger als nächsten Selbstmordkandidaten im Verdacht hatte, meinte müde: „Und wenn schon. Ich glaube, selbst wenn Rick die Seuche angeschleppt hat, ist mir das herzlich egal. Lasst den Mann doch einfach in Ruhe“. Irene erhob sich halb von ihrem Sitz, bekam einen roten Kopf und rief: „Es gibt keine Seuche mehr, verdammt noch mal. Wann geht das endlich in euren Schädel rein?“ Ricardo konterte: „Das erzählst du uns die ganze Zeit immer wieder. Aber nur durch Wiederholungen wird etwas auch nicht wahrer.“ Irene war inzwischen ganz aufgestanden. „Seit 150 Jahren schicken wir Leute nach draußen, damit wir wenigstens ein Minimum an Informationen über die Außenwelt bekommen. Wenn wir bis jetzt nicht krank geworden sind, dann wird jetzt auch nichts mehr passieren.“ Ricardo war ebenfalls aufgesprungen. „Aber es gab auch noch nie direkte Kontakte!“

Rick hatte immer mehr das Gefühl, hier nicht mehr hinzugehören. Deshalb hörte er sich den Rest der Debatte nur noch mit halbem Ohr an. Schließlich wurde beschlossen, ihn mit 5 Jahren Ausgangsverbot zu bestrafen. Bis dahin würde das Mädchen ihn bestimmt vergessen haben. Nur Marlene und Irene hatten sich enthalten. Und Ricardo wollte Rick sofort aus dem Fort werfen, um einer Ansteckung zuvor zu kommen.

Noch vor kurzem wäre Rick dankbar dafür gewesen, nicht nach draußen geschickt zu werden, aber jetzt fühlte er sich hier schon fremd. Die konnten ihm den Buckel herunterrutschen. Er war lange genug seelisch tot gewesen. Diese Zombies hier konnten zusehen, wie sie ohne ihn zurecht kamen. Ferdinand hatte in einem Recht behalten. Der Geist würde nicht mehr in die Flasche zurückkehren. Nur war er damit gemeint und nicht Amara.

Kapitel 16

Rick lag in seinem Zimmer und dachte nach. Wie lange schon hatte es in seinem Leben nichts Bemerkenswertes mehr gegeben? Alles hier war so fest eingefahren, dass sich kein Tag vom anderen unterschied. Zumindest, wenn er nicht draußen unterwegs war. Auf Erkundungstour geschickt zu werden war das erste Mal seit vielleicht 100 Jahren gewesen, das wieder etwas Neues, so etwas wie eine Herausforderung zu bewältigen gewesen war. Es fiel ihm nicht ganz zufällig so schwer, Zeiträume einzuschätzen. Jedes Jahr war wie das andere, Fixpunkte für sein Gedächtnis waren rar. Rick hatte das Gefühl, dass die Jahre nur so an ihm vorbei flogen. Wie sollte er Zeit in Erinnerung behalten, in der nichts Nennenswertes geschehen war? Zeit hatte er seit seiner Behandlung mit E3 im Überfluss. Aber was stellte er damit an? Nichts. Die Gruppe im Fort machte das, was sie immer gemacht hatte. Sie versuchte, wenn auch mit schwindenden Ressourcen, den Status Quo zu erhalten. Niemand hatte je Anstalten gemacht, aus diesem Kokon auszubrechen, nicht einmal geistig. Und er wusste, dass die meisten das ebenso empfanden wie er. Aber niemand traute sich zu, daran etwas zu ändern. Oder niemand hatte genug Phantasie, sich überhaupt Änderungen vorzustellen. Nach draußen konnten sie nicht. Über kurz oder lang wären sie dort verhungert. Zu den Dörfern wollten sie nicht, um deren Entwicklung nicht zu beeinflussen. Den Sinn dieser Regelung hatte Rick nie verstanden, aber er hatte sich der Mehrheit gebeugt. Und wahrscheinlich wollte auch einfach niemand die Bequemlichkeiten des Forts vermissen. Jeder, der schon mal draußen auf Patrouille gewesen war, also praktisch jeder, wusste, wie unbequem und beschwerlich das war. Nein, niemand wäre auf die Idee gekommen, aus dem Fort zu entkommen.

Aber die endlose Perspektivlosigkeit hatte viele in den Selbstmord getrieben. Zuerst waren die fröhlichen, extrovertierten Typen, denen am Ehesten die Impulse von Außen gefehlt hatten, am Ende ihrer

Leidensfähigkeit angekommen. Irgendwann reichten ihnen weder die Freizeitmöglichkeiten noch die immer gleiche Gesellschaft, um ihren Hunger nach Leben zu stillen. Oft kehrten sie von draußen nicht mehr zurück. Manchmal erschossen sie sich einfach in ihren Unterkünften. Die Expertengruppe der Soziologen, Psychologen und Psychiater fand die Erklärung, aber sie hatten keine Lösung anzubieten. Gesprächstherapien und Gruppenschulungen blieben auf Dauer erfolglos. Im Gegenteil, schon bald waren viele dieser Experten selbst betroffen, was auch daran gelegen hatte, dass sie zusätzlich unter ihrer eigenen Hilflosigkeit zu leiden hatten. Ricks Frau Helen hatte zu den ersten Opfern dieser Selbstmorde gehört und seitdem war die Bevölkerung des Forts auf vielleicht 15 – 20% der ursprünglichen Population zusammengeschrumpft. Kein Wunder, dass sie immer größere Schwierigkeiten hatten, die alltäglich anfallenden Arbeiten zu erledigen. Günstig hatte sich ausgewirkt, dass die Gruppe der Agrarökonomien am allerwenigsten betroffen war. Die Bauern lebten im Rhythmus der Jahreszeiten, freuten sich über Wachstum und Ernte und erwarteten auch vom nächsten Jahr nichts anderes. Es war eine Lebenshaltung, die Stoiker hervorbrachte. Und Stoiker neigten nun einmal nicht zu Selbstmorden. Daher war die Versorgung mit Nahrungsmitteln nicht gefährdet. Die landwirtschaftlichen Geräte waren robust, Ersatzteile damals in Mengen eingelagert worden. Seit erdölbasierte Produkte nicht mehr verfügbar waren, nutzte man Rapsöl. Nicht nur für Traktoren, sondern auch, um das Blockheizkraftwerk zu betreiben. Nur Reifen wurden zum Problem. Nicht, dass nicht genügend Reifen für die Traktoren mehr vorhanden gewesen wären. Nein, die Dinger wurden trotz aller Bemühungen langsam spröde und undicht. Nicht mehr lange, und man würde die Traktoren mit den alten Panzerketten ausstatten müssen.

Rick machte sich klar, dass auch er schon mehr als einmal daran gedacht hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen. Er wollte sich nicht eingestehen, ob er es nur aus Feigheit oder aus Pflichtgefühl der Gemeinschaft gegenüber nicht getan hatte. Rick war ein Typ, der sehr

gut mit sich alleine sein konnte. Aber auf Dauer würde auch er diesem sinnlosen Dasein hier ein Ende setzen. Er dachte an Amara und dann wurde ihm klar, dass er jetzt einen Grund gefunden hatte, um weiterzuleben. Er musste zu ihr zurück. Er musste hier raus, und zwar schnellstens. Ein Weitermachen in den seit Jahrhunderten eingefahrenen Bahnen würde einer endgültigen Kapitulation gleich kommen. Nein, er gehörte nicht mehr hierher und im Grunde seines Herzens hatte er das schon gewusst, als er Amara vor endlos erscheinenden wenigen Tagen das erste Mal gesehen hatte.

Rick brauchte nicht zu befürchten, dass er bewacht wurde. Solche Disziplinarmaßnahmen hatte es schon lange nicht mehr gegeben und jetzt war einfach niemand mehr da, den man dafür hätte abstellen können. Er wollte dennoch nicht schon in dieser Nacht verschwinden. Erst musste er sehen, dass er ein paar Dinge beschaffen konnte, die ihm draußen nützlich sein würden. So machte er sich im Geiste eine Liste. An Gebrauchsgegenstände zu kommen, würde nicht weiter schwierig werden. Die wurden nicht einmal weggeschlossen. Aber Rick wollte auch ein Jagdgewehr und so viel Munition mitnehmen, wie er tragen konnte. Nicht, dass er jemals auf der Jagd gewesen war. Aber in der Handhabung der Waffen war jeder im Fort unterwiesen worden. Das war lange her, würde aber genügen müssen. Waffen waren weggeschlossen, schon, um den Selbstmordkandidaten die Durchführung ihrer Absichten nicht noch zu erleichtern. Aber Rick wusste, wo die Schlüssel aufbewahrt wurden. Eigentlich wusste das jeder hier, nach einer so langen Zeit des Zusammenlebens gab es keine Geheimnisse mehr. Das Problem war nur, wie er da ran kommen sollte. Die Aufgabe, den Zugang zur Waffenkammer zu überwachen, fiel in die Zuständigkeit der oder des Kommandanten. Und Marlene bewahrte die Schlüssel ihrer Küche auf. Das Fort war keine Kaserne, sondern aus einem „Gründungszentrum“ genannten Komplex entstanden, in dem auch Ricks Firma WiSE aus der Taufe gehoben worden war. Das weitläufige Gelände, deren Erweiterungsflächen niemals bebaut worden waren und die jetzt für die Landwirtschaft

genutzt wurden, enthielt einige Firmengebäude, Lagerhallen, etliche, bei der Einrichtung des Forts noch unfertige und dann als Unterkünfte umgebaute Gebäude und ein paar Einfamilienhäuser. Privileg der Kommandanten war es, eines der Einfamilienhäuser bewohnen zu dürfen. Normale Mitglieder der Gemeinschaft mussten sich mit kleinen Appartements begnügen. Es gab zwar mehr als genügend Wohnraum, seit die Zahl der Bewohner so drastisch geschrumpft war. Aber niemand wollte Umbauarbeiten in größerem Stil vornehmen. Man hätte nebeneinander liegende Wohneinheiten mit Hilfe von Durchbrüchen zwar miteinander verbinden können, um das Ergebnis dann aber wohnlich zu gestalten, fehlten die Mittel. Zement gab es keinen mehr und Türen hätte man auch nicht mehr so einfach einbauen können. In Wahrheit aber, dachte Rick, war jeder mit der Wohnsituation zufrieden. Man brauchte nicht mehr Platz, warum also sollte man die Umbauarbeiten auf sich nehmen?

Am nächsten Morgen ging Rick seinen ihm angewiesenen Arbeiten nach. Er prüfte die Hydraulik der Solaranlagen und schmierte sie. Die Paneele lieferten zwar nur noch etwa 30% ihrer ursprünglichen Kapazität, angesichts ihres Alters war es aber bewundernswert, das sie überhaupt noch Strom lieferten. Dennoch gab es nur dann noch genügend Energie, wenn es an einem wolkenlosen Tag auch noch genügend Wind gab. Folglich war der Stromverbrauch strengstens rationiert. Das Meiste davon wurde für die Zubereitung einer warmen Mahlzeit zur Mittagszeit verbraucht.

In seiner Mittagspause ging Rick ins Magazin statt in die Kantine und traf dort erwartungsgemäß niemanden an. Er nahm sich zwei Zippos, vier Ersatzpackungen Zündsteine und zwei Packungen Ersatzdochte. Außerdem nahm er eine Einliterflasche aus Aluminium und füllte sie mit Benzin. Aus den alten Militärbeständen nahm er eine Koch- und Besteckgarnitur und schließlich noch eine Packung Salz. Auf alles andere würde er verzichten müssen. Einen Dolch mit einer scharfen, 20 cm langen Edelstahlklinge, ein Schweizer Taschenmesser, sein Fernglas und seinen Kompass hatte er in seinem Apartment. Das alles

packte er in einen großen Rucksack und versuchte, es so aussehen zu lassen, als ob er leer sei. Dann stellte er fest, dass das Aluminium klapperte, suchte sich noch ein paar Baumwollsachen in seiner Größe und wickelte diese um das Metall. Die ganze Aktion hatte nicht mehr als fünf Minuten gedauert. Rick nahm den Rucksack, verließ das Magazin und schlenderte zur Kantine. Dort stellte er den Rucksack an den Tisch, an dem sein alter Freund Hein schon mit einem weiteren Kollegen saß. Er begrüßte die beiden kurz. „Bin spät dran“, sagte er, ging zur Essensausgabe und kam dann zurück. Rick kalkulierte, dass niemand auf die Idee kam, nach dem Inhalt des Rucksacks zu fragen, wenn er diesen nur so offen wie möglich zeigte. Wer sich nicht verdächtig benimmt, wird auch nicht verdächtigt, so war seine Hoffnung. Und in der Tat sprach ihn niemand darauf an. Dafür überfiel ihn Hein: „Was erzählt man sich? Du stehst unter Arrest?“ „Na ja, wie man es nimmt“, antwortete er lockerer, als er sich fühlte. „Niemand steht mir auf den Füßen. Ich darf nur nicht mehr nach draußen. Aber draußen habe ich mich ohnehin nie sonderlich wohl gefühlt, wie du weißt. Die haben mir nur einen Gefallen getan.“ Dann gab er eine kurze Zusammenfassung seiner Begegnung mit Amara und der Diskussion im Rat. Hein hätte sowieso keine Ruhe gegeben, ehe er nicht alles aus erster Hand gehört hätte. Hein wollte unbedingt Einzelheiten über die Dörfler wissen, aber ehe er zu sehr ins Detail gehen musste, war die Pause zu Ende. Rick nahm sein Tablett, stellte es in den bereit stehenden Rollwagen, ging zum Tisch zurück und nahm beiläufig seinen Rucksack. „Bis dann“, verabschiedete er sich und ging hinaus. Den Rucksack nahm er mit zu seinem Arbeitsplatz und stellte ihn dort unter eines der Paneele in den Schatten.

„Das ging ja beinahe zu einfach“, dachte er sich, als er nach Feierabend in seinem Zimmer angekommen war. Jetzt kam der schwierigere Teil. Um keinen Verdacht zu erregen, benahm er sich so, wie er es die letzten Jahrzehnte schon getan hatte. Er war, wann immer es möglich war, bei den Ersten, die sich zum Abendessen einfanden. Also machte er sich auch heute beizeiten auf den Weg. In der Kantine saß er zusammen mit Hein und Carlos zusammen, so wie

meistens. Nachdem er auch Carlos mit seiner Version der Geschichte versorgt hatte, lenkte er das Gespräch auf die üblichen Belanglosigkeiten. Ganz ohne den Bericht wäre er nie davongekommen. Seine Verurteilung war nun einmal das Gesprächsthema Nummer Eins in einer Gemeinschaft, die fast ganz ohne Nachrichten auskommen musste. Rick wunderte sich ein wenig darüber, mit welcher Nervenstärke er hier schauspielerte. Aber seit seine Entscheidung zu verschwinden feststand, hatte ihn eine lange nicht gekannte Entschlossenheit gepackt. Er hatte nicht die Absicht, sein Verschwinden zu vermasseln und dann die nächste Zeit tatsächlich hier festzusitzen. Er wollte zu Amara zurück, und das schnellstens.

Nach dem Abendessen ging Rick zu seinem Apartment zurück und versuchte, ein wenig zu schlafen. Doch er war angespannt und so reichte es nur zu einem kurzen Nickerchen. Gegen Mitternacht stand er auf und verließ leise das Gebäude. Niemand begegnete ihm, so dass er seine Geschichte von den Kopfschmerzen nach der Anspannung im Rat und dem Bedürfnis nach frischer Luft, die er sich zurecht gelegt hatte, nicht benötigte. Rick ging zielstrebig zu dem Einfamilienhaus, in dem Marlene jetzt hoffentlich fest schlief. Das Haus lag dunkel da. Etwas anderes war auch nicht zu erwarten, denn Licht gehörte zu den Dingen, die der Rationalisierung des Stroms als Erstes zum Opfer gefallen waren. Im Winter, wenn das Blockheizkraftwerk lief, gab es auch nachts Strom. Aber diesen Luxus gab es jetzt im Spätsommer natürlich nicht, weil die Vorräte an Rapsöl geschont werden mussten. Von seinem Standpunkt aus war auch nichts zu hören, so dass Rick die Tür zu öffnen versuchte. Rick rechnete nicht damit, dass sie abgeschlossen war. Hier im Fort waren solche Vorsichtsmaßnahmen nie nötig gewesen. Ricks Problem war nicht, ins Haus zu kommen, sondern bei stockfinsterer Nacht den Schlüsselbund zu finden, ohne dabei Lärm zu machen. Rick schloss die Augen und versuchte, sich den Grundriss des Hauses ins Gedächtnis zu rufen. Er war schon oft hier gewesen, zuletzt vor etwa drei Wochen, als Marlene ihren Geburtstag gefeiert hatte. Einen Geburtstag zu feiern, wenn er

praktisch jede Bedeutung verloren hat, kam Rick seltsam vor. Aber Marlene hatte diese Gewohnheit nie aufgegeben. Und heutzutage waren alle über jede Abwechslung froh. Also war er hingegangen, so wie alle, die eingeladen waren. Rechts von der Eingangstür war eine Gästetoilette, links ging die Treppe nach oben. Ein paar Meter weiter befand sich ebenfalls rechts die Tür zum Wohnzimmer und geradeaus war die Küche. Hinter der Küchentür war links eine Küchenzeile und rechts hing ein kleiner Holzkasten mit Türe, in dem die Schlüssel aufbewahrt wurden. Dieser war abgeschlossen, aber damit konnte Rick sich befassen, wenn er ihn gefunden hatte. Rick tastete sich den Flur entlang und lauschte dabei angestrengt. Da war die erste Tür zur Rechten. Er ging weiter und stieß dann mit seinem rechten Fuß gegen etwas. Dem Geräusch nach zu urteilen handelte es sich um einen kleinen Karton, den er verschoben hatte. Während seines letzten Besuchs war der Flur leer gewesen. Rick verharrte und lauschte noch angestrengter. Gerade, als er glaubte, Glück gehabt zu haben, hörte er von oben eine leise Stimme. Rick erstarrte. Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war eine Konfrontation mit der Hausherrin. Die Stimme ertönte erneut und wurde dann leise von einer zweiten erwidert. Dann folgten ein Stöhnen und ein leises Quietschen. Rick atmete auf. Offenbar war Marlene nicht alleine. Das wäre im Falle einer Entdeckung nicht hilfreich und obendrein peinlich, bedeutete aber auch, dass er nicht gehört worden war. Die beiden da oben waren gerade mit anderen Dingen beschäftigt. Also machte sich Rick wieder auf dem Weg Richtung Küche und tastete dabei mit dem Fuß nach dem Karton. Als er die Wohnzimmertüre erreichte, wäre er beinahe umgefallen. Er hatte sich die ganze Zeit über mit der rechten Hand an der Wand entlang getastet und das Fehlen dieser Stütze brachte ihn kurz aus dem Gleichgewicht. So gerade schaffte er es, sich zu fangen, fluchte hingebungsvoll, aber stumm und setzte seinen Weg fort. Endlich in der Küche angekommen, fand er den Schlüsselkasten schon nach wenigen Sekunden. Das Türchen war abgeschlossen. Sein Plan bestand darin, das Schloss mit Hilfe seines Messers aufzubrechen. Als er die Klinge ansetzte, rutschte der ganze Kasten zur Seite. Rick hielt

etwas verwirrt inne. Ein kurzer Versuch zeigte ihm, dass sich das gesamte Gebilde wie ein Pendel hin und her schieben ließ. Das konnte nur bedeuten, dass es nur an einem Nagel oder einer Schraube befestigt war. Rick versuchte, den Kasten von der Wand zu nehmen. Offenbar war dieser tatsächlich nur aufgehängt. So viel zum Thema Sicherheit, dachte er und schüttelte den Kopf. Also steckte er sein Messer weg, nahm den ganzen Kasten und machte sich auf den Rückweg. Marlene kam oben offensichtlich immer mehr in Fahrt und machte genug Lärm, um ihm den Rückzug zu decken.

Rick machte, dass er zur Waffenkammer kam, ohne sich den Inhalt des Kästchens näher anzusehen. Dort angekommen, nahm er eine Kerze und sein Feuerzeug aus der Tasche und sorgte damit für etwas Licht. Die Waffenkammer hatte einen kleinen Vorraum, der es Rick ermöglichte, unentdeckt zu bleiben. Der Schlüsselkasten bot seinem Messer keinen nennenswerten Widerstand. Jetzt musste er nur noch probieren, welcher davon in das Schloss der schweren Metalltür passte. Schon beim vierten Schlüssel hatte er Erfolg. Er öffnete die Tür, nahm die Kerze und überlegte kurz, dass es eigentlich keine gute Idee war, mit offenem Feuer in einen Raum zu gehen, in dem Munition gelagert wurde. Aber ohne Licht war er hier aufgeschmissen. Alleine durch Tasten hätte er vielleicht so gerade noch das richtige Gewehrmodell gefunden. Aber die Munitionsschachteln wären nicht zu unterscheiden gewesen. Also musste die Kerze sein. Die stellte er auf einen der in einem langen Gang stehenden Tische. Auf der linken Seite des Raums standen identisch aussehende Metallschränke, in denen die verschiedensten Jagd- und Militärwaffen gelagert wurden. Sogar automatische Waffen gab es hier. Rick entschied sich für die leichte Repetierbüchse HEYM 30 „Keiler“ mit einem Zeiss Victory Varipoint Zielfernrohr, die mit dem gängigen Kaliber .30-06 Springfield geladen werden konnte. Die passende Jagdmunition fand er erst, nachdem er seine Kerze mit zu den Munitionsschränken genommen hatte. Er packte so viele Schachteln ein, wie er glaubte, dass sie noch in seinen Rucksack passen würden und machte sich auf den Rückweg. Dabei

machte er sich nicht die Mühe, seine Spuren zu verwischen, wenn er erst mal hier raus war, würde das keine Rolle mehr spielen. Die Kerze hatte er gelöscht und wieder eingesteckt, vielleicht würde er sie irgendwann einmal brauchen können. Außerdem wollte er das Munitionsdepot nicht in die Luft jagen.

Rick machte sich auf den Weg zu seinem Apartment. Während er durch die dunkle Nacht stolperte, fluchte er leise. Es war bewölkt und der Mond nicht zu sehen, was seinem Vorhaben entgegen kam. Aber es machte seinen Gang auch unsicher. Warum hatte er seinen Rucksack nicht mit nach unten genommen und irgendwo deponiert? Jetzt musste er das Risiko eingehen, nochmals nach oben zu gehen. Aber auch dieses Mal hatte er Glück. Er kam ebenso ungesehen oben an, wie er auch wieder zurückkam. Unten verstaute er die Munition zu den übrigen Sachen im Rucksack und schulterte ihn. Dabei ging er leicht in die Knie, da hatte er sich eine ganze Menge aufgebürdet. Vor allem die Munition schien Tonnen zu wiegen. Außer seiner Wasserflasche hatte er auf Proviant verzichtet. Die befestigte er jetzt am Gürtel, weil im Rucksack kein Platz mehr war. Dann schulterte er das Gewehr und schleppte sich in Richtung Zaun.

Kapitel 17

Als Rick die alte Trasse erreicht hatte, keuchte er vernehmlich und schwitzte stark. Es war fast Mittag, Rick hatte so schnell wie möglich Abstand vom Fort gewinnen wollen. Dafür hatte er in Kauf genommen, im Dunklen immer wieder anzustoßen oder zu stolpern. Jetzt schmerzte sein Rücken von den vielen schlecht abgefederten Stolperschritten und er fragte sich, warum er sich nie den Kopf angestoßen hatte. Dafür schmerzten beide Schultern von den unsanften Begegnungen mit den Bäumen, die er nicht rechtzeitig erkannt hatte. Bis zum Beginn der Dämmerung war er auf diese Weise

nur sehr langsam vorangekommen, aber danach ging es besser. Der schwere Rucksack verlangsamte sein Vorankommen und ließ ihn rasch ermüden. Die Riemen schnitten schmerzhaft in seine Schultern und sein Rücken fühlte sich wund an.

Erleichtert darüber, so einfach davon gekommen zu sein, setzte er sich am Rand des Grasstreifens in den Schatten einer jungen Buche und gönnte sich etwas Wasser. Rick versuchte zu erkennen, wo er auf die A2 gestoßen war. In der Dunkelheit war er vom Pfad abgekommen und erst nach einem Kampf mit dem Unterholz wieder auf einen gangbaren Wildwechsel gestoßen. Dieser musste ihn weiter östlich auf die Trasse geführt haben als der normale Weg. Rick war sich sicher, dass es sich nicht um den üblichen Weg gehandelt hatte, denn er war deutlich schmaler. Es spielte keine Rolle. Die Hauptsache war, dass er aus dem Fort heraus war und endlich wieder ein Ziel vor Augen hatte.

Der fehlende Schlaf der vergangenen Nacht und die Anstrengung ließ ihn einschlummern. Als Rick wach wurde, fragte er sich, was ihn geweckt haben mochte. Etwas desorientiert schaute er sich um. Im Westen erkannte er drei Gestalten, die mit wenig Geschick versuchten, gleichzeitig schnell und trotzdem leise voranzukommen. Anhand der Silhouetten erkannte er, dass alle drei Gewehre trugen. Wäre er nicht vom Pfad abgekommen, hätte ihn die Gruppe mit Sicherheit schon eingeholt. Ohne großes Gepäck waren sie wesentlich schneller als er. Sein Glück war, dass die drei davon auszugehen schienen, dass er den normalen Weg genommen hatte und er sich deshalb westwärts noch vor ihnen befand. Wohin er unterwegs war, hatten sie sich leicht ausrechnen können, aber dass man überhaupt jemanden hinter ihm hergeschickt hatte, überraschte ihn doch. Wer hatte ein Interesse daran? Rick vermutete, dass es nur ums Prinzip ging. Oder Marlene fühlte sich verantwortlich dafür, dass ihr die Schlüssel entwendet worden waren und wollte auf diese Weise Ihre Autorität und Handlungsfähigkeit unter Beweis stellen. Vielleicht war es auch der widerwärtige Ricardo, der mit allen Mitteln verhindern wollte, dass sich am derzeitigen Zustand nichts änderte. Rick war es egal. Für ihn war

entscheidend, dass die drei kein Gepäck dabei hatten. Wer auch immer sie geschickt hatte, war davon ausgegangen, ihn schnell zu finden. Rick vermutete, dass sie davon ausgingen, dass er mit schwerem Gepäck unterwegs war. Anhand der Bestandsbücher war leicht auszurechnen, wie viel in der Waffenkammer fehlte. Der Zufall und die dunkle Nacht waren ihm zur Hilfe gekommen. Was sollte er tun? Auf eine Konfrontation wollte er es nicht ankommen lassen. Dass jemand von den Schusswaffen wirklich Gebrauch machen würde, hielt er für ausgeschlossen. Aber dass sie ihm zu dritt ein paar kräftige Schläge verpassen und ihn dann mit zurück schleppen würden, konnte er sich gut vorstellen. Einen anderen Weg als über die Trasse zu suchen, würde sehr mühsam werden. Schon alleine, weil der Rucksack ihn behindern würde. Über die Trasse weiter zu gehen und sich rechtzeitig in den Büschen zu verstecken, sollte die Truppe umkehren, schien ihm zu riskant zu sein. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als ein geeignetes Versteck zu suchen und abzuwarten. Er schlich sich so nahe an den Zugangspfad, über den die drei gekommen waren, dass er sie auf ihrem Rückweg würde hören können. Dort suchte er sich ein geeignetes Dickicht, machte es sich so gut es ging bequem, legte den Rucksack unter seinen Kopf und schlief ein.

Wie lange er geschlafen hatte, konnte Rick nicht sagen. Es begann hier in seinem Versteck schon dunkel zu werden. Was würde passieren, wenn er Amaras Dorf erreichte? Würde er die Bewohner durch seine Anwesenheit in Gefahr bringen? Würde das Fort so weit gehen, ihn dort zu eliminieren? Rick glaubte das nicht, denn damit würden sie ja gegen ihre eigenen Regeln verstoßen. Aber er hatte ja auch nicht geglaubt, überhaupt verfolgt zu werden. Sein Magen knurrte, immerhin hatte er seit 24 Stunden nichts mehr gegessen. Und er hatte zu Gunsten der Sachen in seinem Gepäck auf Essbares verzichtet. Im Moment verfluchte er diese Entscheidung.

Einige Zeit später, es war schon fast ganz dunkel, kamen die drei zurück. Ihre Schritte waren schwer, zwei von ihnen keuchten vernehmlich und niemand sagte ein Wort. Rick meinte, Ricardo zu

erkennen. Er mochte den impertinenten Fettsack nicht und jetzt, in diesem Moment noch viel weniger. Er traute ihm sogar zu, hier auf eigene Faust losgezogen zu sein. Rick malte sich aus, wie er Ricardo in seinen fetten Arsch trat, kam dann aber zu dem Schluss, dass er anderes zu tun hatte. Sollte Ricardo samt seiner ganzen Mannschaft doch weiter im eigenen Saft schmoren.

Rick wartete noch eine Stunde, ehe er sich traute, sich wieder auf den Weg zu machen. Wenigstens war diese Nacht heller als die vergangene und so kam er nach wenigen Schritten zu dem Pfad und dann nach einigen hundert Metern wieder auf die Autobahntrasse. Rick war ungeduldig nach all der Warerei und wollte daher die Nacht nutzen, um weiterzukommen. Der Rucksack drückte und er schwitzte bereits wieder, doch die Aussicht, Amara bald wieder zu sehen, ließ ihn durchhalten.

Die ersten Meldungen über eine neue Grippewelle fanden sich unter „ferner liefen“. Es dauerte drei Tage, bis Panik ausbrach. Die Weltgesundheitsorganisation, die routinemäßig den Ausbruch von Infektionen überwachte, stellte sehr schnell fest, dass der neue Grippestamm von keiner bekannten Impfung aufgehalten wurde. Obwohl sich weltweit alle Virologen auf die eilig herbeigeschafften Proben stürzten, blieb ein Impfstoff aus. Rick erinnerte sich daran, dass dieses Grippevirus angeblich so schnell mutierte, dass ihm kein Impfstoff gewachsen war. Die Forscher suchten nach Schwachstellen, die sie für einen Impfstoff ausnutzen könnten, fanden aber keine. Am vierten Tag hatte die Grippe einen neuen Namen: Die spanische Grippe. Der Name entstand in Anlehnung an die Pandemie von 1918 bis 1920, der am Ende des ersten Weltkrieges 40-50 Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren. Sachlich gesehen war diese Bezeichnung unsinnig, denn zum einen war der Erreger zuerst in Fernost aufgetreten und hatte sich über Hongkong verbreitet und zum anderen handelte es sich nicht um den damaligen Typ H1N1. Was dem

Erreger diesen Namen einbrachte, war die Zahl der Toten. Die WHO schätzte in diesen ersten Tagen, dass 15-25% der Bevölkerung der Krankheit zum Opfer fallen würden. Dabei konnte niemand ausschließen, dass es durch die permanenten Mutationen des Virus nicht zu noch schlimmeren Zahlen kommen würde.

Rick hatte mit seiner Frau Helen zusammen die Nachrichten geschaut. Es war der dritte Tag der Epidemie gewesen und der Nachrichtensprecher sagte:

„Hongkong: Der internationale Flughafen in Hongkong hat bis auf weiteres den Betrieb eingestellt. Straßen und alle öffentlichen Verkehrsmittel wurden gesperrt. Das gesamte öffentliche Leben ist zum Erliegen gekommen. Nach Panikkäufen und Plünderungen wurde eine Ausgangssperre verhängt, die von den Sicherheitskräften rigoros durchgesetzt wird. Die Zahl der Grippetoten wird auf über 30.000 geschätzt. Die Zahl der Infizierten liegt wahrscheinlich bei etwa 350.000 bis 400.000 Menschen alleine in China. Die Sicherheitskräfte bemühen sich, eine Ausbreitung zu verhindern und die Toten in Massengräbern zu bestatten.“

Helen sah entsetzt den verwackelten Bildern zu, die der Fernsehsender offenbar dem Internet entnommen hatte. Niemand kam auf die Idee, seine Reporter in das Krisengebiet zu entsenden, selbst wenn das noch möglich gewesen wäre. „Los, schnell, bevor andere auf die gleiche Idee kommen“, sagte Rick und versuchte Helen vom Bildschirm wegzuzerren. „Was hast du vor?“, fragte sie wie unter Schock stehend. „Einkaufen, so lange noch was da ist. Es ist halb Neun, also haben die Supermärkte noch geöffnet.“ Und so waren sie hastig losgezogen, nur um festzustellen, dass sie nicht als Einzige diese Idee hatten. Als sie endlich in den größten Laden in ihrer Nähe vorgedrungen waren, herrschte dort bereits der Ausnahmezustand. Die meisten Regale waren so gut wie leer und an manchen Stellen prügelten sich die Kunden um die letzten Reste. Wäre nicht in diesem Augenblick die Polizei eingetroffen, Helen und Rick wären mit leeren Händen nach Hause gekommen. Doch die Polizisten schafften es irgendwie, etwas

Ordnung zu schaffen und für eine gerechtere Verteilung der Waren zu sorgen. Begleitet von wütenden Protesten derjenigen, die mit vollgepackten Einkaufswagen vor den Kassen standen, sorgten sie dafür, dass jeder Kunde nur normale Mengen einkaufen durfte. Rick und Helen schauten auf die Nudeln und Dosen, die ihnen zugeteilt worden waren. Lange würde das nicht reichen, und die Plastikflaschen mit Getränken würden auch nur eine Woche vorhalten. Aber das war besser als nichts. Jetzt saßen die beiden wieder zuhause vor dem Fernseher und schauten gebannt auf immer neue Schreckensmeldungen.

Am vierten Tag kam die Nachricht, dass erste Fälle der Krankheit in London, Frankfurt und New York aufgetreten waren. Begleitet waren diese Meldungen von Bildern aufgebrachter Bürger vor leeren Supermärkten und von plündernden Mobs. Überall brach das normale Leben zusammen. Niemand erschien mehr auf seiner Arbeitsstelle, der Güter- und Personenverkehr brach weltweit völlig zusammen. Containerschiffe, die sich bereits auf See befanden, wurden in ihre Häfen zurückbeordert. Doch viele der Kapitäne weigerten sich und warteten lieber auf hoher See ab in der Hoffnung, dort sicher zu sein. Die Börsen waren völlig eingebrochen und der Handel wurde auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Nachrichten gab es fast ausschließlich über das Internet, da auch die Mitarbeiter der Sender zuhause blieben. Wenigstens die Stromversorgung funktionierte noch. Mit einer Quote von annähernd 50% an regenerativen Energien war das dezentrale Versorgungsnetz relativ unanfällig. Jetzt zahlte sich der Ausstieg aus der Atomenergie aus. Weil die komplette Industrieproduktion und damit deren Energieverbrauch zum Erliegen gekommen war, reichte die produzierte Energiemenge für die Versorgung der privaten Haushalte locker aus. Und da die Wind- und Solaranlagen keinen Brennstoff benötigten, liefen sie auch ohne menschliches Zutun einfach weiter. Somit liefen auch die Server und Router, aus denen das Internet bestand, ohne dass es zu Ausfällen kam. Die Netzwerkadministratoren bemühten sich, ihren Job von ihren Wohnungen aus zu erledigen und

waren damit einige der wenigen, die nicht tatenlos vor den Bildschirmen saßen.

Als die Virologen auch am fünften Tag noch keinen Impfstoff in Aussicht stellen konnten, machte sich Resignation breit. Manche Schwarzseher auf Twitter, Facebook, WKW und auf jeder sonstigen Internetplattform unkten schon, dass viel mehr Menschen verhungern würden, als durch die Grippe starben.

Abends machte eine Meldung die Runde, die in Rekordzeit über alle Internetkanälen verbreitet wurde: „Biotech Eternity Engineering (BEE) hat der Bundesregierung das Angebot unterbreitet, ihren Wirkstoff E3 in großem Umfang zur Verfügung zu stellen, um der Infektion Herr zu werden. Angesichts der derzeitigen Lage könne man über eine angemessene Entschädigung selbstverständlich nach der Krise verhandeln. Durch die genetische Verbesserung des Immunsystems sei sichergestellt, dass der Grippeerreger ohne Auswirkungen auf die behandelten Personen bleibt. Der Bundesgesundheitsminister und Bundeskanzler Erhard van Leyden haben dieses Angebot mit großem Interesse zur Kenntnis genommen.“

Helen schaute über Ricks Schulter auf den Monitor des Tablet-PC. „Haben die noch alle Tassen im Schrank?“, schimpfte sie dann. „Was gibt es denn da zu überlegen? Die sollen das Zeug nehmen und so schnell wie möglich verteilen“. „Ganz so einfach ist das auch nicht. Denk mal an die Nebenwirkungen.“ „Nebenwirkungen? Du meinst, dass man dann nicht mehr altert? Das ist doch keine Nebenwirkung. Das ist einfach klasse!“ Rick, der inzwischen ihren Freund Willi im Chat getroffen hatte, brummte nur etwas Unverbindliches. Im Chat schrieb er: „Hast du schon gehört?“ „Wer nicht?“, antwortete Willi. „Warum, glaubst du, macht BEE so ein Angebot?“, fragte er zurück. „Doch nicht aus Geldgier“, fügte er hinzu. „Keine Ahnung“, schrieb Rick. „Überleg mal, kann doch nicht so schwer sein“, kam die Antwort. „Ist doch klar. Die Bonzen von BEE sind ganz bestimmt längst alle immun. Und sicher noch viele mehr unserer so genannten Entscheidungsträger. Aber was

sollen die denn ohne die ganzen Leute anfangen, die sie sonst herumkommandieren? Ohne die Wirtschaft, mit der sie ihr Geld verdienen? Die brauchen uns. Ohne Fußvolk keine Wirtschaft, ohne Beherrschte keine Herrscher, so einfach ist das.“ Rick starrte auf den Bildschirm. Willis Logik war kaum etwas entgegenzusetzen. „Und da spielen sie auch noch die Samariter...“. „Deine Argumentation haut mich mal wieder aus den Socken“, schrieb Rick. „Aber nicht mit mir“, kam es von Willi, der Ricks letzte Bemerkung wohl noch nicht gesehen hatte. „Warum, glaubst du, steht in der Meldung nichts über die Sterilisation, die damit verbunden ist? Die wollen nur keine Unruhe stiften. Dadurch, dass sie die Entwicklungsstufen zwei und drei zusammen entwickelt haben, werden sie keine Version haben, die das Immunsystem stärkt und sonst alles unverändert lässt. Und sogar BEE wird es in der Kürze der Zeit nicht schaffen, so etwas zu entwickeln *und* zu produzieren.“ „Das mit der Sterilisation weiß doch sowieso jeder“, warf Rick ein. „Aber vor die Wahl gestellt, ob man leben oder unfruchtbar sein will, wird man sich wohl eher für das Leben entscheiden, auch wenn es danach vielleicht gar keins mehr ist. Wenigstens nicht mehr so, wie wir es kennen.“ Willi hatte wohl Recht. Die Menschen würden leben wollen und daher das Thema Sterilisation ohnehin verdrängen. Da musste BEE oder der Bundeskanzler nicht darauf herumreiten.

Am nächsten Tag meldete Twitter, dass die Bundesregierung das Angebot von BEE akzeptiert hatte und man mit den Vorbereitungen für die massenhafte Behandlung begonnen habe. „Nachdem die Bundesregierung und der Krisenstab das Angebot von BEE angenommen haben, hat sie sich unverzüglich weltweit mit allen Verantwortlichen in Verbindung gesetzt und eine Zusammenarbeit bei der Produktion des Wirkstoffs angeboten. BEE hat sich bereit erklärt, sämtliches Knowhow vorbehaltlos zur Verfügung zu stellen und mit eigenen Experten bei der weltweiten Produktion beratend behilflich zu sein.“

Am Ende des sechsten Tages waren Experten von BEE mit eigens bereitgestellten Militärflugzeugen und Produktionsunterlagen sowie den benötigten Proben unterwegs. Eine unglaubliche und nie für möglich gehaltene logistische Kooperation zwischen befreundeten und verfeindeten Nationen sorgte dafür, dass am Ende des siebten Tages weltweit jedes Pharmaunternehmen, das über die erforderliche Ausstattung verfügte, mit der Produktion begonnen hatte.

Während weltweit das Krisenmanagement der Nationalstaaten, unterstützt von der Weltgesundheitsorganisation, Rotem Kreuz, Rotem Halbmond und anderen großen Hilfsorganisationen auf Hochtouren lief, saßen die Menschen in ihren Häusern und Hütten und rührten sich nicht von der Stelle. Selbst regionale Kriege und Konflikte hatten aufgehört. Da sich niemand vor die Haustüre traute, blieben Unruhen aus. Lieber hungerte man, als sich dem Risiko der Infektion auszusetzen. Dort, wo bereits Hunger geherrscht hatte, verhungerten jetzt die Menschen zu Tausenden, denn es gab keine Hilfslieferungen mehr.

Während in Deutschland bereits die ersten Behandlungen mit dem von BEE bereitgestellten Wirkstoff anliefen, musste die übrige Welt noch warten. Gemäß den eilig aus den Schubladen hervorgeholten Notfallplänen wurden erst die für die Administration und Regierung wichtigen Leute, dann die Mitglieder der Militär- und Wirtschaftselite geimpft. Danach kamen die Sicherheitskräfte, sprich Polizei, Grenzschutz und Bundeswehr an die Reihe. Die normale Bevölkerung musste sich gedulden. So saßen Helen und Rick in ihrer Wohnung fest und teilten sich Wasser und Lebensmittel ein, so gut es ging. Trotz aller Panik gab es eine nicht unbedeutende Zahl von Bundesbürgern, die eine Behandlung verweigerten. Manche begründeten das mit ihrer religiösen Überzeugung, manche mit idealistischen Motiven der verschiedensten Art. Das Internet summte. Aber als der Wirkstoff ab dem 9. Tag weltweit ausgeliefert geliefert werden konnte, ließen sich etwa 95 % der Menschen behandeln. Rick gehörte dazu, trotz seiner

Skepsis. Er war nicht bereit, das Risiko einzugehen, an der Grippe zu sterben. Dafür liebte er das Leben und seine Frau viel zu sehr. Und das gab, wie bei vielen anderen, letzten Endes den Ausschlag. Als es um die eigene Existenz ging, stellte er seine moralischen Bedenken zurück. Helen hatte seine Bedenken ohnehin nie geteilt.

Die Impfung der gesamten Bevölkerung dauerte in Deutschland knapp zwei Wochen, doch schon vorher hatte sich das Virus totgelaufen. Durch die Behandlung war die Infektionskette zusammengebrochen. Langsam kehrte so etwas wie Normalität ein. Die Fernsehsender konnten ihren Betrieb genau so wieder aufnehmen wie das produzierende Gewerbe. Die Wirtschaft startete ganz langsam wieder, wenn auch auf sehr niedrigem Niveau, denn der internationale Handel blieb noch genau so tot wie vorher. Rohstoffe und Zwischenprodukte fehlten überall. Wenigstens konnten innerhalb Europas die eingelagerten Lebensmittel, die den Plünderungen entgangen waren, verteilt werden.

Die wirklich Leidtragenden waren die Kinder. Gemäß den Vorgaben von BEE konnten nur Erwachsene und Jugendliche nach der Pubertät behandelt werden. Wenige Fälle, in denen Eltern durch Bestechung oder Gewalt dafür gesorgt hatten, dass auch ihre Kinder behandelt wurden, zeigten im Laufe der folgenden Jahre Missbildungen und körperliche und geistige Fehlentwicklungen. Die weltweite Sterblichkeitsrate, so hatte die WHO ein Jahr nach der Seuche bekannt gegeben, hatte bei Kindern bei 8,45% gelegen. Obwohl damit die ursprünglichen Schätzungen bei weitem nicht erreicht wurden, kamen fast 150 Millionen Kinder unter 16 Jahren ums Leben.

Helen und Rick, die bereits am Ende der ersten Woche in den Genuss der Behandlung gekommen waren, gingen wieder ihrem Leben nach, so gut es eben ging. Es hatte Vorteile, im Speckgürtel der Hauptstadt zu wohnen. Sehr vieles war noch improvisiert. Viele Freunde und Kollegen waren noch mit Grippesymptomen oder Folgeerkrankungen

im Bett oder der Seuche zum Opfer gefallen. Die Krankenhäuser und Ärzte waren mit ihren Kräften längst am Ende. Viele Arbeitsplätze waren noch unbesetzt und würden es auch bleiben. Wer wieder arbeitete, trauerte um mindestens einen Freund oder Bekannten, oft um nächste Angehörige. Die ganze Nation stand noch unter Schock.

Die Nachrichten berichteten aus aller Welt, dass die spanische Grippe allmählich verschwand. Ärzteteams drangen bis in die entlegensten Gebiete vor, um auch die letzten Menschen zu behandeln. Ob sich dabei jeder der Patienten in letzter Konsequenz über die Auswirkungen der Behandlung im Klaren war, blieb offen. Allmählich kehrte Ruhe ein, die internationalen Verkehrsmittel nahmen ihren Betrieb wieder auf, der Handel sorgte für den Warenaustausch und alle schienen damit beschäftigt so zu tun, als sei nichts gewesen. Psychologen sprachen von Verdrängung und hatten damit wahrscheinlich Recht. Die Toten waren in Massengräbern bestattet worden und viele Angehörige wussten nicht einmal, wo. Es dauerte einige Wochen, bevor die Partys und Feiern begannen. Die Menschen feierten ihr Überleben, nachdem sie den Schock erst einmal überwunden hatten. Manche brauchten länger, manche schienen kaum traumatisiert zu sein. Die Ergebnisse der Studien, die die WHO veröffentlichte, wurden kommentarlos zur Kenntnis genommen. Demnach waren dank der schnellen Impfkationen und trotz der hohen Kindersterblichkeit insgesamt „nur“ 3,93% der Menschheit dem Virus zum Opfer gefallen und damit sehr viel weniger als ursprünglich befürchtet. In den Industrienationen waren es deutlich weniger als im weltweiten Mittel, da dort einfach das Durchschnittsalter viel höher lag als in den Entwicklungsländern und es aus diesem Grund weniger Kinder gab. Außerdem konnte dort früher mit den Behandlungen begonnen werden und die Organisation war dank der besseren Infrastruktur wesentlich effektiver gewesen. Absolut belief sich die Zahl der Opfer einschließlich der Kinder weltweit auf fast 370 Millionen Menschen.

Kapitel 18

Als Rick aus seinen Erinnerungen wieder auftauchte, war es früher Mittag und er hatte die alte Solitäreiche auf dem Mittelstreifen fast erreicht. Sein Rücken und seine Beine schmerzten mehr denn je und nach der angenehm kühlen Nachtluft war es jetzt warm geworden. Die Sonne stand in seinem Rücken und wärmte seinen wunden Nacken. Mit zitternden Beinen stolperte Rick mehr als er ging und war heilfroh, als er den dicken Baum und seinen Schatten endlich erreicht hatte. Mit letzter Kraft nahm er das Gewehr von der Schulter und setzte den Rucksack ab. Dann streckte er sich, so gut es ging und setzte sich, den Rücken an den Stamm gelehnt. Es dauerte ein wenig, bis er eine Position gefunden hatte, die für seinen von dem schweren Rucksack geschundenen Rücken gefunden hatte. Rick hatte Hunger und Durst. Wasser hatte er noch, würde aber bald für Nachschub sorgen müssen. Da er den Weg kannte, wusste Rick auch, dass er in der Nähe einen Bach finden würde, der zwar nicht viel, dafür aber sauberes, klares und kühles Wasser führte. Sein größeres Problem war, etwas zu essen zu finden. Um möglichst viel an nützlichen Dingen und vor allem Gewehrmunition mitnehmen zu können, hatte er auf die Mitnahme von Lebensmitteln verzichtet. Nicht zum ersten Mal bedauerte er das jetzt. Sein Plan hatte darin bestanden, sich unterwegs etwas zu essen zu suchen. Jetzt wurde ihm klar, dass er nicht besonders viel vom Überleben im Wald verstand. Außer Blaubeeren, Brombeeren und Bucheckern kannte er so gut wie nichts. Jetzt, im Spätsommer, würde er ein paar Brombeeren finden, so hoffte er jedenfalls. Das würde ihn nicht satt machen, aber drei Tage ohne etwas zu essen würde er schon überstehen. Sein Magen war da aber entschieden anderer Meinung, denn er knurrte laut und beständig vor sich hin. Rick überlegte, ob er zum Waldrand gehen und nach Beeren suchen sollte, konnte sich aber nicht aufraffen. Er war so erschöpft, dass er trotz seines Hungers erst einmal sitzen bleiben wollte.

Als er aus einem leichten Schlummer erwachte, war es schon früher Nachmittag. Probeweise reckte Rick seine Beine, was diese mit ziehenden Schmerzen quittierten. Dann zog er sie an, um einen Versuch zu starten, aufzustehen. Der erste Versuch schlug kläglich fehl. Sein Rücken, der durch den Kontakt mit dem harten Baumstamm zusätzlich strapaziert war, weigerte sich, und seine Beine folgten diesem Beispiel. Als Rick etwas frustriert erneut eine bequeme Sitzposition suchte, sah er die Kaninchen. Durch seine Bewegungen aufgeschreckt, hatten sie sich ein paar Meter zurückgezogen. Als er geschlafen hatte, mussten sie bis dicht an ihn herangekommen sein. Er beobachtete sie eine Zeitlang, aber die Kaninchen machten keine Anstalten, zu verschwinden. Sein Magen machte ihm deutlich, dass diese Tierchen appetitlich aussahen. Also nahm er sein Gewehr, merkte, dass es nicht geladen war und suchte dann nach den Patronen. Es war gar nicht so einfach, eine der Schachteln aus dem Rucksack zu ziehen, ohne Lärm zu veranstalten und dabei die Kaninchen im Auge zu behalten. Nach zwei Minuten hatte er die Patronen in der Hand und fummelte sie in das Magazin. Das dabei entstehende Klicken fand seinen Widerhall im Zucken der Kaninchenohren, war aber leise genug, um sie nicht zu verscheuchen. Die .30-06er Jagdmunition war zwar kein wirklich großes Kaliber, für ein Kaninchen aber trotzdem heftig. Aber da er nichts anderes hatte, wollte er wenigstens einen Versuch starten. Eine Flinte mit Schrot wäre sicher besser gewesen und hätte seine Trefferchance deutlich erhöht, aber die hatte er ja nicht. Also schob der das Magazin so leise wie möglich an seinen Platz, entsicherte die Flügelsicherung und lud durch. Dann merkte er, dass es gar nicht so einfach war, das Gewehr im Sitzen anzulegen. Da er die Kaninchen nicht verjagen wollte, rutschte er so weit nach hinten, bis er ganz senkrecht saß. Er setzte den Kolben an seine rechte Schulter und versuchte, sich an den Umgang mit dem Zielfernrohr zu erinnern. Das Scharfstellen war kein Problem, aber die Justierung auf die Zielentfernung ging nur, indem man das Gewehr einschoss. Das war natürlich hier unmöglich, also konnte er es nur auf gut Glück versuchen. Wenn er nichts traf, dann mussten halt

Brombeeren als Abendessen genügen. Rick schaute durch das Rohr, sah aber erst mal nichts von den Kaninchen. Erst, nachdem er noch einmal daran vorbeigeschaut und sich die richtige Stelle gemerkt hatte, konnte er sie auch durch das Fernrohr finden. Beinahe erschrak er darüber, wie nahe die Tierchen aussahen. Und wie niedlich. Ehe er noch Gewissensbisse bekommen würde, suchte er sich ein besonders fett aussehendes Exemplar aus, zielte, suchte den Druckpunkt des Abzugs und zog durch. Er war auf den Rückstoß vorbereitet, dennoch schmerzte seine Schulter heftig. Rick hatte nicht darüber nachgedacht, dass er mit dem Rücken fest an den Baum gelehnt war und den Stoß daher nicht abfedern konnte. Außerdem klingelte ihm der Schuss noch in den Ohren. Ob er getroffen hatte, hatte er nicht mehr gesehen, im letzten Moment hatte er die Augen geschlossen. Rick setzte das Gewehr ab, sicherte es und legte es zur Seite. Er schaute in Richtung des Schusses und fand dort nichts. Die Kaninchen waren weg, natürlich. Von einem toten Kaninchen war leider ebenfalls nichts zu sehen. Mit wenig Hoffnung rappelte er sich langsam hoch, wobei er die Eiche als Stütze benutzte. Endlich stehend reckte er sich, was ein vernehmliches Knacken in seinem Rücken zur Folge hatte. Mühsam zwang er seine müden und schmerzenden Beine, ihn zu dem Platz zu tragen, an dem das tote Kaninchen liegen musste, jedenfalls dann, wenn er es getroffen hatte. Als er zu dieser Stelle kam, fand er von einem Kaninchen keine Spur. Frustriert, aber nicht überrascht wollte er schon umkehren, als er, etwa zwei Meter von der vermuteten Stelle entfernt, einen kleinen dunklen Fleck entdeckte. Er ging näher und dann in die Hocke, was eine schlechte Idee war. Seine Beine versagten ihm fast den Dienst und er fiel reichlich plump auf die Knie. Der weiche, grasbewachsene Boden dämpfte gnädigerweise den Aufprall. Der Fleck bestand tatsächlich aus Blut. Also hatte er doch einen Treffer gelandet. Doch wo war das Opfer? Rick schaute sich um, konnte von dort unten aber nichts finden. Wieder auf die Beine zu kommen, war ohne Stütze noch schwieriger als vorhin mit, aber mit einigen Verrenkungen und zusammengebissenen Zähnen schaffte er es. Das tote Kaninchen fand er schließlich ein gutes Stück entfernt, der

Schuss hatte es fast zwei Meter weit geschleudert. Er hatte zusätzlich Glück, weil er den Kopf des Tiers getroffen hatte, obwohl er auf den Rumpf gezielt hatte. Rick erschauerte, als er das wenig appetitlich aussehende Ergebnis sah. Mehr als die Hälfte des Kopfs fehlte, der Rest sah sehr zermatscht aus. Dafür war der Körper unversehrt. Reichlich angewidert nahm Rick den Kadaver und schleppte sich damit zurück zur Eiche.

Jetzt hatte er ein mögliches Abendessen, aber keine Vorstellung davon, was er jetzt mit dem toten Kaninchen anstellen sollte. Er nahm sein Messer und versuchte, das Tier zu häuten. Das war gar nicht so einfach. Statt das Fell in einem abgezogen zu bekommen, metzelte er es Stück für Stück herunter und er war bis zu den Ellbogen blutbesudelt, als er es endlich geschafft hatte. Immerhin fiel ihm noch rechtzeitig ein, dass man vor dem braten auch die Eingeweide herausnehmen sollte.

Feuerholz zu finden war nicht schwer. Unter der alten Eiche lagen mehrere abgebrochene Äste, von denen er dünnere Teile abbrehen konnte. So langsam gehorchten ihm seine Muskeln wieder, wenn auch weiterhin unter Schmerzen. Das knochentrockene Holz zum brennen zu bringen, war leicht. Das Kaninchen zu braten, nicht. Das fing schon damit an, dass er es nicht schaffte, es vernünftig aufzuspießen. Er war zwar so clever, sich hierzu einen frischen Ast abzuschneiden und anzuspitzen, das Kaninchen weigerte sich aber beharrlich. Aus seiner ursprünglichen Idee, einen Drehspieß auf zwei Astgabeln zu bauen, konnte er also vergessen. Daher hielt er seinen nur einseitig aufgespießten Braten mit der Hand über die Flammen. So konnte er wenigstens verhindern, dass das Fleisch außen völlig verbrannte. Rick fragte sich, wie man ein Feuer dazu brachte, einigermaßen gleichmäßig zu brennen. Entweder schlugen die Flammen hoch, oder es drohte zu verlöschen. Letzten Endes hatte er ausreichend Glut, um das Kaninchen fertig zu braten. Das Ergebnis seiner etwa zweistündigen Bemühungen war einigermaßen ernüchternd: Außen

war das Fleisch schwarz und innen kaum durch und jetzt schmerzten auch noch seine Hände von dem langen Halten des Bratens. Sein Hunger war aber groß genug, um die Mahlzeit trotz allem zu genießen. Erst, nachdem er das Fleisch noch ein wenig gesalzen hatte, schmeckte es richtig gut. Rick aß die Hälfte seines Bratens und verstaute den Rest für den nächsten Tag im Baum. Dann trank er den Rest seines Wassers und ging los, um sich frisches zu beschaffen.

Auf seinem Weg am Waldrand entlang pflückte er Brombeeren, die er auf der Stelle verzehrte. Als er mit einer vollen Wasserflasche zurück war, dachte er an die Bärenspuren, die er auf dem Hinweg gefunden hatte, schüttelte beim Gedanken an seine schmerzenden Knochen den Kopf und rollte sich im Gras zusammen. Rick schlief tief und traumlos.

Am nächsten Morgen erwachte Rick erfrischt, aber mit einem mörderischen Muskelkater. Er nahm den restlichen Braten vom Baum, schnippte die Ameisen weg und aß mit Appetit. Dann ging er zum Waldrand, verrichtete seine Notdurft, war ein wenig angewidert ob der mangelnden Hygiene und machte sich erneut auf den Weg zum Bach. Dort wusch er sich ausgiebig, trank vom Wasser und pflückte auf dem Rückweg nochmals Brombeeren. Jetzt fühlte er sich bereit, seinen Marsch fortzusetzen.

Kapitel 19

Rick schleppte seine Last und sich selbst durch endlos scheinendes Grün. Er war in Gedanken wieder bei dem Chaos nach der Grippeepidemie, so dass er fast die Abzweigung verpasst hätte. In dem eintönigen Einerlei der Laubwälder entlang der alten Autobahntrasse war der schmale Trampelpfad kaum zu sehen. Rick war auf der linken Seite der Trasse immer am Waldrand entlang gegangen und doch hätte er den Zugang beinahe übersehen. Als er ihn gefunden hatte,

machte er eine kleine Rast, bevor er in den Halbschatten des Waldes eintauchte. Eigentlich freute er sich auf das kühle Dunkel des Waldbodens, doch verschwitzt wie er war, genoss er die Sonne doch. Sobald er sich nicht mehr bewegte, wurde ihm frisch. Ohne Vorräte trank er wieder nur ein wenig Wasser und machte sich dann rasch wieder auf den Weg.

Nachdem praktisch die gesamte Weltbevölkerung mit E3 versorgt worden war, kehrte eine relative Ruhe ein. Nach den Panikkäufen und den damit verbundenen Unruhen hatten die Menschen die Zeit zu Hause in einer Art Schockstarre verbracht, immer auf der Suche nach neuen Nachrichten im Internet. Da das Netz die einzig verbliebene Verbindung war, nutzte auch der Krisenstab der Regierung dieses Medium, um die Versorgung mit dem Wirkstoff zu organisieren. Rick und Helen hatten eigentlich damit gerechnet, dass es zu Aufläufen und Demonstrationen von Menschen kommen würde, die nicht zu warten bereit waren. Doch die Angst vor Ansteckung hielt sie zurück. Einige waren in ihrer Panik aufs Land geflohen und campierten dort irgendwo in der Einöde ohne jeden Zugang zu Informationen. Doch das war eine winzig kleine Minderheit und diese musste schnell feststellen, dass sie keine gute Wahl getroffen hatte. Dort gab es meist nicht einmal Wasser und sanitären Einrichtungen gab es ebensowenig. Viele erkrankten an banalen Erkältungen und Durchfall wurde zu einem Problem. Und manche erkrankten trotz allem an der Grippe. Und da sie dort in ihren Zelten, wenige in Wohnwagen und Wohnmobilen, keine Nachrichten empfangen, gehörten sie zu den Letzten, die behandelt werden konnten. Erst gegen Ende der Impfphase, als die Radiosender ihr Programm wieder aufgenommen hatten, kehrten sie langsam in ihre Wohnungen zurück.

Wurden zu Beginn insbesondere diejenigen behandelt, die für die Bewältigung dieser Krise von besonderer Bedeutung waren, entschied sich der Krisenstab bald dafür, systematisch nach geografischen

Gesichtspunkten vorzugehen. Das bedeutete, dass zunächst der Transport des Wirkstoffs in die Ballungszentren zu den örtlichen Katastrophenschutzbehörden sichergestellt wurde. Jeder Transport wurde durch den Bundesgrenzschutz sowie, entgegen der Verfassung, durch reguläre Bundeswehreinheiten vor möglichen Plünderern geschützt. Die Begleittruppen hatten für den Fall, dass sie angegriffen oder auch nur behindert wurden, strengsten Schießbefehl. In der ersten Phase wurde auf Flugzeuge verzichtet, da an den möglichen Zielflughäfen kein Personal bereitgestellt werden konnte. Soweit möglich wurden Hubschrauber eingesetzt, ansonsten Bundeswehrlastwagen oder PKW. Wegen des Begleitschutzes waren die PKW mindestens in Kolonnen von vier Wagen unterwegs. Weil es keinen Massenexodus gegeben hatte, waren zwar die Supermärkte leer, die Tankstellen verfügten jedoch nach wie vor über Vorräte an Wasserstoff. Und weil es immer noch Strom gab, konnten die Zapfsäulen auch genutzt werden. Weil davon auszugehen war, dass die Tankstellen verwaist waren, hatten die Transportkolonnen die Erlaubnis, sich gewaltsam Zugang zu verschaffen. Insgesamt gab es in Deutschland, so wie in den meisten anderen Industrienationen auch, gute Bedingungen für die Operation und die Organisatoren leisteten hervorragende Arbeit.

An den Zielorten wurden die Menschen Straßenweise geimpft. Die Informationen, wer wo und wann an die Reihe kam, wurden auf den Internetseiten der Bundesregierung, den Ländern, Kommunen sowie den sozialen Netzwerken und Twitter bekannt gegeben. Später kamen Fernsehen und Rundfunk hinzu, die über mehr als eine Woche lang nichts anderes sendeten als Orte und Termine für die Impfungen.

Parallel dazu versuchten die Katastrophenschützer, die Lebensmittelversorgung wiederherzustellen. Wegen der Gefahr von Plünderungen hatte man die Verteilung über den Handel erst einmal außen vor gelassen. Lebensmittel, Wasser und sonstige Getränke wurden rationiert und vom technischen Hilfswerk mit Unterstützung der Bundeswehr direkt an die Bevölkerung ausgegeben.

Eine strenge Ausgangssperre sollte die Impfkation vor jedweden Störungen abschirmen. Die Ausgangssperre wurde rigoros durchgesetzt, war aber auch allgemein akzeptiert. Diejenigen, die schon behandelt waren, waren froh, wenn sie ihre Lebensmittelrationen erhielten und blieben freiwillig zu Hause. Die noch ungeimpften trauten sich ohnehin nicht aus den Häusern heraus.

Nachdem die Verteilung des Wirkstoffs und die Versorgung der Bevölkerung mit dem Nötigsten angelaufen war, durchkämmten Einheiten von Polizei, Hilfsorganisationen, technischem Hilfswerk und Heer jedes Haus und jede Wohnung in den bereits versorgten Gebieten. Sie hatten die Aufgabe, die Toten zu bergen und in Massengräbern zu bestatten. Es waren viele, die gefunden wurden, doch es waren weniger, als befürchtet. Unter den Toten waren erwartungsgemäß viele ältere und alte Menschen, die nicht die Kraft gehabt hatten, der Krankheit und der mangelnden Versorgung, vor allem mit Wasser, zu widerstehen. Dafür fand man noch eine ganze Reihe Menschen, die entweder zu krank gewesen waren, um zu den Impfsammelstellen zu kommen oder die schlicht über kein Internet verfügt hatten und so ihre Termine verpasst hatten. Beide Gruppen wurden zu Hause mit E3 versorgt und die Kranken in die Feldlazarette gebracht. E3 schaffte es, eine Genesung zu bewirken, wenn die Grippe nicht schon zu weit fortgeschritten war. Die Gesundung dauerte, wie bei einer unbehandelten Grippe auch, mehrere Tage. Wie viele der Infizierten die Grippe letztendlich auch ohne die Behandlung überlebt hätten, ließ sich später nicht mehr feststellen. Es gab keine verlässlichen Daten über die Ansteckung. Es gab lediglich statistische Angaben über die Zahl der Opfer. Und selbst die mussten im Nachhinein aus den Einwohnermeldedaten ermittelt werden, sich da im allgemeinen Bestreben, die Krise möglichst schnell zu überwinden, niemand die Mühe gemacht hatte, Buch über Opfer und Impfungen zu führen.

Was den Hilfskräften die meisten Probleme bereitet hatte, waren die Familien mit vorpubertären Kindern. Kein Elternteil konnte sich einfach so damit abfinden, dass sie behandelt werden sollten und ihre Kinder nicht. Die Auseinandersetzungen, herzerreißende Szenen und der Zwang, ohne Ausnahme gnadenlos zu entscheiden, traumatisierten viele Helfer für lange Zeit.

Als die Regierung sich sicher war, dass die Infektionskette unterbrochen war, wurde die Ausgangssperre aufgehoben. Das Erste, was Rick und Helen machten, war, Freunde und Verwandte zu besuchen. Über Telefon und Internet wussten sie ziemlich genau, wer noch am Leben war und wer fehlte. In der dritten Woche nach dem ersten Ausbruch der Seuche waren die Menschen damit beschäftigt, sich den Schrecken von der Seele zu reden, sich gegenseitig zu trösten und um die Opfer zu trauern. Sie mussten erst von Seiten der Regierung aufgefordert werden, wieder an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren. Dem Aufruf folgten viele rasch, froh, wieder in die gewohnte Normalität zurückkehren zu können. Doch fast ein Drittel der Arbeitnehmer erschien in den nächsten Wochen erst allmählich wieder in ihren Firmen.

Da Helen als Malerin keinen Arbeitsplatz hatte, besuchte sie ihre Freundinnen. Rick kehrte Mitte dieser dritten Woche zu WiSE zurück. Niemand dort hatte einen Überblick, wer der Seuche zum Opfer gefallen war und wer nur noch nicht den Weg zurück in die Firma gefunden hatte. Eine frustrierende Ungewissheit lag in der Luft und jeder der Vermissten, der wieder auftauchte, wurde mit herzlicher Freude begrüßt. Wie überall im Land versuchten auch Rick und seine Kollegen, den Betrieb so gut und so schnell wie möglich wieder aufzunehmen. Kapazitäten wurden reduziert, um dem vorhandenen Personalbestand angepasst zu werden. Handelsbeziehungen wurden wieder aufgenommen und es wurde versucht, an benötigte Zulieferprodukte und Rohstoffe zu kommen.

Überall in Europa lief die Wirtschaft auf niedrigstem Niveau wieder an, während in den Schwellen- und Entwicklungsländern die Impfungen mit E3 noch im vollen Gange waren. Containerschiffe wurden wieder auf die Reise geschickt, würden im schlechtesten Fall aber mehrere Wochen brauchen, um dringend benötigte Güter zu ihren Bestimmungshäfen zu transportieren. Es dauerte gut drei Monate, bis sich der globale Wirtschaftskreislauf so einigermaßen stabilisiert hatte. Er würde nie wieder seinen vorherigen Umfang erreichen.

Kapitel 20

Rick erreichte die riesige Buche und freute sich, dass er jetzt nur noch einen Tagesmarsch von Amara entfernt war. Er nahm Gewehr und Rucksack ab, trank einen kräftigen Schluck Wasser und ging dann Brombeeren sammeln. Auf eine Wiederholung seines Abenteuers mit dem Kaninchen hatte er trotz seines Hungers absolut keine Lust. Rick wartete nicht ab, bis es dunkel war, sondern legte sich gleich zum schlafen hin. Er war bis in die Knochen erschöpft, seine Muskeln gehorchten ihm nur noch widerwillig. Dann dachte er wider an Amara und fragte sich kurz, wie lange er wohl in der Hütte würde warten müssen, bis sie auftauchte. Dann war er schon eingeschlafen.

Am nächsten Morgen hatte er sich schon den Rucksack und das Gewehr übergeworfen, überlegte es sich dann aber anders. Die Schmerzen im Rücken und seinen Schultern waren einfach zu groß. Rick setzte den Rucksack wieder ab und band ihn dann mit Hilfe seines Seils im Geäst der Buche fest. Dabei benutzte er einen tief hängenden Ast als Flaschenzug. Er musste keine große Sorgfalt walten lassen, denn da nichts Fressbares im Rucksack war, brauchte er Bären oder Wölfe nicht zu fürchten. Nur mit Gewehr, Messer und seiner Wasserflasche beladen ging es sich wesentlich leichter. Den Rucksack würde er später holen können. So machte er sich wieder auf den Weg

und kam wesentlich schneller voran als die letzten beiden Tage. Sein Magen knurrte, doch er ignorierte das tapfer.

Die ersten Besucher, die zu Helen und Rick kamen, waren Willi und Hein. Willi hatte Karin dabei, doch Patty war der Grippe zum Opfer gefallen. Hein war dementsprechend bedrückt und musste von ihnen allen getröstet werden. Eigentlich waren die beiden Paare guter Stimmung gewesen, die Erleichterung über ihr Überleben und die Rückkehr in die Normalität waren eine gute Stimulans. All das geballte Entsetzen, das über die Medien verbreitet worden war und das sie am eigenen Leib hatten erfahren müssen, hatte sie abgestumpft. Das mit Patty wussten sie zwar, doch erst die Konfrontation mit Hein brachte sie der traurigen Realität wieder nahe.

Nachdem sie sich alle wieder einigermaßen gefangen hatten, fragte Willi in die Runde: „Habt ihr alle eure Seelen verkauft?“ Rick, der nicht wusste, was er mit dieser Frage anfangen sollte, schaute nur verständnislos zu ihm hinüber. „Seid ihr alle mit E3 behandelt worden und habt den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben?“ Willis Tonfall war eher aggressiv als sarkastisch, wie es sonst seine Art war. Rick schaute weiter zu Willi und als der nichts weiter sagte, fragte er: „Was so ganz genau meinst du?“ „Dumme Frage“, sagte er dann. „Habt ihr den Tod mit dem ewigen Leben bezahlt?“ „Wieso bezahlt?“, gab Rick zurück und schaute dabei Helen fragend an. „Ich kann zwar nicht behaupten, dass ich mich dabei wohl fühle, aber sterben wollte ich noch viel weniger.“ „Ich kann nicht behaupten, dass ich mich damit unwohl fühle“, warf Helen ein. „Ja“, sagte Willi, „das wolltest du ja ohnehin. Du wirst schon irgendwann sehen, was du davon hast“, meinte er dann geheimnisvoll, als ob er einen Blick in die Zukunft geworfen hätte. „Sogar Karin hat sich für die Behandlung entschieden, ganz gegen meinen Rat. Aber sie ist ja alt genug, um selbst entscheiden zu können“. Das klang bitter. Willi machte eine Pause. „Könnt ihr euch vorstellen, wie das wird, wenn wir ein paar Jahre älter sind? Ich ein alter Tattergreis und sie immer noch die blühende

Schönheit, die sie heute ist?“ Karin strahlte einen Moment lang über das Kompliment. Dann, als ob ihr die Konsequenz erst jetzt bewusst würde, verdüsterte sich ihr Miene wieder. „Das lässt sich doch leicht ändern“, sagte sie dann. „Du kannst dich ja immer noch behandeln lassen.“ „Kommt gar nicht in Frage, das haben wir doch schon alles durchgekaut. Ich werde mich auf gar keinen Fall behandeln lassen, das kann nur schief gehen. Lieber lebe ich ein kurzes Leben gut, als ein langes Leben schlecht.“ „Was spricht gegen ein langes Leben?“, fragte Hein, der bisher nur deprimiert und teilnahmslos dagesessen hatte. „Wenn die Behandlung bei Patty rechtzeitig gewesen wäre, würde sie heute noch leben. Ich kann darin nichts Verwerfliches finden.“ „Ihr werdet euch noch alle an meine Worte erinnern, früher oder später.“ Er legte eine dramatische Kunstpause ein. „Der menschliche Verstand ist nicht für die Ewigkeit geschaffen“, orakelte er dann und hielt danach für den Rest des Abends den Mund.

Kapitel 21

Rick erreichte die Hütte bei Amaras Dorf am späten Nachmittag. Sie sah verlassen aus und eine vage Enttäuschung befiel ihn. Selbstverständlich hatte er nicht damit gerechnet, Amara hier zu finden, da er ja von etwa drei Wochen Abwesenheit gesprochen hatte. Aber das konnte die Enttäuschung nicht verhindern.

Obwohl nichts darauf hinwies, dass sich hier jemand aufhielt, näherte Rick sich der Hütte vorsichtig, er wollte niemandem in die Arme laufen. Er spähte durch das Fenster, aber der Raum war leer. Rick nahm das Gewehr ab, stellte es neben der Eingangstür an die Hüttenwand und schnaufte einmal tief durch. Dann ging er hinein, um sich einen der Stühle zu holen. Seine Augen brauchten etwas, um sich an das Halbdunkel im Innern der Hütte anzupassen. Er nahm einen der Stühle und stellte ihn an den Eingang. Dann sah er auf dem Tisch ein

Weidenkörbchen, das von außen übersehen haben musste. Das Körbchen erinnerte ihn an Amara, damit hatte sie die Vorräte getragen. Unwillkürlich drehte er sich im Kreis, aber er war alleine. Rick nahm das Körbchen und wollte damit nach draußen. An der Tür stieß er sich das Schienbein an dem Stuhl an, fluchte kurz und hatte es dann nach draußen geschafft. Im Eingang drehte er sich noch einmal um, nahm den Stuhl und ging dann zur Rückseite der Hütte, um in den Genuss der letzten Sonnenstrahlen zu kommen. Dort angekommen stellte er den Stuhl vor die hölzerne Wand, nahm das Körbchen in beide Hände und setzte sich. Der Korb war mit einem einfachen, ungebleichten Leinentuch bedeckt. Darunter befand sich Brot, das noch recht frisch zu sein schien und ein köstlich duftender Braten. Rick vermutete Wildschwein und sein erster Bissen bestätigte das. Erst jetzt merkte er, wie ausgehungert er in Wirklichkeit war. Die Brombeerdiet mit schwarz-rotem Kaninchen war nicht sehr gehaltvoll gewesen und für drei Tage ausgesprochen knapp. Er aß, bis er zu platzen glaubte, hatte aber kaum die Hälfte des Inhalts vertilgt. Also packte er den Rest wieder sorgfältig ein und deckte ihn mit dem Leinentuch zu. Dann trank er den Rest seines Wassers. Satt aber ungeduldig stand er auf, trug den Korb in die Hütte und suchte währenddessen den Waldrand ab. Doch Amara ließ sich nicht blicken. Rick war müde, hätte jetzt aber noch nicht schlafen können. So machte er sich auf den Weg zum Bach, um seine Flasche zu füllen und ein Bad zu nehmen. Wenn Amara kam, wollte er nicht riechen wie ein Wildschwein.

Er fand die Stelle im Bach, wo das kleine Staubecken war, zog seine Sachen aus und stieg in das klare, kalte Wasser. Sofort schwand seine Müdigkeit und seine müden Muskeln entspannten sich. Dann holte er sein T-Shirt, Unterwäsche und seine Socken und wusch sie halbherzig durch. Danach füllte er oberhalb des Beckens seine Flasche mit sauberem Wasser, nahm seine Sachen und die Schuhe in die Hand und machte sich nackt und barfuß auf den Weg zurück. Während er versuchte, nicht auf Steine oder in Dornen zu treten, fiel ihm das Gewehr wieder ein, das immer noch an der Hüttenwand lehnte. Wenn

jetzt doch ein Suchtrupp unterwegs war oder wenn Amara das Gewehr fand und sich irrtümlich verletzte... Rick ging schneller. Doch vom Rand der Lichtung aus sah alles unverändert aus. Auch das Gewehr stand noch an seinem Platz, was er aber erst sehen konnte, als er um die Hütte herumgegangen war. Erleichtert legte Rick die nassen Sachen zum trocknen aus und begnügte sich mit der ungewaschenen Oberbekleidung. Die robusten Schuhe ließ er aus. Es handelte sich um deftige Arbeitsschuhe mit Gummisohle, die noch recht neu waren. Immerhin waren sie gut eingelaufen, was ihn vor Blasen bewahrt hatte. Jetzt überlegte er, dass er vielleicht statt so viel Munition ein Paar Ersatzschuhe hätte mitnehmen sollen. Aber jetzt war es zu spät. Rick ging hinein und legte sich auf das Bettgestell mit der Strohfüllung.

Rick dachte an Willi zurück, der sich so standhaft geweigert hatte, unsterblich zu werden. Schon damals hatte er seinen Mut und seine Konsequenz bewundert. Willi war zwischen zwei Welten gefangen gewesen. Er, der alternde Ehemann und Karin, seine ewig junge Ehefrau. Schnell hatte es zwischen den beiden zu kriseln begonnen und ein paar Jahre später war es zur endgültigen Trennung gekommen. Es war ein schleichender Prozess gewesen, der eine ganze Gesellschaft erfasste. Zu Beginn, als man die Krise langsam in den Griff bekam, arbeiteten Behandelte und die wenigen Verweigerer Hand in Hand. Doch im Laufe der Jahre hatten sich die beiden Gruppen immer weniger zu sagen. Niemand konnte mit dem Finger darauf zeigen und noch weniger hätte jemand einen Grund dafür nennen können, wenn man ihn gefragt hätte. Aber die Interessen gingen auseinander. Während sich die nicht alternde Gruppe körperlich nicht mehr veränderte, wurde sie auch in ihren Gedanken immer statischer. Dabei verlor sie ihre alternden Freunde immer mehr aus ihrem Blickfeld. Die unbehandelte Gruppe, die zu einer Minderheit gewordenen war, lebte ihr normales Leben, wenn auch in einer völlig veränderten Gesellschaft. Sie bekamen Kinder, lebten, alterten und fühlten sich immer fremder und ausgeschlossener in einer Welt, die

nicht mehr die ihre war. Der Isolationsprozess hatte schon lange begonnen, ehe die ersten Siedlungen entstanden.

Rick hatte keine Ahnung, wer zuerst auf die Idee mit den Exklaven gekommen war. Er erinnerte sich an den letzten Besuch Willis bei Helen und ihm. Da war seine Trennung von Karin bereits ein paar Jahre her. „Ich bin gekommen, um Lebewohl zu sagen“, hatte er mit neutralem Tonfall gesagt. „Wir haben uns zwar sowieso schon lange nicht mehr viel zu erzählen, aber trotzdem betrachte ich euch immer noch als meine Freunde. Und von meinen Freunden möchte ich mich verabschieden.“ Helen hatte Rick etwas erschrocken angeschaut. „Was meinst du mit Verabschieden, Willi?“ hatte sie gefragt und Willi hatte ihr geantwortet: „Ich gehe in eine der neuen Enklaven, in denen wir unter uns sein werden. Dort möchten wir ein einfaches, aber menschliches Leben führen. In eurer Welt sind wir überflüssig und immer weniger willkommen. Kinder sind euch ein Dorn im Auge. Niemand von euch kann mehr etwas mit ihnen anfangen. Ihr schmort im eigenen Saft, alles Neue ist euch suspekt. Das ist kein Leben mehr.“ Und damit hatte er sie beide umarmt und war wortlos und ohne sich noch einmal umzudrehen aus dem Haus gegangen. Helen und Rick hatten ihn nie wieder gesehen.

Kapitel 22

Rick erwachte im Morgengrauen und fragte sich, warum er so früh wach geworden war. Angestrengt lauschte er, konnte jedoch außer dem frühen Vogelkonzert nichts hören. Als sich die Hand fest und warm auf seine Brust legte, zuckte er gewaltig zusammen. „Na, na“, hörte er. „Wer wird denn so ein schlechtes Gewissen haben?“ „Amara!“ Rick schrie fast. Sein Herz klopfte vor Schreck wie wild. „Willst du mich umbringen?“ fragte er, als er wieder Luft bekam. Aber er sagte es nicht böse. Amara lachte. „Ich dachte, du hättest mich erwartet?“ „Ja, aber

doch erst in zwei Wochen. Und schon gar nicht so“, schimpfte er, lachte aber ebenfalls. „Komm her und beruhige mich“, sagte Rick und zog Amara an sich. Sie liebten sich, bis die Sonne durch das Fenster schien, als wäre es das Letzte, was sie tun würden.

Während des Frühstücks erzählte Amara, dass sie es gar nicht mehr hatte erwarten können, ihn wiederzusehen. „Und deshalb bist du schon so früh hier?“, fragte Rick. „Weil ich es ohne dich nicht ausgehalten habe, bin ich jeden Tag hier herauf gekommen, um nur ja keinen Tag zu verpassen!“, lautete die Antwort. Rick war glücklich. Dann erzählte er, wie knapp sein Entkommen gewesen war und trug dabei dick auf. Amara war entrüstet. „Was machen wir denn, wenn die hier auftauchen?“ „Keine Angst, das werden sie nicht. Und selbst wenn, kennen sie diese Hütte vermutlich nicht und werden mich im Dorf suchen.“ Amara schien nicht ganz überzeugt zu sein. „Glaub mir“, beschwichtigte Rick. „Wir sind nicht bössartig und wir haben auch keinerlei Grund, euch etwas anzutun. Wenn überhaupt, dann sind sie nur hinter mir her.“ „Und, reicht das nicht?“ Amara zog einen Schmollmund. „Es geht hier nur ums Prinzip. Sie haben mir verboten, das Fort zu verlassen und ich habe mich nicht daran gehalten. Jetzt besteht der einzige denkbare Grund, mich zu fangen, darin, andere abzuschrecken und ihre Autorität unter Beweis zu stellen. Disziplin ist alles, was die Menschen im Fort noch haben. Ich glaube aber eher, dass sie sich die Sache einfach machen werden. Ricardo und seine zwei Helfer werden einfach behaupten, ich habe Selbstmord begangen. Schließlich bin ich in die Waffenkammer eingedrungen. Was soll ich sonst da gewollt haben? Einen Beweis wird niemand haben wollen. Sie müssen ja nur sagen, dass sie meine Leiche gefunden haben. Selbstmorde sind schließlich leider fast an der Tagesordnung. Gründe hatte ich ja, wenn überhaupt jemand nach Gründen suchen sollte. Ich wollte trotz der Direktive zu dir und sie haben mich daran gehindert. Meine Geschichte hat ja jeder gehört. Also wird man ihnen glauben und sie haben ihr Ziel erreicht. Warum sollen sie mich also suchen? Ihr einziges echtes Interesse liegt darin, keine Veränderungen zuzulassen.“

Deshalb ist es einfacher, mich verschwinden zu lassen als mich zurückzuholen. Und nach allem, was passiert ist, rechnet niemand damit, dass ich freiwillig zurückkomme.“

Amara schien einigermaßen überzeugt. Dann sah sie Rick an. „Was mir die ganze Zeit durch den Kopf geht.“, setzte sie an. „Du hast doch mal behauptet, ihr hättet Angst vor uns. Das versteh ich nicht. Wir tun doch niemandem etwas.“ „Was ich genau gesagt habe ist, dass wir einmal Angst vor euch gehabt haben. Jetzt nicht mehr. Jedenfalls gilt das für die meisten von uns. Und wir haben nicht speziell vor euch, sondern vor allen normalen Menschen Angst gehabt. Das kam aber erst lange nach der Gründung der Dörfer.“

Dann erzählte Rick, wie es zu der Gründung der Dörfer gekommen war. Amara hatte aufmerksam zugehört und fragten dann nach: „Also gibt es eine ganze Reihe von Dörfern wie das unsere?“ „Ganz so einfach ist das nicht.“ Dann fügte er mit einem scheuen Lächeln hinzu: „Nichts ist einfach, wenn es um Menschen geht“. Rick machte eine Pause. „Bei euch im Dorf gibt es doch bestimmt auch die verschiedensten Typen von Menschen. Gesellige und welche, die sich eher absondern. Leute, die gerne bestimmen, was gemacht wird und welche, die lieber hinter diesen herlaufen. Hilfsbereite und welche, die sich eher bedienen lassen.“ „Gute Liebhaber, die sich auf die Frau einstellen und welche, die nur ihre eigene Lust im Sinn haben“, ergänzte Amara. „Ich verstehe, worauf du hinaus willst.“ „Ich will doch hoffen, dass ich zur ersten Gruppe gehöre“, sagte Rick. „Lenk nicht ab“, neckte ihn Amara. „Du gehörst doch gar nicht zum Dorf“. „Aggressive und friedliche“, setzte Rick seine Beispiele fort. „Eigentlich sind bei uns alle friedlich“, verteidigte Amara ihre Leute. „Genau“, bestätigte Rick. „Das ist eines der wesentlichen Merkmale, die von unseren Beobachtern immer wieder berichtet wurden. Unsere Soziologen haben lange darüber gestritten, warum das so ist. Im Laufe der Menschheitsgeschichte waren die meisten Kulturen alles andere als friedlich. Manche der Eierköpfe waren der Auffassung, dass ihr

noch gar nicht lange genug existiert, um aggressiv zu werden, einige führten das darauf zurück, dass ihr einfach zu wenige seid und die Nachbarn zu weit weg sind. Aber ich glaube, dass es an etwas anderem liegt.“ „Und?“, bohrte Amara nach, als Rick nicht sofort weiter sprach. „Wenn ihr wirklich zu Aggressivität neigen würdet, hättet ihr längst eine Hierarchie, eine Führungsstruktur herausgebildet. Irgendein Geltungssüchtiger bildet sich immer ein, zu Höherem berufen zu sein. Aber so etwas gibt es hier nicht. Nicht, dass wir wüssten.“ „Stimmt“, gab Amara zu. „Bei uns gibt es die Versammlung und da wird alles beschlossen und jeder hat die gleichen Rechte.“ „Ich glaube“, nahm Rick seinen Gedanken wieder auf, „dass es damit zu tun hat, wie das Dorf entstanden ist.“

Kapitel 23

Die Gründung der Dörfer war von der E3-Bevölkerung zuerst ignoriert und dann belächelt worden. Da die Kluft zwischen den ursprünglichen und den behandelten Menschen, von geduldeten Ausnahmen abgesehen, bereits zu einer gesellschaftlichen Isolation geführt hatte, wurden die Eremiten von der übrigen Bevölkerung kaum vermisst. Nur die Firmen bekamen zu spüren, dass etliche Arbeitskräfte fehlten. Das machte sich schmerzhaft bemerkbar, da ohnehin noch immer Arbeitskräftemangel herrschte. Die industrielle Produktion hatte sich ebenso wie der Verwaltungs- und Dienstleistungssektor auf niedrigerem Niveau stabilisiert, so dass weniger Personal und Arbeitskräfte gebraucht wurden, aber die Zahl der verfügbaren Kräfte war immer noch gering. Dazu kam, dass als Folge der Sterilität nur noch wenige Lehrlinge und Studienabsolventen nachkamen und bald ganz ausbleiben würden. Und die vorhandenen Arbeitskräfte neigten immer weniger zu einem Arbeitgeberwechsel. Davon abgesehen weinte den Eremiten niemand eine Träne nach. Über die unterschiedlichen Motive und die daraus resultierenden

unterschiedlichen Strukturen der neuen Enklaven machte sich niemand Gedanken. Es interessierte schlichtweg niemanden.

Jetzt, im Nachhinein, nach all den Beobachtungen und Diskussionen, die sie nach der Gründung des Forts gemacht und geführt hatten, war man zu gesicherten Erkenntnissen gelangt. Aber die blieben akademischer Natur und ohne praktische Auswirkungen.

Im Wesentlichen gab es zwei Gruppen, die sich die nach der Seuche auf die Suche nach einem einfachen Leben machten: Idealisten, Naturschützer und weltfremde Träumer bildeten die eine, religiös motivierte die andere Gruppe. War schon die erste Gruppe nicht sehr homogen, war es die zweite erst recht nicht. Die Religiösen splitteten sich in die verschiedenen Konfessionen, und diese wiederum in ihre Unterströmungen. So gab es katholische, protestantische und freikirchliche Christendörfer sowie sunnitische und schiitische Muslime, die sich erstaunlicherweise kaum weiter nach Nationalitäten aufteilten. Außer einer türkischstämmigen Gründung, die sich aus der großen Berliner Türkengemeinde rekrutierte, gab es einfach zu wenige übrig gebliebene muslimische Gläubige, um für die vielen Nationalitäten, die in Deutschland eine neue Heimat gefunden hatten, eigene Dörfer zu füllen. Die als Islamisten bezeichneten extremistisch gegen jede andere Konfession gerichteten Moslems und vor allem die eher stoischen fernöstlichen Religionen beteiligten sich nicht an den Aussiedlungen. Die Islamisten hatten sich den Dschihad, den heiligen Krieg gegen alle Ungläubigen auf die Fahne geschrieben und meinten damit auch diejenigen, die sich mit E3 hatten behandeln lassen. Um ihren Kampf zu führen, mussten sie sich in der Gesellschaft bewegen können, die sie bekämpften.

Jüdische Siedlungen waren ebenfalls nicht bekannt. Ob hierfür die in Deutschland nach dem Holocaust des 20. Jahrhunderts nur noch geringe Zahl der Juden oder deren in vielen Jahrhunderten herausgebildete Leidensfähigkeit ursächlich war, blieb offen.

Tatsache war, dass die Siedlungen schon bald aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwanden. Die Siedler hatten sich zum Ziel gesetzt, möglichst autark zu leben und so gab es außer den wenigen Gelegenheiten, wo manche Dörfer ihre Agrarprodukte auf Märkten anboten, kaum Kontakte.

Die angestrebte Isolation hatte einen guten Grund. Den Aussiedlern war deutlich bewusst, dass sie zwar für sich selbst eine Entscheidung getroffen hatten, als sie die Behandlung mit E3 abgelehnt hatten, diese Entscheidung deshalb aber noch lange nicht für ihre Kinder galt. Folglich erzogen sie ihren Nachwuchs in dem Glauben, in der Welt auf sich alleine gestellt zu sein. Da war es nur folgerichtig, dass die nicht alternde Gesellschaft dämonisiert und als feindlich stigmatisiert wurde. Dass dort niemand alterte und warum das so war, wurde den Kindern verschwiegen. Kontakte der Jüngeren mit der Gesellschaft *da draußen* wurden konsequent vermieden, um sie nicht in Versuchung zu führen. Um das zu erreichen, wurden die Kontakte auch allgemein auf ein Minimum reduziert. Im Verlaufe der Jahre wurde die Außenwelt zu einem Mythos, der irgendwann in Vergessenheit geriet.

Problematischer für die E3-Gesellschaft waren die religiösen Randgruppen, die sich nicht am Exodus beteiligt hatten. Die Mitglieder dieser Gruppen, im Wesentlichen katholische und muslimische Fundamentalisten, hatten die Behandlung mit E3 unter Berufung auf die Bibel oder den Koran abgelehnt und waren bereit gewesen, für ihre Überzeugung zu sterben. Dementsprechend kompromisslos lehnten sie die behandelte Bevölkerung ab. Aus Ablehnung wurde Verachtung, aus Verachtung Hass. Der Hass führte zu weiterer Radikalisierung, die sich schließlich in Terror entlud. Es folgten mehrere Jahrzehnte, in denen es ein Katz- und Mausspiel zwischen Sicherheitskräften und den verschiedenen Terrorzellen gab. Doch langfristig hatten die Extremisten keine Chance. Entgegen ihren Vorgängern in den Zeiten vor der Seuche unterschieden sie sich von der übrigen Bevölkerung. Sie alterten. Gab es aus der Zeit der Panik keine zuverlässigen Daten

darüber, wer behandelt worden war und wer nicht, wurde das im Laufe der Jahre allmählich ganz von selbst offensichtlich. Dadurch waren die Anti-Terroreinheiten in der Lage, die in Frage kommende Personengruppe eindeutig zu identifizieren. Weil diese Gruppe so klein war, konnte sie diese rund um die Uhr überwachen und so letztlich ausschalten.

Etwa 50 Jahre nach der Seuche war weltweit Ruhe eingekehrt.

Amara hatte Rick schweigend zugehört. „Was hat das jetzt für Auswirkungen gehabt?“, fragte sie dann. „Tja, das ist immer noch unklar“, antwortete Rick. „Bei euch waren es hauptsächlich Träumer und Weltverbesserer, die die erste Dorfgeneration bildeten. Typen, die keiner Fliege etwas zuleide tun konnten, wie man so sagt. Auch wenn Vererbung ein kompliziertes Feld ist, scheint sich doch diese fehlende Aggressivität weitervererbt zu haben. Wenigstens, wenn man den Durchschnitt betrachtet. In anderen Dörfern hat sich eine eher hierarchische Struktur gebildet. Oft mit religiösen Führern oder einer Priesterkaste, aber alles in allem wesentlich straffer organisiert als ihr. Wir haben immer damit gerechnet, dass es irgendwann einmal zum Konflikt zwischen den Dörfern kommt. Weißt du, wenn man an nur einen Gott glaubt, kann es nur eine Art geben, ihn zu verehren und anzubeten. Nämlich die eigene. Das führt dann oft dazu, dass man andere Auffassungen als falsch und deren Anhänger als Ungläubige abstempelt. Und schon sind Konflikte vorprogrammiert. Entgegen allen anders lautenden Beteuerungen der Priester sind monotheistische Religionen dem Grunde nach intolerant. Und wenn dann noch dazu kommt, dass Glauben mit Wissen verwechselt wird, schlägt man sich leicht die Köpfe ein.“ Rick atmete tief durch, als er sich an endlose Diskussionen mit seinem Freund Willi erinnerte. „Das letzte verstehe ich nicht“, warf Amara ein. „Warum sollte man Glauben und Wissen verwechseln?“ „Das ist eine gute Frage“, gab Rick zurück. „Ich nehme an, dass in der Vorstellung von gläubigen Menschen einfach kein Platz

für Zweifel ist. Damit würde man seine eigene Überzeugung in Frage stellen. Und niemand stellt sich gerne selbst in Frage. Also tut man lieber so, als gäbe es keine Zweifel und prompt handelt man so, als wäre man im Besitz wissenschaftlicher Beweise. Leider machen das alle Religiösen so. Und so redet man nicht mehr miteinander, sondern bekämpft sich. Bisläng gab es kein Anzeichen, dass das zwischen den Dörfern passiert, aber die Gefahr besteht nach wie vor. Wenn man sich die menschliche Geschichte anschaut, ist eine Wiederholung eigentlich unvermeidlich. Es ist frustrierend.“

„Und deshalb beobachtet ihr uns?“, hakte Amara nach. „Nein“, gab Rick zurück. „Natürlich wollten wir sicher sein, dass niemand Anstalten trifft, uns anzugreifen. Anfangs wollte man feststellen, ob ihr keine der Terroristengruppen unterstützt. Es gab sogar Pläne in den Schubladen, die ein militärisches Eingreifen vorsahen. Aber seit die letzten Terrorzellen vernichtet werden konnten, hat man das aufgegeben. Und viel später wollten wir herausfinden, was von der Welt noch übrig geblieben ist.“

Da es langsam dunkel wurde und Rick nach all seinen Erzählungen jetzt auch noch der Hals schmerzte, beendeten sie ihr Gespräch. Ihnen war gar nicht aufgefallen, dass sie das Mittagessen verpasst hatten. So begnügten sie sich damit, jetzt kräftig zuzulangen. Auch Amara war müde von den vielen neuen Eindrücken, die sie hatte verarbeiten müssen. Sie räumten noch ein wenig auf und zogen sich dann in die Hütte zurück. Nach einem keuschen Gute-Nacht-Kuss schliefen beide eng aneinander geschmiegt ein.

Kapitel 24

Amara erwachte als erste und kuschelte sich enger an Rick heran. Als dieser im Halbschlaf ganz instinktiv auf ihre Nähe reagierte, holten die

beiden nach, was sie gestern Abend versäumt hatten. „Ich bin so froh, dass ich dich getroffen habe, habe ich dir das eigentlich schon mal gesagt?“, fragte Rick. „Nein, aber sehr deutlich gezeigt“, gab Amara zurück, lachte und drehte sich dabei auf den Rücken. Als Rick: „Danke!“ sagte, tat er das mit brüchiger Stimme. „Danke wofür?“, fragte Amara, obwohl sie die Antwort zu kennen glaubte. „Danke für alles. Dafür, dass ich hier bei dir bin, dass du da bist, dass du für mich da bist. Danke, dass du mich zurück ins Leben geholt hast.“ „Ich habe doch nichts gemacht“, wiegelte sie ab. Aber ihre Stimme klang dennoch erfreut. „Ich habe mir doch nur einen schmucken Kerl geschnappt, weil er mir gefallen hat und weil er sich so seltsam benommen hat. Das ich damit noch viel mehr bekommen habe, als ich wollte, konnte ich ja nicht ahnen“, fügte sie absichtlich mehrdeutig hinzu. „Und ehrlich gesagt, kamst du mir immer sehr lebendig vor“. Dabei lächelte sie anzüglich und schaute erst Rick ins Gesicht und dann demonstrativ an ihm herunter. „Du weißt genau, was ich meine!“ Es war Rick wichtig, dass Amara verstand, was er fühlte. „Ich habe seit Jahrhunderten nur Angst, Trauer, wieder Angst, Leere und Pflichtgefühl empfunden. Seit ich bei dir bin, habe ich erkannt, dass ich all die Jahre für mich selbst gar keinen Platz gehabt habe. „Was meinst du mit Platz?“ „Das ist schwer zu beschreiben. Ich habe immer nur getan, was andere von mir erwartet haben. Wenn man nicht altert und sich einreden kann, dass man irgendwann einmal auch etwas für sich tun wird, dann wird dieser Tag niemals kommen. Und wenn man dann in einer Gesellschaft lebt, die praktisch erstarrt ist, dann hat man zwar eine Ewigkeit Zeit, aber keine Vorstellung mehr davon, was man mit dieser Zeit anstellen kann. Es gibt dann irgendwann keine spontanen, kindischen Aktionen, keinen Spaß und keine Erfahrung, die man nicht schon kennen gelernt hat. Keine neuen Ziele und keine Entwicklung mehr. Der Mensch ist dazu geschaffen, sein Leben lang neugierig zu sein, zu wachsen, sich zu entwickeln. Wenn man nicht mehr altert, spielen diese Dinge plötzlich keine Rolle mehr. Man erstarrt in alten Gewohnheiten und Ritualen und beginnt schnell, sich zu Tode zu langweilen.“ „Das ist ein blödes Wortspiel“, Amara versuchte, sich ein

Leben ohne Altern vorzustellen. „Nein, ganz im Ernst. Es hat nur ein paar Jahrzehnte gedauert, bis die ersten Selbstmorde begannen. Es waren nicht viele und zu Beginn hat niemand bemerkt, dass die Anzahl höher war als früher. Psychisch Kranke waren ja durch E3 nicht geheilt worden. Hier half das verbesserte Immunsystem nicht. Man kümmerte sich, so gut es ging, auch in der Übergangszeit nach der spanischen Grippe um diese Menschen. Wir waren ja keine Barbaren.“ Rick machte eine Pause und musste schlucken, als er wieder an die Panik während der Grippe und das anschließende Chaos denken musste. „Aber diese psychisch Kranken waren die ersten, die ihrem Leben ein Ende setzten. Die logische Folge war, dass es immer weniger dieser Kranken gab. Es gab kaum keine neuen Fälle. Dafür stieg die Zahl derer, die ohne organische Ursachen an Depressionen erkrankten. Mit zunehmender Dauer des Lebens kamen immer mehr Menschen zu der Erkenntnis, dass ein ewiges Weitermachen ohne Aussicht auf Veränderung gar nicht so erstrebenswert war, wie sie ursprünglich gedacht hatten. Und nicht wenige bereuten ihre Entscheidung für die Behandlung, die sie im Zustand der Panik getroffen hatten. Aber es gab keine Chance, das Ganze rückgängig zu machen.“ „Warum eigentlich nicht?“ fragte Amara. „Wenn ihr doch fähig wart, das Erbgut so umfassend und massiv zu ändern, wie ihr das getan habt, dann hättet ihr doch auch eine Methode finden können, wie man das alles wieder rückgängig machen kann.“ Rick überlegte einen Augenblick lang. „Dafür mag es zwei Gründe gegeben haben“, sagte er dann. „Ob das stimmt, weiß ich nicht. Es gab bei uns nur wenige, die wirklich in allen Einzelheiten verstanden haben, was BEE da angestellt hat. Abgesehen von ihren Werbeaussagen und den Fernsehdiskussionen, sind die mit ihrem Wissen nicht gerade freizügig umgegangen. Die Verfahren und vor allem die veränderten Gensequenzen waren patentiert und BEE hatte kein Interesse, sich von Nachahmern ihr Geschäft ruinieren zu lassen. Natürlich spielte das alles keine Rolle mehr, nachdem die ganze Menschheit E3-Träger war und das Mittel in der ganzen Welt produziert hergestellt wurde.“ „Die beiden Gründe“, versuchte Amara Rick wieder auf das Thema zu lenken. „Ja, die zwei

Gründe. Der banalere war wohl, dass es kein wirtschaftliches Interesse gab. Anders ausgedrückt, sah BEE keine Möglichkeit, mit einem solchen Mittel Geld zu verdienen. E3 hatten sie mit horrendem Aufwand entwickelt und dafür Geldgeber gefunden. Niemand hätte Geld dafür zur Verfügung gestellt, den lange ersehnten und erarbeiteten Erfolg wieder rückgängig zu machen. Der andere Grund war, dass es einfacher war, verschiedene Gene durch ein einziges, neues zu tauschen, als ein einziges durch verschiedene.“ „Das verstehe ich nicht“, gab Amara zu. „So, wie ich es verstanden habe, hat der virale Vektor, mit dessen Hilfe BEE die neuen Erbinformationen in die Zellen gebracht hat, folgendes getan: Er suchte sich die Anfangs- und Endsequenzen der entsprechenden Gene, schnitt die DNS dort auf und fügte die neue Sequenz dann ein. Das bedeutet, dass alle behandelten Menschen an diesen Stellen nach diesem Vorgang identische Abschnitte in ihren Erbinformationen hatten. Die entfernten Gene hatten alle kleine Unterschiede, sie haben das „genetische Varianz“ genannt. Halt so, wie jeder Mensch ein wenig anders aussieht und andere Begabungen hat, unterscheiden sich auch die Gene ein wenig voneinander. Welche der ursprünglichen Gene hätte man wieder einbauen sollen? Es wäre völlig unmöglich gewesen, für jeden einzelnen Menschen ein eigenes Gegenmittel zu entwickeln. Und die ursprünglichen Gensequenzen hatte man auch nicht gespeichert.“ „Das leuchtet ein“. Amara nickte. „Und es gab möglicherweise einen dritten Grund“, sinnierte Rick. „Die Genetiker bei BEE sonnten sich als Retter der Menschheit in ihrem Ruhm, bekamen alle Preise, die man zu vergeben hatten und verwalteten diesen Ruhm und genossen den damit verbundenen Reichtum. Ob sie später in der Lage gewesen wären, für die bestehenden Probleme neue Lösungen zu finden, wage ich zu bezweifeln. Die meisten genialen Ideen hat man vor dem 30. Geburtstag. Manche der daraus folgenden Entdeckungen mögen später entstanden sein, aber die ursprüngliche Idee entstand früher. Aber jetzt gab es keine jungen Wissenschaftler mehr. Oder so gut wie keine, jedenfalls. Und damit wäre die Chance, doch eine Lösung zu finden, ziemlich klein gewesen.“ Rick seufzte. „Nein, das mit dem

ewigen Leben haben sich die Meisten ganz anders vorgestellt. Aber da die Selbstmorde keinen wirklichen Schaden anrichteten, wurde das Problem erst mal unter den Teppich gekehrt. Man sprach einfach nicht darüber.“ „Hast du nicht gesagt, dass jede Arbeitskraft gebraucht wurde? Da musste doch auffallen, wenn jemand fehlte.“ „Das ist vielleicht eine andere Geschichte“, antwortete Rick. „Eine Geschichte, die uns selbst nie aufgefallen ist, während wir mitten drin steckten. Erst jetzt, im Nachhinein, kann man erkennen, was wirklich mit uns geschehen ist.“ Er reckte sich, beugte sich über Amara und küsste sie. „Was hältst du davon, wenn wir endlich mal aufstehen?“ „Gar nichts“, antwortete sie und erwiderte seinen Kuss.

Kapitel 25

Als Amara und Rick es endlich geschafft hatten, aufzustehen, war der Morgen schon fortgeschritten. Sie setzten sich vor die Hütte und frühstückten. „Hast du dir schon überlegt, wie es weitergehen soll?“ fragte Amara mit vollem Mund. Rick, der in Gedanken weit in der Vergangenheit weilte, schaute fragend. „Wozu, ich weiß doch, wie die Geschichte weitergeht?“ „Dummkopf“, lachte Amara. „Ich meine, mit dir.“ Und nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu. „Und mit uns. Zu deinen Leuten willst du ja wohl nicht mehr zurück.“ „Das sind nicht mehr meine Leute“, verbesserte sie Rick. „Nicht mehr“. Ein kurzes Schweigen entstand, bevor Rick weiterredete. „Nein, ins Fort kann ich nicht mehr zurück.“ Er schwieg wieder und sah Amara dabei an. „Nein“, sagte er dann, „das ist nicht ganz richtig. Ich will nicht mehr zurück. Dorthin zieht mich nichts mehr. Jetzt, wo ich dich kenne, will ich dich nicht mehr aufgeben.“ Amara strahlte. „Ich hätte dich auch gar nicht mehr weg gelassen“, sagte sie mit Nachdruck. Ricks Augen leuchteten vor Freude, als er Amara küsste. Amara schob ihn von sich weg und sagte nüchtern: „Gut, das wäre also geklärt.“ Dabei schaute sie Rick mit ihren großen, dunklen Augen und mit tiefem Ernst an. Dann

zuckten erst ihre Mundwinkel und als sie weiter versuchte, erst zu bleiben, bewegte sich ihr ganzes Gesicht, bevor sie in ein befreites Lachen ausbrach. „Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, dass du wieder verschwindest, sobald du deine Geschichte los geworden bist.“ Rick schüttelte den Kopf. „Keine Sorge, mich wirst du nicht mehr los. Da müsste schon viel passieren.“

Die beiden umarmten sich und saßen so eine geraume Weile eng aneinander gedrückt vor der Hütte. Dann löste sich Amara von ihm. „Dann gibt es nur eine Lösung“, sagte sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ. „Du musst mit mir ins Dorf kommen. Hier kannst du im Winter nicht bleiben, du würdest erfrieren. Und in ein paar Wochen werden die Schweine in den Wald getrieben, um sie zu mästen. Spätestens dann würden wir hier entdeckt.“ „Aber du kannst doch nicht einfach einen Fremden aufnehmen. Da werden die anderen doch bestimmt was dagegen haben?“ „Warum nicht? Wir freuen uns, wenn wir Besuch bekommen, auch wenn das sehr selten vorkommt. Das war schon immer so.“ „Aber auf Dauer?“ wandte Rick ein. „Da bin ich mir nicht so sicher.“ „Wir werden es darauf ankommen lassen müssen“, beschied Amara. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Probleme gibt. Aber wir werden den Rat befragen. Und wenn der dann sein okay gibt, dann ist das abgemacht.“ Rick versuchte, sich ein Leben im Dorf vorzustellen, gab dann aber auf. Dafür kam ihm ein anderer Gedanke. „So lange ich hier mit dir in der Hütte bin, habe ich dich für mich alleine. Wenn ich mir vorstelle, dass du, wenn du dann im Dorf bist, mit fremden Männern schläfst, wird mir ganz übel. Hier draußen kann ich wenigstens versuchen, diesen Gedanken zu verdrängen.“ „Bei uns im Dorf gibt es keine fremden Männer“, versuchte Amara, einen Scherz zu machen. Rick sah sie ärgerlich an. „Du weißt genau, was ich meine“, sagte er schärfer, als er beabsichtigt hatte. „Wenn wir zusammen im Dorf leben würden, wäre diese Vorstellung immer präsent und würde mich in den Wahnsinn treiben.“ Amara dachte einen Augenblick lang nach. „Für dich würde ich alles aufgeben“, gab sie zu. „Ich verstehe zwar das Konzept nicht, das hinter

deiner Vorstellung steht, aber für dich bin ich bereit, auf alle anderen zu verzichten.“ Rick strahlte: „Das ist mehr, als ich zu hoffen gewagt habe“, sagte er dann und küsste sie erneut.

„Nachdem auch das geklärt ist, kannst du mir noch eine Frage beantworten“, sagte Amara. „Was ist eigentlich mit all den Kindern passiert?“ Rick, der noch glücklich über Amaras Versprechen nachdachte, war mit diesem Gedankensprung überfordert. Amaras spontane Themenwechsel waren zwar inzwischen nichts Neues mehr für ihn, was ihm aber kaum half. Er verlor trotzdem immer wieder den Faden. „Was denn für Kinder?“, fragte er zurück. „Ich kann keine Kinder zeugen, das weißt du doch.“ „Ich rede doch nicht von uns“, erklärte sie. „Ich meine die Kinder, die bei eurer spanischen Grippe nicht mit E3 behandelt worden sind. Was ist mit denen passiert?“ Rick hatte Mühe, aus seinen Zukunftsträumen zurückzukommen und musste sich einen Moment lang sammeln. „Eigentlich nichts wirklich Spektakuläres“, fing er an. „Die allermeisten sind dem Beispiel ihrer Eltern gefolgt, als sie alt genug für die Behandlung waren. Während der Grippe waren ja auch schon 16jährige mit E3 behandelt worden. Aber wer wollte schon in alle Ewigkeit sechzehn bleiben? Also warteten fast alle, bis sie zwischen 20 und dreißig waren, ehe sie sich ihr E3 verabreichen ließen. Wenn ich das noch richtig in Erinnerung habe, ließen sich fast alle, deren Eltern unsterblich waren, ebenfalls behandeln. Wer wollte denn schon alt werden, während die eigenen Eltern jung blieben? Und da sich viele der Kinder von den Ursprünglichen ebenfalls behandeln ließen, gab es bald fast keine Kinder mehr. Die Sterblichen, die in der Gesellschaft ausgeharrt hatten, starben so mit der Zeit aus. Die Zahl ihrer Kinder, die später wiederum Kinder gebaren, war einfach zu gering. So blieben nur die isolierten Populationen in den Enklaven übrig.“ „Und das war überall auf der Welt so?“ „Ehrlich gesagt, haben wir uns nicht viel um die übrige Welt gekümmert“, gab Rick zu. „Wir waren viel zu sehr mit uns selbst beschäftigt. Uns reichte, dass die benötigten Waren und Rohstoffe weiterhin ankamen. Aber ich kann mich dunkel erinnern, dass Willi,

kurz bevor er sich in sein Dorf verabschiedet hat, etwas zu diesem Thema gesagt hat.“ Rick versuchte, sich das Gespräch ins Gedächtnis zu rufen.

Er war damals mit Willi zu einem Wartungsauftrag auf dem Gelände von WiSE unterwegs gewesen, als Willi unvermittelt ansetzte: „Weißt du eigentlich, dass man in der dritten Welt die Menschen mit E3 behandelt hat, ohne dass da auch nur einer von den Folgen gewusst hat? Bei uns gab es lange vorher endlose Auseinandersetzungen über BEE und E3 und jeder hatte dazu eine Meinung. Oder wusste wenigstens, worum es ging. Diese Debatte hat es in weiten Teilen der Welt nie gegeben. Als dann die Impfteams ausrückten, hatten sie es eilig. Sie haben jeden behandelt, den sie finden konnten. Für Aufklärung war keine Zeit. Die haben die Leute genetisch verändert, ohne ihnen die Konsequenzen zu erklären. Dagegen waren die Sklavenhändler ja fast noch human“, schimpfte Willi. „Da gibt es niemanden, der sich dagegen entschieden hätte. Es gab nichts zu entscheiden, weil niemand gefragt wurde. Kannst du dir etwas Grausameres vorstellen?“ „Sie haben die Menschen vor dem Tod bewahrt“, wandte Rick ein, „Ist das nichts?“ „Aber zu welchem Preis?“, fragte Willi zurück. „Zu welchem Preis?“, wiederholte er leise. „Hat nicht jeder das Recht an seinem eigenen Körper? Und das Recht, selbst darüber zu entscheiden? Man hat sie entmenslicht, ohne auch nur einmal nachzufragen.“ Willi war wütend. „Und was machen sie jetzt? Jetzt behandeln sie auch noch deren Kinder, sobald sie alt genug sind, nur um auch den übrig gebliebenen Wirkstoff noch gewinnbringend loszuwerden, bevor er die Haltbarkeitsgrenze überschreitet.“

Rick hielt mit seiner Erzählung inne. „Auch wenn ich damals dachte, dass Willi maßlos übertreibt, hatte er Recht. Und doch hat er nur einen Teil der Ungerechtigkeiten erkannt. Wir haben die Menschen nicht nur ihrer Rechte beraubt und sie wie Vieh behandelt. Wir haben sie auch

umgebracht. Alle. Jeden Einzelnen. Nur wussten sie das nicht. Und wir wussten es damals auch nicht.“ Amara schaute besorgt, als sie sah, wie entsetzt Rick aussah. „Alles in Ordnung?“, fragte sie. „Seit der Grippe und E3 ist nichts mehr in Ordnung gewesen. Wir erkannten nicht, dass es schon zu spät war, als E3 verteilt wurde. Wir erkannten es nicht, weil wir aus lauter Angst vor dem Tod keine Zweifel zugelassen haben. Die wenigen Mahner wie zum Beispiel Willi oder auch die Kirchen wurden einfach ignoriert. Erst ganz zum Schluss, als längst alles zu spät war, kamen wir dahinter.“ „Wo kamt ihr hinter?“ Amara ahnte, dass ein wesentlicher Teil von Ricks Geschichte noch fehlte, hatte aber keine Vorstellung, was das sein sollte.

„Nicht jetzt“, sagte Rick. „Ich glaube, für diesen Teil bin ich noch nicht bereit.“ Dann lehnte er seinen Kopf an Amaras Schulter und weinte. Was mit einem Schluchzen begonnen hatte, mündete in ein hemmungsloses Weinen, das nicht enden wollte. Rick weinte das erste Mal seit vielleicht 100 Jahren und er konnte einfach nicht mehr damit aufhören. Er weinte um sich, um die Menschheit, um Willi, um Helen und um all die verlorenen Jahre. Dann weinte er, weil er an Amara dachte, die ihn drückte und ihm den Kopf streichelte. Erst als er keine Kraft mehr hatte, versiegten die Tränen. Amara nahm seinen Kopf, küsste ihn auf den Mund und schien ihn vollständig zu verstehen. „Jetzt wird alles gut“, sagte sie und drückte ihn wieder an sich.

„Entschuldige“, sagte Rick, als er sich wieder unter Kontrolle hatte. „Ich weiß auch nicht, was in mich gefahren ist.“ „Doch, das weißt du“, widersprach Amara leise. „Zumindest fängst du an zu verstehen. Weinen ist Teil des Heilungsprozesses und du bist auf einem guten Weg. Du hast so viele Jahre nachzuholen.“ Dann saßen die beiden schweigend und schauten den Wolken zu, die immer dichter über die Lichtung zogen.

Später sagte Rick: „Wir müssen unbedingt noch meinen Rucksack holen gehen.“ Amara schaute erst skeptisch nach den Wolken und

inspizierte dann ihre Vorräte. „Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist“. Heute Abend wird es regnen und zu essen haben wir für morgen auch nicht mehr genug. Außerdem ist es schon zu spät. Wir kämen nicht mehr sehr weit.“ „Ja, aber wenn der Rucksack gestohlen wird oder ein Tier sich daran zu schaffen macht?“ „Stehlen, was heißt das?“, fragte Amara. „Wenn jemand etwas wegnimmt, das ihm nicht gehört“, erklärte Rick. „Was meinst du mit *gehört*?“, fragte Amara wieder. Rick wurde klar, dass es in Amaras Dorf so etwas wie Besitz nicht gab und so sagte er lahm: „Ich habe Angst, dass der Rucksack nicht mehr da ist, wenn wir ihn holen wollen.“ „Wer sollte ihn denn wegnehmen und warum?“ fragte sie dann. „Ob wir ihn morgen oder in zwei Tagen holen, ist doch egal. Wir gehen jetzt erst mal zum Dorf und befragen den Rat.“ Und dann packte sie die Reste ein, nahm Rick an der Hand und zog ihn mit sich.

Kapitel 26

Es begann leicht zu nieseln, was Amara und Rick unter dem dichten Blätterdach zuerst kaum spürten. Als der Nieselregen länger anhielt, fielen zuerst wenige, dann immer mehr dicke Tropfen von den Bäumen. Da es beständig leicht bergab ging, mussten sie vorsichtig gehen, um nicht auszurutschen. Sie hatten ungefähr die Hälfte des Weges hinter sich gebracht, als Amara Rick ein paar Schritte zur Seite zog. Dort erreichten sie einen kleinen, unbewachsenen Felsen. Vor diesem Felsen war vor einigen Jahren ein Baumriese umgestürzt und hatte eine Lücke in den ansonsten dichten Wald gerissen, die sich noch nicht wieder geschlossen hatte. Von hier aus hatte Rick einen guten Blick auf das Dorf. Die Hütten waren annähernd kreisförmig angeordnet. Der Bach schlängelte sich ein klein wenig abseits in einem annähernden Viertelkreis um die das Dorf umgebende Lichtung herum. Von seiner Blickrichtung aus gesehen hinter der Lichtung lag eine Reihe von Feldern. Teilweise konnte er goldgelbes Getreide erkennen, das kurz

vor der Ernte stehen musste. Was auf den übrigen Feldern wuchs, konnte er nicht erkennen. Zwischen Feldern und Dorf standen ein paar Bäume, wodurch der Eindruck einer Lichtung entstand. Rechts vom Dorf, etwas näher, waren Wiesen im Wald angelegt worden. Darauf standen Kühe und grasten, ohne sich von dem inzwischen stärker fallenden Regen stören zu lassen. Rick suchte Ställe, konnte von dort oben aber keine sehen. Möglicherweise, so vermutete er, waren diese unter den Bäumen errichtet worden. Das Dorf zeigte wenig Leben, die Bewohner, die er ausmachen konnte, gingen eilig und mit gesenktem Kopf von einer Hütte zur anderen. „Ist das nicht schön?“, fragte Amara. „Ja, sehr idyllisch“, bestätigte Rick. „Es weckt gewisse Assoziationen an das Mittelalter.“ „Was ist Mittelalter?“ Rick lachte. „Ihr habt überhaupt keine Vorstellung mehr von Geschichte, was?“ sagte er dann. „Man hat immer behauptet, dass man seine Geschichte und die der Menschheit kennen müsse, um die Fehler der Vergangenheit nicht endlos zu wiederholen. Für eine sogenannte zivilisierte Gesellschaft, wie wir eine waren, traf das sicherlich zu. Aber bei euch bin ich mir da noch nicht sicher.“ Amara sah zu Rick hinüber und meinte etwas schmallend: „Immer, wenn ich dich etwas frage, hältst du mir einen Vortrag. Für mich wäre es einfacher, wenn du nur die Frage beantworten würdest.“ „Entschuldige. Du hast ja Recht. Aber es ist nicht immer einfach, eine einfache Frage auch einfach zu beantworten. Nicht, wenn dein Gegenüber so wenig über sich und die Welt weiß wie du.“ Er schaute Amara an, zuckte mit den Schultern und sprach dann weiter. „Bevor die Menschen lernten, Werkzeuge aus Metall zu benutzen, nahmen sie dafür Steine. Und deshalb nannte man diese frühe Zeit die Steinzeit. Dann kam das Metall, dann die ersten Städte, die ersten Großmächte. Als das mächtigste davon, das römische Reich, zerfiel, ging auch die ganze Kultur verloren. Es folgte eine lange, dunkle Zeit, die man Mittelalter nannte. Erst als das überwunden war, entstand unsere heutige Welt unter schwersten Geburtswehen. Die Menschen haben es sich wahrlich nicht einfach gemacht.“ Amara hatte zugehört, schüttelte aber mit dem Kopf. „Das hört sich so an, als ob ihr eine bewegte Geschichte gehabt habt. Aber wenn du darüber nur zwei

Sätze verlierst, werde ich das nie verstehen. Wenn es wichtig ist, musst du mir mehr erzählen. Sonst lass es lieber. Ich habe schon genug Mühe, deiner eigenen Geschichte zu folgen.“ „Alles, was ist, ist so, weil es aus der Vergangenheit entstanden ist. Ohne Vergangenheit ist keine Gegenwart denkbar. Aber lassen wir das. Vielleicht ergibt sich ja irgendwann einmal die Gelegenheit, mehr darüber zu erzählen.“ Damit drehte Rick sich um und ging zu dem Pfad zurück und weiter auf das Dorf zu.

Amara stapfte mehrere Meter hinter ihm her, während sie über Ricks Worte nachdachte. Sie kannte nur ihr Dorf und dessen Bewohner und hatte nie über den Rest der Welt nachgedacht. Ricks Erzählungen öffneten ihr neue Horizonte, verwirrten sie aber auch. Es schien so viel zu geben, dass er erzählen konnte und Amara vermutete, dass sie nicht einmal die Hälfte davon verstand. Dabei gab Rick sich wirklich Mühe, auf ihre Fragen verständliche Antworten zu geben. Es war spannend, aber auch sehr frustrierend. Amara schaute nach vorn und wäre beinahe in Rick hinein gelaufen. Der ging jetzt wieder langsam, während sie, in ihre Gedanken versunken, schneller geworden war. „Was ist?“, fragte Amara. „Warum trödelst du so? Hier ist der Weg doch einfach zu gehen.“ „Ich habe mich gerade gefragt, was passiert, wenn deine Leute mich nicht in ihrem Dorf haben wollen. Ich glaube, ich habe ein wenig Angst davor.“ „Tja, so ist das Leben“, sagte Amara und umarmte Rick von hinten. „Man weiß halt nie genau, was als Nächstes kommt. Das macht es so spannend“ „Und genau das ist eine neue Erfahrung für mich“, erwiderte er. „Als ich jung war, fühlte ich genau so. Aber das ist so lange her, dass ich das gründlich verlernt habe. Das Spannendste, das ich in den letzten Jahren erlebt habe, waren die Erkundungstouren. Als ich das erste Mal losgeschickt wurde, hatte ich Angst. Im Fort gab es nichts Unbekanntes. Im Prinzip war jeder Tag wie der andere. Jeder kannte jeden und jeder kannte seine Aufgaben. Und dann musste ich raus. Das war schlimm. Raus aus den alten, sicheren Gewohnheiten. Ich glaube, das war das eigentliche Problem. Ich war auf neue Erfahrungen nicht mehr vorbereitet“. Amara schaute

ihn verständnisvoll an. „Du bist auf einem guten Weg, das habe ich dir schon gesagt. Lass es einfach auf dich zukommen. Angst hat man vor allem vor dem Unbekannten. Aber sobald man sich dem Unbekannten gestellt hat, ist die Angst weg.“ „Du hast gut Reden“, meinte Rick etwas platt, setzte sich aber wieder in Bewegung. „Vertrau mir“, sagte Amara. „Und vor allem, vertrau dir selbst. Es wird alles gut werden. Du musst nur daran glauben.“

Kapitel 27

Als Amara und Rick gegen Mittag im Dorf ankamen, regnete es noch immer. Der anfängliche Nieselregen war in einen kräftigen Dauerregen übergegangen. Rick war bis auf die Haut nass. Die Wege zwischen den Hütten waren schlammig und niemand ließ sich blicken. Amara hatte die Führung übernommen und steuerte eine Hütte am Dorfrand in Richtung des Bachs an. Dort öffnete sie die Tür, zog sich die schmutzigen Schuhe aus und ging hinein. Rick folgte ihrem Beispiel und schloss die Tür hinter sich. Zu seiner Überraschung war die Hütte nicht leer. Zu seiner Linken befand sich eine Feuerstelle, über der ein Kessel hing. An dem Kessel stand eine Frau, die Rick auf etwa Mitte dreißig schätzte. Sie hatte sich umgedreht und strahlte Amara an. „Endlich zurück?“, fragte sie. „Du warst lange weg“. „Nur eine Nacht, das ist doch nicht lange“, verteidigte sich Amara. „Außerdem habe ich dir das doch vorher gesagt.“ Rick, der angenommen hatte, dass Amara alleine in einer Hütte wohnen würde, stand überrascht und etwas verloren mitten im Raum. Erst auf den zweiten Blick fiel ihm die Ähnlichkeit zwischen den beiden Frauen auf. Sie hatte in etwa Amaras Größe und die Haarfarbe war ebenfalls ein sattes Schwarz. Auch die Grübchen in dem ebenmäßigen Gesicht waren vorhanden. Amara, die Ricks Überraschung bemerkte, stellte sie vor: „Mama, das ist Rick, Rick, das ist meine Mutter Elana. Von Rick habe ich dir ja schon erzählt.“ „Hallo“, brachte Rick etwas dümmlich hervor, während er rot

anlief. Was mochte Amara ihrer Mutter alles erzählt haben? Nachdem er kräftig geschluckt hatte, sagte er zu Amara: „Warum hast du mir nicht erzählt, dass du nicht alleine wohnst?“ Amara schaute etwas erstaunt. „Ich habe das für selbstverständlich gehalten. Glaubst du, jeder hätte eine eigene Hütte? So viele Hütten gibt es im Dorf doch gar nicht.“ Rick lief rot an. „Ich hatte es einfach angenommen und nicht weiter darüber nachgedacht. Ich möchte euch nicht stören.“ „So ein Unsinn“, sagte Elana. „Hier ist jeder Fremde willkommen!“ „Aber ich kann gerne wieder zurück zur Hütte im Wald. Da falle ich keinem zur Last“. „Und wovon willst du da oben leben?“ fragte Elana. Es ist sicher einfacher, wenn du hier bleibst. Außerdem wäre es ein Verstoß gegen die Gastfreundschaft.“ Amara mischte sich ein: „Aber Rick möchte für immer hier bleiben, Mama.“ „Für immer? Warum das denn? Hat er denn kein Zuhause?“ Rick kam sich ein wenig deplatziert vor, als über ihn gesprochen wurde, als sei er nicht da. „Nein, er hat kein Zuhause. Er hatte eins, jetzt aber nicht mehr. Wir wollen den Rat fragen, ob er hierbleiben darf. Er hat viel zu erzählen und viel erlebt. Wenn ihr seine Geschichte gehört habt, werdet ihr verstehen, warum ich ihn mitgebracht habe.“ Elana dachte einen Moment lang nach. „Natürlich bist du unser Gast. Und wenn der Rat beschließt, dich aufzunehmen, kannst du dir deine eigene Hütte bauen. Also fühl dich erst mal willkommen.“

Die Hütte bestand aus zwei Räumen. Die große Stube, in die man direkt von der Tür gelangte, enthielt die Feuerstelle mit einem gemauerten Kamin, der gleichzeitig Herd und Heizung war. Dort stand ein Tisch aus grob behauenen Brettern, um den herum vier Stühle standen. Das gerade nicht gebrauchte Küchengeschirr war an der Wand aufgehängt oder stand auf einem Brett, das sich an der Wand entlang zog. Ansonsten gab es kein Mobiliar. Davon war durch eine dünne Bretterwand eine kleinere Stube abgetrennt. Der Zugang war mit einem Vorhang verdeckt. „Wir werden ein zusätzliches Bett brauchen“, sagte Elana. „Ich werde nachher mal schauen, wer eins zuviel hat. Aber jetzt gibt es erst einmal etwas zu essen.“ Elana nahm den Kessel

vom Feuer und stellte ihn auf den Tisch. Dann holte sie Teller, die Rick als altes Campinggeschirr aus Kunststoff erkannte. „Wir haben auch noch das gute Geschirr“, entschuldigte sich Elana. „Aber ich war auf Besuch nicht vorbereitet.“ „Das macht doch nichts“, entgegnete Rick höflich. Er fühlte sich immer noch unwohl in dieser Situation. Aber der Eintopf mit Graupen und Fleisch duftete verführerisch und so genoss er das Mahl. Ohne großes Erstaunen nahm er zur Kenntnis, das Elana über ein offenbar vollständiges Edelstahlbesteck verfügte. Nach dem Essen räumte Elana den Tisch ab, stellte die schmutzigen Teller und das Besteck zur Seite und verließ dann die Hütte. „Mit deiner Mutter unter einem Dach zu wohnen, habe ich mir nicht gerade vorgestellt“, fing er an. „Das ist mir vielleicht peinlich“. Amara lachte. „Warum das denn? Du kannst von Glück reden, dass ich keine Geschwister habe wie die meisten anderen hier. Dann wäre es hier viel voller.“ „Aber hier ist man doch nie alleine“. „Ach so“, grinste Amara. „Das ist doch kein Problem. Ich sage meiner Mutter einfach, dass sie die Männer besuchen soll, wenn ihr danach ist. Sie muss sie ja nicht hierher mitbringen.“ Rick schüttelte den Kopf. „Ich glaube, hier muss ich mich wohl an so einiges gewöhnen. Eigentlich hatte ich an uns beide gedacht“. „Warum? Stört es dich, wenn meine Mutter in der Nähe ist?“ „Ja, ganz entschieden. Ich sagte ja, dass mir das peinlich ist.“ „Aber dafür gibt es überhaupt keinen Grund. Das ist doch völlig normal.“ „Ja, für euch vielleicht“, erwiderte Rick. „Aber nicht für mich.“

Ehe die beiden das Thema vertiefen konnten, ging die Tür auf und ein kräftiger Mann mittleren Alters kam herein. Er ging rückwärts, weil er ein Holzgestell schleppte. Nachdem er es hochkant gestellt und es so damit durch den schmalen Durchgang geschafft hatte, kam ein zweiter Mann hinterdrein, der die andere Seite des Gestells trug. Dann kam Elana hinterher. Sie trug einen großen, unförmig aussehenden Sack aus Leinen vor sich her und bemühte sich, damit durch die Tür zu kommen. „Wohin damit?“, fragte der erste Mann. Elana wies auf eine Zimmerecke rechts von der Tür, wo sich auch der Durchgang zur Schlafkammer befand. Stellt es bitte da an die Wand, Paul, da steht es

nicht im Weg rum.“ Die zwei Männer schleppten das Gestell in die angewiesene Ecke und stellten es dort ab. Elana legte den Sack darauf und damit war das Bett fertig. „Ich danke euch“, sagte sie. „Das ist übrigens Rick, der eine Zeit lang hier bleiben will. Rick, das sind Paul und Tom. Tom wohnt gleich nebenan.“ Elana machte eine Pause. „Rick möchte den Rat fragen, ob er sich hier niederlassen darf“, fuhr sie dann fort. „Könntest du die anderen fragen, wann sie sich treffen wollen?“ fragte sie Tom. „Klar, ich frage mal rum“, antwortete der. „Bei dem Wetter ist ja sonst nicht viel zu tun. Alles ist nass und mit der Ernte müssen wir warten.“ Er schaute zu Paul, dann zu Elana und zum Schluss zu Rick. „Ich schätze mal, dass niemand etwas dagegen hat, wenn wir das schon heute Abend machen? Wer weiß, wie das Wetter wird. Das Getreide muss rein und sobald es trocken wird, haben wir keine Zeit mehr. Außerdem hören wir immer gerne Neuigkeiten von draußen.“ Er wandte sich mit Paul zur Tür und drehte sich dort noch einmal um. „Ich sage euch dann Bescheid“. Dann waren die beiden verschwunden. „So schnell schon?“ Rick schien beunruhigt zu sein. „Ändert das etwas?“ fragte Amara zurück. „Je eher wir eine Antwort haben, desto besser.“

Kapitel 28

Der Rat wollte tatsächlich noch am selben Abend zusammentreten. Tom war etwa anderthalb Stunden später noch einmal hereingeplatzt, ohne anzuklopfen und hatte ihnen mitgeteilt, dass sie nach Sonnenuntergang zum Versammlungshaus kommen sollten. Rick hatte sich mit Amara und ihrer Mutter notgedrungen ein wenig unterhalten. Das Gespräch war aber über Belanglosigkeiten nicht hinausgekommen, nachdem Rick zu verstehen gegeben hatte, dass er keine Lust hatte, seine Geschichte heute zweimal zum Besten zu geben. Dann war Elana mit der vielsagenden Bemerkung „Ich lasse euch beide jetzt mal alleine“ verschwunden. Rick hatte die Anspielung

ebenso verstanden wie Amara, aber er war zu nervös für Zärtlichkeiten. Die Ratssitzung machte ihm Sorgen. Er hatte keine Vorstellung davon, wie die Leute hier auf ihn reagieren würden. Und wenn sie ihn wieder wegschicken würden wäre er gezwungen, alleine zu überleben, ohne zu wissen, wie. Und auf Amaras Gesellschaft wollte er auch nicht mehr verzichten müssen. Trotz aller gegenteiligen Beteuerungen Amaras, dass das Zusammenleben mit ihrer Mutter unter einem Dach völlig normal sei, kam ihm das nicht richtig vor. Er war gehemmt und kam sich wie ein Teenager während seines ersten Besuchs bei den Eltern seiner allerersten Freundin vor. Kurz gesagt, Rick fühlte sich gewaltig Fehl am Platz.

Inzwischen hatte der Regen nachgelassen und seine Sachen waren nur noch klamm und nicht mehr richtig nass. Rick hatte bei seiner Flucht aus dem Fort auf militärische Tarnkleidung verzichtet und sich eine robuste helle Jeans, ein T-Shirt sowie einen Sweater übergezogen. So war sein Erscheinungsbild zwar ungewohnt, aber nicht ganz so fremdartig für die Leute hier wie es hätte sein können. Die wasserdichte Jacke, für die er ein herausnehmbares Winterfutter mitgenommen hatte, war noch das exotischste Kleidungsstück. Aber das gedachte er wegzulassen, wenn sie zum Rat gingen. Dass Elana sich bei ihrem Eintreffen an seinem Aussehen nicht gestört hatte, lag wohl daran, dass Amara sie darauf vorbereitet hatte.

Amara hatte sich ebenfalls etwas Trockenes angezogen. Das hatte sie mit einer so völligen Natürlichkeit getan, dass Rick einen Moment lang die Luft weggeblieben war. Aber es war ein Staunen gewesen, dass frei war von sexuellen Absichten. „Komm, ich zeige dir das Dorf“, rief Amara, vielleicht eine Spur zu fröhlich. Dann ging sie zu Rick, gab ihm einen keuschen Kuss auf den Mund und zog ihn zur Tür.

Das Dorf bestand hauptsächlich aus strohgedeckten Wohnhütten mit massiven Holzwänden, die alle von ähnlicher Bauart waren. Dann gab es eine offene Schmiede, in der eine Esse und ein großer Amboss standen. An der Innenwand lehnten verschiedene Werkzeuge. An der

Esse erkannte Rick einen großen Blasebalg. Auf den Wegen rannten ein paar Hühner herum ohne dass erkennbar war, wohin sie gehörten. Neben der Schmiede war ein Wagenmacher und Daubner mit seiner Werkstatt. So etwas wie einen Dorfladen gab es nicht. „Wer macht denn Leder?“ fragte Rick. „Und wer die Stoffe?“ Dabei nahm er Amaras Umhang zwischen die Finger. „Das machen wir zu Hause, wenn im Winter nicht viel zu tun ist“, antwortete sie. „Leder wird in einer Grube im Wald, weit vom Dorf entfernt, gemacht. Das stinkt und ich mag den Geruch nicht. Ich glaube, niemand mag ihn. Aber wir brauchen das Leder. In den Gruben stehen große Fässer. Da kommen die Häute rein und jede Menge Eichenrinde. Dann wird das Ganze zugedeckt und man lässt es liegen.“

Mitten im Ort stand eine große Hütte, fast schon ein Haus. Auch das war mit Stroh gedeckt, war aber höher und sicher fünf Mal so groß wie eine normale Wohnhütte. „Das ist das Versammlungshaus“, bemerkte Amara überflüssigerweise. Davor gab es einen kleinen Vorplatz, in dessen Mitte der Dorfbrunnen stand. Am anderen Ende des Dorfs stand noch eine weitere Hütte, die sich von den übrigen unterschied. Rick bemerkte, dass es keine Fenster gab. „Hier wird das Getreide gelagert“, erklärte Amara. „Und im Sommer, wenn es heiß und trocken ist, wird Dörrfleisch für den Winter gemacht. Dann stehen davor Holzgestelle, über die das in dünne Streifen geschnitten Fleisch gehängt wird. Tagsüber werden die Gestelle in die Sonne gebracht und abends kommen sie wieder hinein.“ Rick versuchte, sich eine Invasion von Fliegen und Maden auf einer Menge Fleisch vorzustellen und schüttelte sich dann. Es dauerte eine ganze Zeit, bis er dieses Bild wieder verdrängen konnte. Er musste an den mittäglichen Eintopf denken und schluckte heftig. Dann versuchte er sich einzureden, dass es den Dorfbewohnern bislang nicht geschadet hatte und eine andere Möglichkeit, Fleisch für den Winter haltbar zu machen, fiel ihm auch nicht ein. Salz gab es hier nicht und eine Möglichkeit zur Kühlung auch nicht. Als er diesen Gedanken in Worte gefasst hatte, lachte Amara. „Ich glaube, dass es nicht halb so schlimm ist, wie du dir gerade ausgemalt hast. Und es gibt bei uns sehr wohl Kühlung.“ Rick sah sie

erstaunt an. „Wie denn das?“, fragte er. Ihr habt doch keinen Strom.“ „Was ist Strom?“, fragte Amara zurück, wartete aber die Antwort nicht ab. „Ein Stück weiter oben, wo wir den Hügel herunter gekommen sind, gibt es eine Höhle, die man irgendwann einmal in den Berg gegraben hat. Im Winter, wenn der Bach zufriert, nehmen wir das Eis und tragen es in diese Höhle. Wenn es genug Eis gibt, bleibt es etwa bis Juni, manchmal bis zum Juli dort kühl genug, um frisches Fleisch lagern zu können.“ Rick war beeindruckt. Das Leben im Dorf war offenkundig einfach, aber ganz sicher nicht primitiv.

Rick dachte weiter über die einfachen Hilfsmittel der Dorfbewohner nach und versuchte sich in Erinnerung zu rufen, was er vom Leben im Mittelalter wusste. Die Menschen kannten damals auch Eisen und lebten auch sonst in ähnlichen Verhältnissen. Hier gab es nur keine Feudalherrschaft. Rick bedauerte, nicht mehr über das Mittelalter zu wissen. Aber er war gelernter Ingenieur, wenn auch Ingenieur für Elektrotechnik. Sein Wissen über Strom und Energieversorgung war hier nicht von großem Wert, aber die grundsätzliche Kenntnis über die Lösung technischer Probleme könnte er möglicherweise gewinnbringend nutzen. Rick sah sich um und überlegte, was er im Dorf bisher gesehen hatte. Dann kehrte er die Fragestellung um und dachte darüber nach, was er nicht gesehen hatte. Das Erste, das ihm auffiel, war, dass es keine Mühle zu geben schien. „Wie mahlt ihr euer Getreide?“, fragte er dann. „Ich habe euer Brot gegessen und das ist sehr lecker. Aber wie kommt ihr an das Mehl?“ „Das wird immer frisch gemahlen“, antwortete Amara, die nicht wusste, worauf Rick hinaus wollte. „Ja, aber wie?“, bohrte Rick nach. „Wie, wie?“ Amara schien die Frage nicht zu verstehen. „Man nimmt den Mahlstein, schüttet Mehl darauf und reibt mit einem anderen Stein so lange, bis die Körner zerkleinert sind. Dann siebt man die Spelzen heraus. Wie soll das denn sonst gehen?“ „Ach, das ist im Moment nicht so wichtig“, antwortete Rick, der das Gelände um das Dorf herum betrachtete. In Gedanken war er schon bei einer Wassermühle. Dann blieben seine Augen auf dem Versammlungshaus haften und schlagartig kam ihm die Ratsversammlung wieder in den Sinn. Er schob seine Idee mit der

Wassermühle zur Seite. „Muss ich beim Rat irgendetwas beachten? Gibt es Höflichkeitsfloskeln und wie muss ich den Vorsitzenden ansprechen?“ fragte er dann. „Es gibt keinen Vorsitzenden. Das ganze Dorf wird kommen. Du stellst dich vor, sagst, dass du gerne hier bleiben möchtest und dann erzählst du deine Geschichte. Gute Geschichten sind immer begehrt. Auch Nachrichten von draußen hören wir gerne. Es verläuft sich so selten jemand hierhin. Also sind wir dankbar für jede Abwechslung. Keine Angst, alle werden dir zuhören.“ Rick hatte sich unter dem Rat ein kleines Gremium vorgestellt, dass das Dorf repräsentierte. Die Vorstellung, jetzt vor der gesamten Dorfbevölkerung sprechen zu müssen, erschreckte ihn etwas. Er hatte es nie gemocht, im Mittelpunkt zu stehen. Dann erinnerte er sich, dass Amara schon einmal von einer Dorfversammlung gesprochen hatte. Das war schon ewig her und doch erst ein paar Tage. Rick bemühte sich, die Ereignisse seit der ersten Begegnung mit Amara zu erinnern. Als ihm bewusst wurde, dass in diesen wenigen Tagen mehr passiert war als in seinen letzten 150 Jahren, seufzte er. „Was ist denn?“, fragte ihn Amara. „Ach“, antwortete Rick, „mir ist nur gerade klar geworden, wie eintönig die letzten Jahre gewesen sind. Um das zu bemerken, musste ich erst dich kennen lernen. Und dafür bin ich sehr dankbar.“ Er drückte Amara an sich. Amara küsste ihn und meinte dann: „Lass uns zurück gehen und noch etwas essen, bevor die Versammlung beginnt. Ich schätze, dass es spät werden wird.“

Elana war in der Zwischenzeit wieder in der Hütte angekommen und empfing Amara und Rick mit einem aufrichtigen Lächeln. „Ich hoffe, es gefällt dir hier“, sagte sie an Rick gewandt. „Ja“, erwiderte er höflich. „Alles hier ist sauber, ordentlich und solide. Es ist ein gutes Dorf.“ Während er sprach wurde ihm klar, dass er das nicht nur aus Höflichkeit sagte. Das Dorf machte wirklich einen guten Eindruck auf ihn. Es war weit weg von dem Komfort und den Möglichkeiten, die ihm das Fort hatte bieten können, aber das schreckte ihn nicht mehr ab. Es würde eine Herausforderung für ihn werden, hier zu leben. Und etwas überrascht gestand Rick sich ein, dass er sich darauf freute. Das hieß,

wenn er überhaupt aufgenommen werden sollte. Er schaute Elana in die Augen. Sie strahlte ihn offen an und schien sich über sein Kompliment zu freuen. „Und die Bewohner scheinen alle sehr freundlich und hilfsbereit zu sein. Dafür möchte ich dir danken. Und natürlich auch für deine Gastfreundschaft“. Elana trat einen Schritt auf Rick zu, nahm seinen Kopf in beide Hände, zog ihn zu sich und küsste ihn auf die Wange. „Du bist meiner Tochter willkommen und du bist mir willkommen. Und ich bin mir sicher, dass die anderen das genauso sehen.“ Rick, der seine Verlegenheit Amaras Mutter gegenüber noch immer nicht ganz abgelegt hatte, lief rot an und lächelte scheu. „Warten wir den heutigen Abend erst mal ab“, antwortete er vorsichtig. „Aber es ist schön, hier zu sein.“

Als sich die drei nach dem Essen auf den Weg zum Versammlungshaus machten, hatte sich die Regenfront verzogen. Überall kamen die anderen Bewohner aus ihren Hütten und begrüßten sich gegenseitig. Rick wurde neugierig gemustert, aber er konnte keine Ablehnung in den Gesichtern entdecken. Rick straffte sich, lächelte nach allen Seiten und gewann ein wenig Zuversicht. Im Versammlungshaus war es bereits recht voll und ein munteres Stimmengewirr füllte den Raum. Als sie eintraten, verstummten die Gespräche einen kurzen Augenblick, um dann wie vorher wieder einzusetzen. Rick spürte eine erwartungsvolle Neugier, wie sie vor einem Theaterbesuch oder einer Zirkusvorstellung geherrscht hatte. Damals, als es noch Theater und Zirkusse gegeben hatte, erinnerte er sich. Der Raum war nur schwach mit Kerzen beleuchtet, die ihm nicht mehr als eine ungefähre Vorstellung von den Menschen geben konnten, die in einem großen Kreis in mehreren Reihen hintereinander saßen. Es herrschte ein Halbdunkel, an das sich seine Augen aber langsam anpassten. Der Raum war annähernd quadratisch und die Menschen saßen um die Wände herum so dass in der Mitte ein kleiner Bereich frei blieb. Rick spürte, wie es durch die große Anzahl der Zuschauer langsam warm wurde. Der Mann, der ihm als Tom vorgestellt worden war, tauchte neben ihm auf und führte ihn in die

Mitte. Rick fühlte sich unwohl und kam sich einen kurzen Moment lang wie ein Zirkuspferd in der Manege vor. Dabei kam ihm in den Sinn, dass er keine Pferde im Dorf gesehen hatte. Wie mochten sie hier die Felder pflügen? Einen Moment lang war er abgelenkt. Amaras Stimme holte ihn zurück: „Liebe Gemeinde, liebe Freunde“, begann sie. Tom war wieder in der Menge untergetaucht, dafür stand Amara neben ihm. Die ganze Situation kam Rick unwirklich vor und Amaras Erscheinen kam ihm vor wie ein Zaubertrick. Wieder musste er an eine Zirkusvorstellung denken. „Da er mit mir in das Dorf kam, steht mir das Recht zu, für ihn um Aufnahme zu bitten“. Rick hatte offensichtlich einige Sätze verpasst. Er schwitzte und wünschte sich weit weg. „Er hat eine Geschichte zu erzählen, die beinahe unglaublich ist und er möchte sie uns heute Abend erzählen.“ Zustimmendes Gemurmel erklang, als Amara eine Geschichte in Aussicht gestellt hatte. Dann war Amara ebenso plötzlich wieder verschwunden, wie sie neben ihm aufgetaucht war.

Rick stand alleine und schwitzend in der Manege und versuchte, sich zu konzentrieren. „Guten Abend“, begann er versuchsweise. Als er sich der gespannten Neugier im Raum bewusst wurde, stockte er. „Ich danke euch allen, dass ich heute hier unter euch sein darf“, setzte er dann wieder an. „Mein Name ist Richard Gervers, aber alle nennen mich nur Rick.“ Rick machte wieder eine Pause. Er hätte sich besser vorher überlegen sollen, was er sagen wollte. Jetzt wusste er nicht, womit er anfangen sollte. Die Zuschauer hielten seit Zögern für eine dramatische Kunstpause und die neugierige Spannung im Raum verstärkte sich noch. Da ihm nichts anderes einfiel, platzte er dann heraus: „Ich bin 547 Jahre alt.“ Das ungläubige Gemurmel, das daraufhin einsetzte, machte es unmöglich, weiterzureden. Erst, nachdem ein alter Mann, der in der ersten Reihe gesessen hatte, aufstand und energisch um Ruhe bat, kehrte wieder Stille ein. „Könnte ich etwas Wasser haben?“, fragte Rick, der immer noch schwitzte. Dann begann er zu erzählen. Er ließ die meisten technische Details aus, die er Amara hatte erklären müssen, stellte während des

Erzählens fest, dass seine Geschichte dadurch unverständlich wurde, und holte das nach. Die Zuschauer waren fasziniert und ließen ihn reden, ohne ihn auch nur einmal zu unterbrechen. Zwischendurch wurde ihm ein Becher mit Wasser gereicht und er trank einen großen Schluck.

Je länger er redete, desto mehr entspannte er sich. Als er bis zur spanischen Grippe gekommen war, war es weit nach Mitternacht und seine Stimme sehr belegt.

Als der alte Mann, der vor einer gefühlten Ewigkeit um Ruhe gebeten hatte, erneut aufstand und Rick bat, hier erst einmal zum Ende zu kommen, war dieser dankbar. „Ich für meinen Teil habe in meinem langen Leben noch nie eine solche Geschichte zu hören bekommen“, sagte er dann. „Ob sie nun wahr ist oder nicht, spielt keine Rolle. Für diesen unvergesslichen Abend danke ich dir!“ Dafür erntete er lauten Applaus. „Ich vermute, dass deine Geschichte noch lange nicht zu Ende ist. Und ich hätte noch viele Fragen. Aber es ist schon spät und morgen früh müssen wir alle zur Arbeit. Es wird noch andere Gelegenheiten geben, deine Erzählung fortzusetzen. Und es ist ebenso spannend, eine gute Geschichte zu hören, wie auf ihre Fortsetzung zu warten.“ Darüber ging die Meinung der Zuschauer auseinander. Dem Gemurmel nach zu urteilen, wollten einige auch den Rest noch heute hören. Die Mehrheit aber stimmte dem alten Mann zu. „Den Gesetzten der Gastfreundschaft nach bist du hier willkommen, so lange Elana und Amara dir diese gewähren“, sagte er weiter. „Ich meine, es ist noch zu früh, über eine Aufnahme in das Dorf zu entscheiden. Aber wenn du bereit bist, auch die Pflichten eines Dorfbewohners zu übernehmen, könntest du dich schon einmal einleben und wir würden sehen, ob du hierher passt.“ Rick schaute ihn fragend an. „Das ist ein sehr großzügiges Angebot“, sagte er dann. „Was soll ich tun? Ich kenne die Arbeiten hier nicht und ich weiß nicht, wobei ich helfen kann.“ „Vorerst kannst du bei der Ernte helfen“, sagte der alte Mann. „Wir werden schon herausfinden, was du kannst. Jeder kann etwas, wenn er bereit ist, zu arbeiten. Und sollten wir entscheiden, dass du bleiben kannst, darfst du dir eine eigene Hütte bauen.“ Ehe Rick darüber nachdenken

konnte, rutschte ihm heraus: „Ich kann aber keine Hütte bauen.“ Vereinzelt Gelächter ertönte. „Das, lieber Rick“, entgegnete er, „werden wir dir schon beibringen. Hier im Dorf hilft man sich gegenseitig. Mach dir darüber mal keine Sorgen. Wenn es soweit ist, wird sich alles ergeben.“ Damit war die Versammlung beendet.

Viele klopfen Rick im Hinausgehen auf die Schulter, manche murmelten ein „Willkommen“, oder ein „Danke für diese Geschichte“. Rick war erleichtert, das schien ja ganz gut gelaufen zu sein. Amara und Elana tauchten aus dem Halbdunkel auf und schoben ihn nach draußen. Im Gegensatz zur Wärme in der Hütte war der Abend angenehm kühl, ein Dreiviertelmond stand über der Lichtung und es war heller als der Kerzenschein drinnen. Amara küsste ihn und Rick schaute schuldbewusst zu Elana. Dann schnaufte er erleichtert durch. „Jetzt geht es mir besser“, sagte er. „Ich finde, dass du bei den Leuten gut angekommen bist“, sagte Amara und ihre Mutter nickte bestätigend. „Der alte Josef scheint dich zu mögen“, meinte Elana. „Damit ist deine Aufnahme schon so gut wie entschieden. Die Leute hören auf ihn“. Inzwischen waren die drei an Elanas Hütte angelangt, verabschiedeten sich noch von Tom und seiner Freundin Selina, die vor ihrer Hütte standen und sich küssten und gingen dann zu Bett.

Kapitel 29

Rick erwachte durch ein leises Schnarchen neben ihm. Er brauchte im Dunkeln eine Minute, bis er sich im Klaren war, wo er sich befand. Zu seiner Linken, wo das regelmäßige Schnarchen seinen Ursprung hatte, ertastete er eine grob bearbeitete Bretterwand. Dahinter schliefen die beiden Frauen. Rick hatte darauf bestanden, alleine in seinem Bett zu bleiben. Die Anwesenheit von Amaras Mutter machte ihn immer noch verlegen. Das Atmen und Schnarchen wurde durch die Wand nicht gedämpft. Rick stand auf und rief sich dabei ins Gedächtnis, wo sich

der Ausgang befand. Er konnte sich sogar an die Position des Tisches erinnern, stieß aber leicht an einen der Stühle, bevor er diesen finden konnte. Das dabei entstandene leise Geräusch schien die beiden Schläferinnen nicht gestört zu haben. Als Rick ohne weitere Zusammenstöße mit dem spärlichen Inventar endlich den Ausgang gefunden hatte, atmete er leise tief ein. Unbewusst hatte er innen nur ganz flach und leise geatmet. Der Mond war untergegangen, aber die Nacht war klar. Weil er aus der fast absoluten Dunkelheit der Hütte kam, erschien ihm die Nacht auch ohne Mondschein beinahe hell. Dummerweise wusste er nicht, wo die Aborte lagen. Und um diese Zeit befand sich auch sonst niemand draußen, den er hätte fragen können. Also suchte er sich einen Baum am Waldrand und erleichterte sich dort. Dann kehrte er zur Hütte zurück, suchte sich den Weg zurück zu seinem Bett und setzte sich auf den Rand. Als er sich hinlegte, spürte er vorsichtige Berührungen. Erschrocken zuckte er zusammen und konnte nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken. Amara kicherte leise. „Immer noch so schreckhaft?“, flüsterte sie. Dabei schmiegte sie sich an ihn. Er reagierte instinktiv auf ihre Berührungen. Amara wollte eindeutig mehr als nur kuscheln. Dann erinnerte sich Rick daran, dass Amaras Mutter, nur von ein paar dünnen Brettern von ihnen getrennt, direkt neben ihnen schlief. „Das kann ich nicht“, sagte er leise mit einem Kopfschütteln. Nicht, wenn deine Mutter direkt daneben liegt.“ „Das fühlt sich aber ganz anders an“, gab sie zurück und drückte ihn dabei sanft. Amara setzte ihre Bemühungen fort und schmolle, als Rick sich von ihr wegdrehte. „Ich versteh dich nicht, Rick“, sagte sie unsicher. „Willst du mich nicht mehr?“ „Ich sagte doch, dass es nur wegen deiner Mutter ist, das hat doch nichts mit dir zu tun“. „Mach dir keine Gedanken um meine Mutter“, antwortete Amara, „der habe ich schon gesagt, dass sie die Finger von dir lassen soll. Sie hat es nicht verstanden, hat es aber versprochen.“ „Aber darum geht es doch gar nicht“, versuchte Rick zu erklären. „Sie liegt doch genau neben uns und kann uns hören.“ „Aber wo liegt denn da dein Problem?“, gab Amara zurück. „Glaubst du, hier im Dorf bist du irgendwann oder irgendwo alleine? Ganz bestimmt nicht. Es ist völlig normal, wenn man uns hört.“

Das gehört zum Leben dazu und ist nichts, worüber man sich Gedanken machen müsste.“ Rick, dem die fehlende Privatsphäre noch völlig fremd war, war die Lust dennoch erst einmal vergangen.

Nach dem Frühstück schlenderte Amara, die immer noch ein wenig schmolle, mit Rick durch das Dorf. Sie besichtigten zuerst die Ställe. Pferde gab es in der Tat nicht, dafür mächtige Ochsen, die vor die Karren oder Pflüge gespannt wurden. Dann gab es Schweine, die große Ähnlichkeit mit Wildschweinen aufwiesen. Sie waren dunkel, beinahe schwarz und deutlich gedrungener als die rosafarbenen Hausschweine, die Rick kannte. Die Kühe standen schon auf ihren Weiden und waren bereits im Morgengrauen gemolken worden. Hühner wuselten überall herum, so dass die beiden aufpassen mussten, nicht aus Versehen auf eines zu treten. Die Getreidefelder wollten sie sich später einmal anschauen. Während des Rückwegs trafen sie auf Josef. Nachdem sie sich gegenseitig einen guten Morgen gewünscht hatten, sagte Rick zu ihm. „Ich möchte dir noch einmal für die Unterstützung von gestern Abend danken.“ „Ach“, antwortete Josef, „das ist nicht nötig. Ich denke, ich kann mich immer noch auf meine Menschenkenntnis verlassen. Und ich mag gute Geschichten.“ Dann schaute er verschmitzt aus seinen wachen, hellen Augen und fügte hinzu: „Wenn ich dir einen Rat geben darf, alter Mann“. Josef betonte das Wort „alter“ ganz besonders, „dann halte dich gut mit den Frauen im Dorf. Sie werden bestimmen, was wir entscheiden. Wir Männer mögen nach außen groß tun, aber wir werden uns nicht gegen den Willen der Frauen stellen. Wenn du schlau bist, wirst du es ebenso halten“. Aus dem verschmitzten Lächeln war ein offenes Lachen geworden. „Ich weiß, wovon ich spreche“, fügte Josef hinzu. „Ich bin ja schon ein paar Jahre auf dieser Welt. Nicht annähernd so lange wie du, aber auch schon sehr lange. Geh zur Kräuter-Marie, wenn es sich ergibt. Auch sie mag gute Geschichten Und sie ist neuen Dingen immer sehr aufgeschlossen. Ihre Meinung gilt viel bei uns. Sie wird dich mögen!“ Rick, der sich die Lebensweisheiten des alten und doch so viel jüngeren Mannes mit großem Interesse angehört hatte, fühlte sich

keineswegs belehrt. „Danke, ich werde deinem Ratschlag folgen. Ich habe noch ein paar Dinge, die ich im Wald zurückgelassen habe und die ich holen muss“, sagte Rick. „Ich helfe gerne bei der Ernte, so gut ich kann, aber zuerst muss ich noch mal weg.“ „Wir haben die Ernte bisher alleine einholen können und werden das auch in diesem Jahr alleine schaffen“, erklärte Josef. „Es ist heute sowieso noch zu nass von dem gestrigen Regen. Wie lange wirst du weg sein?“ „Das ist ungefähr einen Tagesmarsch von hier weg“, erklärte Rick. „Aber ich würde gerne Amara mitnehmen, damit sie mir bei Tragen helfen und mir etwas Gesellschaft leisten kann.“ „Gesellschaft, ja?“ lachte Josef. „Natürlich, ich war ja auch einmal jung.“ Dann schaute er Rick an. „Was man so „jung“ nennen kann“, fügte er hinzu. „Wenn deine Geschichte stimmt, bist du ja ein wenig älter, als du aussiehst. Eigentlich kann man sich das ja kaum vorstellen“, sinnierte er dann. „Nimm Amara mit, sie wird dir sicher eine gute Gesellschaft sein“, sagte er und zwinkerte dabei.

Amara drängte darauf, noch am gleichen Tag aufzubrechen, aber Rick war dagegen. Er wusste, dass sie einen ganzen Tag brauchen würden, um die alte Buche zu finden. Und dafür war der Tag schon zu weit fortgeschritten. Nach einigem Hin- und Her einigten sich die beiden, nach Mittag zur Waldhütte zu gehen, dort zu übernachten und dann von dort aus in der Frühe loszugehen. Amara packte Brot, ein wenig Fleisch und ein großes Stück Käse ein, Rick seine Wasserflasche, das Gewehr und seine Messer. Dann nahmen sie noch ein deftiges Mittagessen ein, das Elana zubereitet hatte. Rick musste zugeben, dass Elana eine sehr gute Köchin war. Wenn er bedachte, dass sie so gut wie keine Gewürze kannte und nur mit frischen und getrockneten Kräutern sowie ein paar ebenfalls getrockneten Pilzen arbeiten konnte, hatte sie ein richtiges Festmahl aufgetischt.

Mit dem leichten Gepäck kamen sie gut voran und erreichten die Hütte am späten Nachmittag. „Ist meine Mutter jetzt weit genug weg?“, fragte Amara dann provozierend. Sie schien immer noch verstimmt zu sein.

„Das kannst du nicht verstehen, weil du nie etwas anderes kennen gelernt hast“, verteidigte sich Rick. „Aber jetzt hast du keine Entschuldigung mehr“, rief Amara und zog Rick in die Hütte.

Die beiden schafften es, für das Abendessen eine Pause zu einzulegen und zogen sich dann wieder in die Hütte zurück. Der anschließende Schlaf war erholsam und traumlos.

Den nächsten Morgen begannen die beiden mit einem kurzen Bad im Bach und einem ausgiebigen Frühstück. Die Sonne stand noch nicht hoch, als sie aufbrachen. Nach etwa einer Stunde Fußmarsch fragte Amara. „Wie ging es denn nun mit euch weiter? Du hast mir etwas von den Terroristen erzählt und davon, dass ihr sie erfolgreich bekämpft habt. Aber was passierte danach? Und was war mit den Dörfern?“ „So um das Jahr 2100 herum gab es keine Terroristen mehr“, fing Rick an. „Aber bereits vorher gab es Veränderungen. Manche waren augenfällig, manche haben wir gar nicht bemerkt. Eigentlich ging alles wieder seinen gewohnten Gang, wenn man von den Anschlägen und den geringeren Wirtschaftsleistungen einmal absieht. Aber einige Berufsgruppen mussten sich grundlegenden Änderungen anpassen. Hast du eine Ahnung, wen ich meine?“, fragte Rick. Amara dachte nach, hatte aber keine Idee. „Viele, die im Gesundheitswesen beschäftigt waren, wurden beschäftigungslos. Waren die Ärzte, Schwestern und Pfleger und Laboranten während und direkt nach der Grippe noch hoffnungslos überfordert gewesen, fehlten plötzlich die Kranken. Durch den Einbau des neuen Immunsystems wurde niemand mehr ernsthaft krank. Sicher, es gab Knochenbrüche und Unfallopfer, die zu versorgen waren. Aber unter dem Strich war im Verhältnis zu vorher kaum noch etwas zu tun. Das Gesundheitswesen schrumpfte sich gesund, die Mehrheit der dort Beschäftigten musste sich notgedrungen nach anderen Jobs umschauchen. Viele studierten erneut. Nur zwei Gruppen brauchten sich um ihre Einkünfte keine Gedanken zu machen. Das waren zum einen die Zahnärzte, die zwar keine Karies oder Parodontose mehr behandeln mussten, dafür aber ständig bereits vorhandene Füllungen erneuern konnten. Zahnfüllungen halten nicht

ewig. Und natürlich war die Nachfrage nach kosmetischen Zahnbehandlungen groß. Niemand wollte jung aussehen, aber mit altersgelben Zähnen herumlaufen.“ Rick musste Amara, die weder Zahnarzt noch Karies kannte, eine kurze Erklärung geben. Dann setzte er wieder an: „Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, Zahnärzte. Ja, die konnten weiter ganz gut von ihrem Beruf leben. Die zweite Gruppe war die der Psychiater und Psychologen. Während ernsthafte Erkrankungen wie Schizophrenie und Psychosen langsam seltener wurden, da die Selbstmordrate bei den Patienten recht hoch lag, Neuerkrankungen jedoch gegen Null gingen, wuchs die Zahl der depressiven Menschen stetig an. Aber das habe ich dir, glaube ich, schon erzählt“, bremste sich Rick. „Es dauerte lange, bis die Psychiater begriffen hatten, dass sie es nicht mit einer Modeerscheinung, sondern mit einem tief liegenden grundsätzlichen Problem zu tun hatten. Dieses Erkenntnis half ihren Patienten nicht viel, denn eine Lösung hatten sie nicht anzubieten. Und eine dritte Gruppe darf man auch nicht vergessen. Niemand brauchte mehr einen Lehrer. Universitäten hielten sich noch eine geraume Weile und berufsbezogene Ausbildungen gab es auch weiterhin. Aber da es keine Kinder mehr gab, wurden die Schulen geschlossen.“

Rick ging eine Weile schweigend, während er über die damalige Zeit nachdachte. Dann sagte er: „Ach ja, die Schönheitschirurgen hätte ich beinahe vergessen. Jeder wollte gut aussehen, vor allem die Frauen. Niemand wollte mehr Falten oder Altersflecken sehen. Aber auch die Männer waren eitel. Vor allem diejenigen, die bei ihrer Behandlung schon älter gewesen waren, wollten plötzlich wieder jung aussehen. Da alle den gleichen Schönheitsidealen nachgingen, war das absurde Ergebnis, dass sich die Menschen immer mehr glichen und Schönheit ihre Bedeutung verlor.“ „Und hast du dich auch verändern lassen?“, fragte ihn Amara. „Ich? Nein. Auf diese Idee wäre ich nie gekommen. Ich bin nie eitel gewesen“, erkannte Rick. „Mir war immer wichtig, dass man meine Arbeit anerkannt hat, mich selbst habe ich nie so wichtig genommen. Nur auf meine Frau war ich immer sehr stolz, weil sie auch

ohne Chirurgie sehr schön gewesen ist und weil ich sie gar nicht verdient hatte.“ Und weil Rick nie wirklich verstanden hatte, warum sich Helen ausgerechnet ihn ausgesucht hatte, obwohl sie weiß Gott genug andere hätte haben können. Den letzten Gedanke sprach er nicht mehr laut aus.

Inzwischen war es Mittag geworden. Der Wald dampfte die Feuchtigkeit des letzten Regengusses in der warmen Sonne aus. Das Licht war durch den dichten Blätterwald weich und irgendwie kraftlos und die feuchte Luft machte jede Bewegung anstrengend. Der leichte Dunst, der heute Morgen noch auf dem Boden gelegen hatte, war längst verschwunden. Dankbar für eine Pause suchte Rick sich einen Platz, um sich auszuruhen. Der Boden war feucht und es dauerte eine Weile, bis er neben einem mächtigen Baumstamm einen geeigneten Ort gefunden hatte. Amara war dabei hinter ihm her gegangen und schien seiner Führung zu vertrauen. Im Gegensatz zu ihm schien sie sich kaum angestrengt zu haben. Es standen ihr zwar ebenfalls ein paar Schweißperlen auf der Stirn, aber sonst war ihr von dem heutigen Marsch nichts anzumerken. Amara breitete ein grobes, ungebleichtes Leinentuch auf dem weichen Waldboden aus und breitete ihre Wegzehrung darauf aus. Rick musste an die romantischen Picknicks denken, die er vor sehr langer Zeit ab und zu mit seiner Frau Helen gemacht hatte. Nur waren sie damals nicht in der Wildnis, sondern im Botanischen Garten, im Tiergarten oder in einem der anderen zahlreichen Berliner Parks gewesen wie so viele andere auch. Das war ihre Art gewesen, die Natur zu genießen.

Rick hatte sein Gewehr an den Baum gelehnt, als er sich gesetzt hatte. Jetzt fragte ihn Amara, für was das Ding gut sei, dass er da mit sich herum schleppte. Offensichtlich schien es ohne Funktion und nur im Weg zu sein. „Das ist ein Gewehr“, setzte Rick an, merkte aber, dass damit gar nichts erklärt war. „Das ist eine Jagdwaffe. Man kann damit auf die Jagd gehen“, fügte er unsinnigerweise noch hinzu. Er nahm das Gewehr, nahm das Magazin heraus und vergewisserte sich, dass keine Kugel im Lauf war. Dann entsicherte er es und zog den Abzug durch.

Bei dem metallischen Klicken zuckte Amara leicht zusammen. Dann setzte er das Gewehr an die Schulter, schaute durch das Zielfernrohr und visierte ein imaginäres Ziel an. „Stell dir vor, dort steht ein Reh“, sagte er dann, zog den Abzug nochmals durch und sagte „Bummm“. Amara runzelte die Stirn. „Bumm?“, fragte sie. „Ja, wenn das Gewehr geladen ist, gibt es einen lauten Knall, wenn man schießt. Und wenn man dann getroffen hat, ist das Reh tot.“ Amara schaute ihn ungläubig an. „Niemand schießt aus dieser Entfernung auf ein Reh“, meinte sie dann. „Und so laut, dass es tot umfällt, kann kein Knall sein.“ Rick lachte. Amaras Unwissenheit war manchmal sehr amüsant. „Pass auf, ich zeige es dir“, sagte er dann. Er nahm eine Patrone und lud das Gewehr damit. Dann ging er ein gutes Stück den Pfad zurück, den sie gekommen waren, da dort das Unterholz fehlte. Er suchte sich ein Stück Holz und legte es mitten auf den Weg. Nachdem er wieder bei Amara angekommen war, wies er sie an, sich die Ohren zuzuhalten, stellte sich in Position, brachte das Gewehr in den Anschlag, zielte und schoss. Der Knall entlockte Amara einen spitzen Schrei, den Rick trotz des Lärms und dem Klingeln in seinen Ohren hören konnte. Das Stück Holz war nicht mehr zu sehen. Amara schaute mit ihren großen, dunklen Augen zu Rick hoch und war sichtlich beeindruckt. „Das war aber wirklich sehr laut“, gab sie zu. „Warte einen Moment“, antwortete Rick, warf die Patronenhülse aus und setzte das Gewehr dann ab. Dann sicherte er es, wie er es gelernt hatte, obwohl es nicht mehr geladen war und machte sich auf die Suche nach dem Holz. Er fand es ein gutes Stück hinter der Stelle, an der er es hingelegt hatte. Die Kugel steckt tief darin. Dann ging er zu Amara zurück und zeigte ihr die Einschussstelle. „Es ist nicht der Knall, der das Reh tötet“, sagte er, „sondern die Kugel“. Amara drehte das Stück Holz mehrmals in ihren Händen und betrachtete es von allen Seiten. „Damit wirst du zum besten Jäger des Dorfs“, sagte sie bestimmt. „Selbst unsere besten Bogenschützen haben nichts Vergleichbares zu bieten.“ „Um das Gewehr benutzen zu können, braucht man diese Patronen“, erklärte Rick und hielt Amara eine der .30-06 hin. Amara wich ganz instinktiv ein wenig vor dem spitzen Geschoss zurück und machte keine

Anstalten, die Patrone zu nehmen. Ihr steckte der Knall noch in den Gliedern. „Keine Angst“, sagte Rick. „So sind sie ziemlich harmlos. Man sollte sie nicht zerschlagen oder ins Feuer werfen. Aber sonst kann nichts passieren.“ Aber Amara wollte die Patrone trotzdem nicht nehmen.

Der Pfad wurde zunehmend schmaler und die beiden waren gezwungen, hintereinander zu gehen. Sie waren kurz nach Ricks Demonstration des Gewehrs wieder losmarschiert. Amara, die noch nie so weit vom Dorf entfernt gewesen war, schaute sich aufmerksam um. Da eine Unterhaltung so kaum möglich war, gingen sie schweigend nacheinander über den schmalen Pfad, bis sie am späten Nachmittag bei der großen Buche ankamen. Rick war erleichtert, als er seinen Rucksack unbeschädigt im Geäst entdeckte. Insgeheim hatte er sich schon einige Sorgen gemacht. Amara setzte ihren Korb ab und half Rick dann, den Rucksack aus dem Baum zu holen. „Der ist aber schwer“, staunte sie. „Den hast du ganz alleine so weit geschleppt?“ „Leicht war es nicht“, antwortete Rick etwas doppeldeutig. „Aber ohne die Patronen wäre das Gewehr nutzlos gewesen.“

Während Amara nach ihrem Abendessen die Reste wieder zusammenpackte, bereitete Rick ihr Nachtlager, das lediglich aus zwei dicken und schweren Wolldecken bestand. Er wünschte sich, er hätte im Fort einen oder zwei Schlafsäcke finden können. Die Regierung hatte damals, als sie das Fort eingerichtet hatte, an so ziemlich alles gedacht. Aber Schlafsäcke waren nicht darunter gewesen. Das Fort, das damals noch „Notfallschutzzone“ genannt worden war, sollte der Isolation der Bewohner dienen. Das Fort zu verlassen, war nie Teil der hastig angefertigten Notfallpläne gewesen. Und so hatte niemand daran gedacht, Campingausrüstung einzuplanen. Selbst die Militärs, die für die Sicherung der Anlage schweres Gerät, Waffen und sogar zwei Panzer mitgebracht hatten, hatten auf die normale Ausrüstung der Soldaten verzichtet. Alles, das für überflüssig gehalten wurde, war weggelassen worden, um Platz für all die wichtigen Dinge zu schaffen,

die man benötigt hatte. Insbesondere für Lebensmittelkonserven, aber auch für die Laborausrüstung.

Amara setzte sich zu Rick auf die Decke und lehnte sich an ihn. „Schön ist es hier“, sagte sie. „Der Wald sieht hier doch nicht anders aus als um das Dorf herum“, erwiderte Rick, für den Wald gleich Wald war. „Aber es gibt kleine Unterschiede“, erklärte ihm Amara. Der Boden ist hier anders. Tiefer und feuchter. Hier gibt es mehr Buchen und mehr Unterholz als bei uns. Hier muss es bald viele Pilze geben.“ Rick, der von Pilzen nicht das Geringste wusste, außer, dass einige sehr giftig waren, zuckte mit den Schultern. „Für mich sieht das hier genau so aus wie bei euch.“ Er schaute Amara an und verbesserte sich: „Wie bei uns“, sagte er dann.

Nachdem sie dort eine Weile schweigend gesessen hatte, nahm Rick unaufgefordert seine Erzählung wieder auf.

„Vor der Seuche gab es viele Konfliktherde in der Welt“, fing er an. „Es gab für viel zu viele Menschen viel zu wenig Platz und Nahrung. Es war schon ein großer Erfolg, dass man das Bevölkerungswachstum bei etwas mehr als 7 Milliarden Menschen stoppen konnte.“ Amara versuchte, sich diese Zahl vorzustellen, kam damit aber nicht weit. „Ich glaube, dass kann sich niemand wirklich vorstellen“, sagte Rick. Es gab Städte, in denen alleine 25 Millionen Menschen gelebt haben. Aber selbst diese viel kleinere Zahl kann man sich kaum vorstellen. Und so, wie die Menschen nun einmal sind, gab es aus allen möglichen Gründen Kriege. Dazu kamen auch damals schon religiöse Fanatiker, die mit ihren Bombenanschlägen Angst und Schrecken verbreiten wollten.

Menschen sind wegen des Klimawandels aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden. Es war deutlich wärmer geworden, weil wir viel zu viele fossile Brennstoffe verbraucht haben. Als wir endlich anfangen, ernsthaft auf regenerative Energien umzustellen, war es fast

schon zu spät.“ „Und alle eure Feuer haben dann die Luft erwärmt?“, fragte Amara. „Nein, so darfst du dir das nicht vorstellen“, erklärte Rick und erläuterte dann das Problem mit den Treibhausgasen. „Viele Gebiete auf der Erde wurden noch trockener als sie vorher schon waren. Es kam zu immer öfter auftretenden Dürren und die Menschen hungerten. An den Polen schmolz das Eis und der Meeresspiegel stieg an. Viele Küsten wurden überschwemmt, sehr viel fruchtbares Land ging verloren und immer stärkere Stürme verwüsteten ganze Landstriche. Niemand wunderte sich, dass sich ganze Völker auf die Suche nach einer neuen Heimat machten. Die Menschen, die dort schon lebten, fühlten sich bedroht und wollten niemanden aufnehmen. Wer hungert, ist verzweifelt, also ließen sich die Hungernden nicht abweisen und kämpften um ihr Überleben. Die reichen Völker wie China, Europa und Nordamerika schotteten sich ab. Der weltweite Handel litt darunter, die Versorgung mit Rohstoffen stockte und viele Menschen waren ohne Arbeit. Daher gab es selbst in den reichen Ländern viele arme und hungernde Menschen. Nicht, weil es dort nicht genug zu essen gegeben hätte, sondern weil sie sich die Nahrung nicht leisten konnten. Auch diese Menschen haben sich gegen ihr Schicksal aufgelehnt. Es wurde etwas besser, als die Nutzung von Sonne und Wind wirklich in großem Maßstab begann. Neue Arbeitsplätze entstanden und in den Industrienationen wurde es etwas ruhiger. Die Meerwasserentsalzungsanlagen, die mit den Solarkraftwerken betrieben wurden, boten den Menschen in den Trockengebieten eine neue Lebensgrundlage. Die Industrienationen profitierten vom Export und davon, dass die Menschen dort nicht mehr gezwungen waren, auszuwandern.“

Dann kam die spanische Grippe. Die 370 Millionen Opfer fielen zahlenmäßig kaum ins Gewicht, so bitter sich das auch anhört. Da es die meisten Opfer in den armen Ländern gegeben hatte, ließ der Druck der Wirtschaftsflüchtlinge aber noch mehr nach.“ „Das klingt nicht unbedingt nach einer Welt, in der man leben möchte“, warf Amara ein. „Warum wolltet ihr da denn ewig leben?“ „Das wollten ja gar nicht alle“,

erinnerte sie Rick. „Durch die Grippe sind die meisten nur behandelt worden, weil sie nicht jung sterben wollten. Nicht sterben zu wollen ist nicht das Gleiche wie nicht alt werden zu wollen.“ Rick machte eine Pause. „Das hört sich alles ziemlich furchtbar an“, gab er zu. „Und das war es auch. Von den Geschehnissen in der Welt haben wir wenig mitbekommen. Dazu waren wir einfach zu sehr mit unseren eigenen Problemen beschäftigt. Alles, was uns nicht unmittelbar betraf, waren nur Meldungen in den Nachrichten und im Internet.“

Als die Grippe überstanden und wieder etwas Normalität eingeleitet war, redeten wir uns ein, dass es uns gut ging. Wir feierten unser Überleben, denn wir waren jung und machten uns wieder an die Erfüllung unserer Pläne. Was sonst noch alles passierte waren nur weit entfernte Hindernisse bei der Reaktivierung des globalen Wirtschaftskreislaufs. Unser Leben war anfangs gut, vielleicht hektisch, anstrengend und manchmal ein wenig langweilig, aber es war gut“, wiederholte er. „All die neu aufkommenden Konflikte waren Aufgabe der Politiker. Wir normalen Menschen haben uns aufgeregt, wenn wieder ein Anschlag von den Terroristen verübt worden war und wir waren angemessen entsetzt, wenn irgendwo Menschen verhungerten. Aber es waren nicht unsere Probleme.“

Amara, die Schwierigkeiten hatte, sich Ricks Welt vorzustellen, schweig. Der fuhr fort: „Nach der Grippe wurde alles anders. Nicht so schnell und nicht so deutlich, dass man es sofort gemerkt hätte, aber die globalen Konflikte wurden weniger. Woran das lag, wurde erst diskutiert, als es auffällig geworden war. Das dauerte aber so an die 15 Jahre. BEE hatte immer behauptet, dass die hormonelle Sterilisation, die sie bei uns Männern eingebaut hatten, so gut wie keine Nebenwirkungen hätte. Einige Wissenschaftler kamen dann zu dem Schluss, dass die Behandlung mit E3 zu einer Dämpfung der Aggressivität geführt hätte. Andere, insbesondere die Psychologen, wiesen darauf hin, dass man, wenn man kein Altern befürchten muss, sein Leben nicht mehr impulsiv wegwerfen würde. Jedenfalls wurden

offensive Kriege nicht mehr geführt, weil die einfachen Soldaten sich weigerten, ihr Leben zu opfern. Damit verschwand zwar das Militär nicht, weil die Grenzen immer noch gegen die sinkende Zahl der Wirtschaftsflüchtlinge verteidigt werden mussten, aber die Anzahl der Soldaten sank auf einen Bruchteil der ursprünglichen Menge. Was blieb, waren die Terrorakte der radikalen E3-Gegner, also derjenigen ursprünglichen Menschen, die uns mit allen Mitteln bekämpften. Und selbst die verschwanden mit der Zeit.“ Rick überlegte. „Dass es immer friedlicher wurde, war perverserweise auch dem Umstand geschuldet, dass gerade in den armen Ländern durch Hunger, Unfälle, Schlangenbisse und ähnliches die Zahl der Bevölkerung ganz langsam abnahm. Du erinnerst dich, dass es dort so gut wie keine unbehandelte Altbevölkerung mehr gab.

Niemand hatte bedacht, dass wir zwar gegen alle Infektionskrankheiten immun waren und Krebs durch den perfektionierten Reparaturmechanismus in den Zellen ebenfalls ausgerottet war, dass man aber dennoch mit seinem Körper sorgfältig umgehen musste“, setzte Rick seine Erzählung fort. „Vergiftungen und übermäßiges Gewicht führten im schlimmsten Fall zum Tode. Die Widerstandskraft gegen Alkohol- und Drogenmissbrauch war zwar ungeplant ebenfalls höher geworden. Aber sie war alles andere als perfekt. Manche fanden ihren Lebensinhalt im Essen und wurden so fett, dass sie schließlich regelrecht kollabierten. Sie hatten ja Zeit ohne Ende, um bis zur Belastungsgrenze immer weiter zuzunehmen. Die Erkenntnis, dass ihr Leben ohne wirkliche Aussicht auf Änderung bis in alle Ewigkeit immer in den gleichen Bahnen verlaufen würde, machte viele depressiv. Es gab viele Selbstmorde, aber noch mehr Menschen suchten Trost im Alkohol oder in Drogen. Selbst die widerstandsfähigste Leber hielt das auf die Dauer nicht aus und so starben viele letztendlich elend an Leberzirrhose. Das Problem wurde an die Psychologen und Psychiater weitergereicht und dann unter den Teppich gekehrt. Doch die Mehrheit kam erstaunlich gut zurecht“.

Amara war noch mit all den neuen Informationen beschäftigt, als Rick schon weitermachte: „Viele, die sich für ganz schlau gehalten hatten, kratzten direkt nach der Grippe ihr Geld zusammen und kauften Aktien. Sie hatten geglaubt, dass sie, wo sie jetzt alle Zeit der Welt hatten, nur noch auf ihren Reichtum warten mussten. Doch es kam anders. Die Wirtschaft kam nie wieder so richtig in Schwung. Die Rohstoffversorgung stockte und kreative Ideen und Neuerungen, die für neue Nachfrage hätten sorgen können, blieben langsam aus. Daher gingen die Kurse nach einer anfänglichen steilen Bergfahrt mit den Jahren langsam, aber stetig in den Keller. Nachdem das Vertrauen der Anleger endgültig verloren war und alle versuchten, zu retten, was noch zu retten war, kam es zu einem nie da gewesenen Crash an den Börsen. Die meisten Träume von einem endlosen Leben in Luxus platzten und die Leute mussten sich damit abfinden, ihr Leben lang zu arbeiten. Keine Aussicht auf einen Ruhestand, denn Renten konnten keine mehr gezahlt werden. Es gab im Prinzip keine neuen Entwicklungen mehr. Weder im technischen Bereich, wo es nur noch kleine Verbesserungen alt bekannter Geräte gab, noch im gesellschaftlichen Umfeld. Früher wurden viele Umwälzungen durch die Jugend eingeleitet, die die Welt immer anders machen wollten, als sie sie vorgefunden hatten. Ohne Jugendliche gab es für die Gesellschaft keinen Anlass mehr, sich zu verändern“. Als Rick mit dem Satz: „Wir waren ein Volk greiser Geister in gut erhaltenen Körpern geworden“ endete, schnarchte Amara leise an seiner Schulter.

Kapitel 30

Rick erwachte, weil er das Knacken eines Astes hörte. Da Amara immer noch an ihn gelehnt schlief, war er alarmiert. Das Knacken wiederholte sich. Jetzt konnte er die Richtung des Geräusches ausmachen. Es kam von ziemlich genau hinter seinem Rücken. Rick griff nach dem Gewehr, obwohl es nicht geladen war. Dann drehte er

sich von Amara weg, die dadurch umzufallen drohte. Sie erwachte durch ihre Schieflage und fragte „Was...“, wurde aber von einem energischen „Pssst“ unterbrochen. Rick hielt seinen linken Zeigefinger an die Lippen, in seiner Rechten hielt er das Gewehr. Dann beugte er sein linkes Knie, setzte es auf den Boden und verlagerte sein Gewicht darauf. Vorsichtig und langsam schaute er um den dicken Stamm der Buche herum. Er rechnete schon mit einem Bären oder, noch schlimmer, einem Trupp aus dem Fort. Was er fand, war ein Reh mit seinem etwa drei Monate alten Kitz, das an tief hängenden Ästen knabberte. Rick war erleichtert. Gleichzeitig war er fasziniert, denn von so nahem hatte er einen solchen Anblick noch nie erleben dürfen. Er bedeutete Amara, von der anderen Seite zu schauen. Das Jagdgewehr hielt er weiterhin in der Hand und fragte sich, wie er jemals damit auf die Jagd gehen sollte. Amara zog ihren Kopf wieder zurück. Ihre dunklen Augen leuchteten vor Freude. Auch Rick drehte sich wieder in seine alte Position, bevor es ihm zu unbequem werden konnte. Dann stand er auf, weil er den Druck auf seiner Blase nicht mehr ignorieren konnte. Die beiden Rehe ließen sich zunächst nicht stören. Erst, als er ein paar Schritte zur Seite gemacht hatte und im Unterholz für kräftigen Lärm sorgte, verzogen sich die beiden Tiere gemächlich in den Wald. Besonders menschen scheu hatten sie sich nicht gezeigt. Rick hielt es für möglich, dass sie beide die ersten Menschen waren, die diese Rehe je gesehen hatten.

Nach dem Frühstück packte Amara drei Munitionsschachteln in ihren Korb, achtete aber sehr darauf, dass sie nur mit der Verpackung in Berührung kam. Der Respekt vor den Patronen war ihr nach der gestrigen Vorführung immer noch anzumerken. Wirklich leicht wurde Ricks Rucksack dadurch zwar nicht, war aber immerhin etwas einfacher zu tragen. So verließen Rick und Amara ihren Rastplatz und machten sich auf den Rückweg durch den Wald. Gegen Mittag verzehrten sie die Reste ihres Proviantes, tranken ausgiebig Wasser und machten sich schnell wieder auf den Weg. Rick schwitzte stark unter seiner Last, war aber längst nicht so erschöpft wie nach seiner

Flucht aus dem Fort. Ganz langsam wurde seine Ausdauer etwas besser. Amara hatte einen Versuch gestartet, weitere Einzelheiten aus Rick herauszubekommen, sobald sie wieder nebeneinander gehen konnten, doch der schob seine Erschöpfung vor, um den Mund halten zu können. Er hatte an die Einrichtung der Notfallschutzzone denken müssen, war aber noch nicht bereit, darüber zu reden. Zu viel war in den letzten Tagen passiert. Nicht nur die Begegnung mit Amara war befreiend gewesen. Auch die für ihn völlig neue Erfahrung, mit jemandem, der nicht selbst dabei gewesen war, über die Geschehnisse der Vergangenheit sprechen zu können, tat gut. Dabei war er noch nicht beim Schlimmsten angekommen. Um auch das erzählen zu können, musste er erst neue Kräfte sammeln, körperliche und geistige. Dazu, so glaubte er, musste er erst Sicherheit über seine Zukunft haben. Dann wurde ihm klar, wie absurd diese Idee war. Er hatte jahrhundertlang Sicherheit gehabt, die Sicherheit war zu Erstarrung geworden und diese in Hoffnungslosigkeit umgeschlagen. Wozu brauchte er, nachdem er diesem Albtraum gerade erst entronnen war, als Erstes wieder Sicherheit? Er wusste nicht, ob er darüber lachen oder weinen sollte und tat daher keines von beidem. Was er jedoch wusste war, dass er für diesen Teil der Geschichte noch nicht bereit war.

Amara führte Rick ohne den Umweg über die Waldhütte auf direktem Weg zum Dorf. Dort wurden sie bereits von Elana erwartet und herzlich begrüßt. Elana hatte die Reste ihres Mittagessens schnell aufgewärmt und die beiden aßen ihre erste warme Mahlzeit nach zwei Tagen mit großem Appetit. Anschließend ging Rick zum alten Josef und ließ sich für den kommenden Tag als Erntehelfer einteilen.

Kapitel 31

Amara hatte es geschafft, Rick zu verführen, obwohl dieser immer noch wegen Elanas Anwesenheit gehemmt war. Als Rick vor Morgengrauen von ihrem Nachbarn Tom geweckt wurde, fühlte er sich nicht gerade ausgeschlafen. Frühstück gab es nicht, das würde auf den Feldern eingenommen.

Wie Rick im Laufe dieses Vormittags herausfand, gab es im Dorf zwar keine offizielle Hierarchie, aber eine gut funktionierende Arbeitsteilung. Die Männer waren jetzt alle mit der Getreideernte beschäftigt. Sie mähten mit Sensen und die Frauen banden die Garben zusammen. Einige der Frauen sorgten für die Verpflegung und waren erst später mit dem Frühstück zu den Übrigen gestoßen. So viel zum Thema Emanzipation, dachte sich Rick. Doch es war eine Arbeitsteilung, die hauptsächlich darauf beruhte, dass die Männer körperlich kräftiger waren. Das bedeutete noch lange nicht, dass sie auch das Sagen hatten. Und, wie Rick in den nächsten Wochen herausfand, auch nicht, dass die Männer ausdauernder waren. Im Gegenteil, beim Mähen mussten sich die Männer immer wieder abwechseln, während die Frauen scheinbar ohne Pausen arbeiten konnten.

Da Rick keine Erfahrung im Umgang mit einer Sense hatte, wurde ihm die vermeintlich leichtere Frauenarbeit zugewiesen. Niemand nahm ihm das übel und niemand machte sich über ihn lustig. Und so band er Garben aus Getreidehalmen. Nach zwei Stunden schmerzte sein Rücken, gegen Mittag schmerzte alles. Nach der Mittagspause hatte Rick Mühe, wieder auf die Beine zu kommen, aber er hielt tapfer durch. Er wollte sich auf gar keinen Fall eine Blöße geben, wo er doch „nur“ Frauenarbeit verrichtete. Es wurde so lange gearbeitet, bis es dunkel wurde. Rick kam die Zeit bis dahin endlos vor. Auf dem Nachhauseweg musste er gestützt werden. In der Hütte angekommen, warf er sich auf sein Bett und schlief ohne Abendessen sofort ein.

In den nächsten Tagen verdiente sich Rick den Respekt der Dörfler, die seinen Einsatz und seine Ausdauer anerkannten. Natürlich war ihnen nicht entgangen, dass Rick neben einigen Blasen an Füßen und vor allem den Händen ganz allgemein am Ende war. Trotzdem war er

jeden Morgen mit den anderen aufgestanden und hatte bis zum Abend gearbeitet. Die Blasen waren längst zu Schrunden geworden, sein Rücken protestierte bei jeder Bewegung und er schleppte sich abends mehr nach Hause als er ging. Kräuter-Marie war zu Besuch gekommen, hatte seine Blasen mit einer Creme versorgt und ihm Weidenrindentee gegen die Schmerzen gegeben. Der schmeckte zwar widerlich bitter, half aber, die Schmerzen ein wenig zu lindern. Rick hatte sich beim Namen „Kräuter-Marie“ eine alte, verhutzelte Hexe vorgestellt, doch Marie war eine attraktive Frau. Sie war etwa 10 Jahre älter als Amara, einige Zentimeter größer und sie hatte wildes, blondes Haar.

Amara bemühte sich, ihm ein wenig den Rücken zu massieren und auch das tat Rick gut. Als nach zwei Wochen die letzte Fuhre Getreide mit dem Ochsespann im Vorratshaus eingebracht war, hatte Rick das Schlimmste überstanden. Er war deutlich kräftiger und ausdauernder geworden und fühlte sich in der Gesellschaft der Dörfler sichtlich wohl.

Ende September waren die meisten Erntearbeiten beendet und das Getreide gedroschen und eingelagert. Die Vorbereitungen für das Erntedankfest liefen und das ganze Dorf war beschäftigt. Die Feier würde, wie alle gemeinschaftlichen Aktivitäten, im Versammlungshaus stattfinden. Rick war mit Tom, Ernie und Jupp auf der Jagd gewesen. Eigentlich hatte Rick den Dreien nur zeigen wollen, wozu sein Gewehr gut war. Damit sie die anderen im Dorf nicht erschreckten, waren sie zur Waldhütte gegangen. Die war weit genug entfernt und bot eine Lichtung, damit Rick demonstrieren konnte, wie groß die Reichweite der Waffe war. Die Gruppe setzte sich vor die Hütte und ließ sich von Rick die Funktionsweise und Handhabung der Waffe erklären. Da Ernie, der eine besondere technische Begabung zu haben schien, einige Nachfragen hatte, dauerte Ricks Erklärung mehr als eine halbe Stunde. Jeder wollte die Waffe in Anschlag nehmen und durch das Zielfernrohr schauen. Alleine die Vergrößerung und die Schärfe des Bildes beeindruckten die Männer tief. Während Jupp den Waldrand

durch das Glas betrachtete, entdeckte er eine Rotte Wildschweine, die im Schatten der Bäume die gefallen Bucheckern aus dem Boden wühlte. Aufgeregt machte er die anderen darauf aufmerksam. Tom und Ernie, die ebenso begeisterte Jäger waren wie Jupp, waren sofort bei der Sache. Jupp reichte Rick das Gewehr und vermied dabei jede hastige Bewegung. Er zeigte an, dass Rick das Gewehr laden solle. Rick, der das volle Magazin herausgenommen hatte, bevor er das Gewehr herumgereicht hatte, schob es jetzt vorsichtig wieder an seinen Platz. Mit einem leisen, aber vernehmlichen Klicken rastete es ein. Dann wollte er die Waffe wieder an Jupp zurückgeben, doch der winkte ab. Alle drei waren sich einig, dass Rick schießen sollte. Der zögerte. Rick hatte noch nie ein Tier getötet und außerdem keine Vorstellung, wohin er zielen sollte. Ernie flüsterte ihm zu, dass er etwas hinter den Vorderlauf zielen solle und zeigte auf eine ausgewachsene Bache, die ihnen gerade die Seite zuwandte. Um die drei begeisterten Jäger nicht zu enttäuschen, legte Rick an und zielte auf das ausgesuchte Tier. Doch kurz bevor er seinen leicht zitternden Zeigefinger über den Druckpunkt hinaus zu sich hin ziehen konnte, drehte die Sau ab. Rick wollte schon absetzen, aber Tom tippte ihm auf die Schulter und zeigte ihm ein wenig weiter rechts ein anderes Tier, das günstig stand. Ohne weiter darüber nachzudenken schwenkte Rick in die angegebene Richtung, entdeckte die Bache im Sucher, zielte und drückte ab. Der Knall trieb die Rotte in den Wald zurück und erschreckte die Männer. Rick hatte zwar darauf hingewiesen, dass der Knall sehr laut sein würde, aber mit dieser Stärke hatte niemand gerechnet. Einen Augenblick lang war das Wildschwein vergessen und die drei starrten beinahe ehrfurchtsvoll auf die Waffe. Rick atmete schwer. Erst jetzt merkte er, wie angespannt er gewesen war. Als der Adrenalinschub langsam nachließ, zitterten seine Beine.

Jupp, Ernie und Tom hatten sich von dem Knall schnell erholt und rannten bereits den Hügel hinunter in Richtung Waldrand. Langsam ging Rick, das Gewehr immer noch in der Hand, hinterher. In seinen Ohren rauschte es und das kam nicht nur von dem Schuss. Er musste

zugeben, dass er die Spannung genossen hatte. Als er an das mögliche Opfer dachte wusste er nicht, ob ihm das gefiel. Automatisch sicherte er die Waffe und ging dann etwas schneller. Die drei Männer waren am Waldrand angekommen und gingen dort suchend auseinander. Es dauerte nicht lange, dann brachen sie in Jubelrufe aus. Als Rick endlich ebenfalls dort angekommen war, redeten alle drei durcheinander und klopfen ihm auf die Schulter. Rick konnte Glückwünsche über den gelungenen Schuss und auch so etwas wie Respekt und Hochachtung heraushören. Er selber fühlte sich ein wenig niedergeschlagen, als er die tote Bache sah, die am Ende einer deutlichen Blutspur im Unterholz lag. Rick hatte nicht das Gefühl, hierfür Lob verdient zu haben. Es war das Gewehr gewesen, dass ihnen diese Jagdbeute verschafft hatte und nicht seine eigene Leistung. Doch seine drei Begleiter sahen das ganz anders. Sie ließen ihn hochleben und waren ganz euphorisch, als sie sich gegenseitig erzählten, wie sie den Schuss erlebt hatten. Rick tat die Sau leid, aber er wusste natürlich, dass die Jagd einen großen Anteil an der Ernährung der Dörfler hatte. Und da er sich inzwischen dem Dorf zugehörig fühlte, würde er sich daran wohl gewöhnen müssen.

Tom und Ernie hatten in der Zwischenzeit eine kräftige Stange gefunden und banden die Beine der Bache mit Hanfstricken daran fest, so dass sie sie mit zwei Männern tragen konnten. Das Tier wog sicher gut zwei Zentner, so dass ihnen eine ordentliche Schlepperei bevorstand. Rick hatte damit gerechnet, dass die Sau vor Ort ausgenommen werden würde, aber Jupp erklärte ihm, dass so gut wie alles an dem Tier Verwendung fand. Sogar die Eingeweide wurden als Wurstpellen genutzt.

Als sie mit ihrer Last endlich im Dorf angekommen waren, wurden sie freudig empfangen. Wildschweine waren eine eher seltene Beute, da sie so scheu waren und mit den verfügbaren Jagdwaffen nicht so einfach zu erlegen waren. Rehe und sogar die viel größeren Hirsche waren einfacher zu jagen. Tom, Jupp und Ernie erzählten jedem, der es hören wollte, wie Rick die Sau geschossen hatte. Es dauerte nicht

lange, und jeder hatte die Geschichte gehört. Immer wieder wurde Rick aufgefordert, seine Version zum Besten zu geben. Doch Rick, der sich nicht gerne im Mittelpunkt stehen sah, zog sich so schnell es eben ging, in Elanas Hütte zurück. Dafür wiederholten seine drei Jagdgefährten die Geschichte mit großer Begeisterung immer wieder, bis auch der Letzte im Dorf angemessen genug beeindruckt war.

Am Abend des Erntedankfestes strömten die Bewohner des Dorfs zusammen. In der Versammlungshütte brannte ein großes Feuer und darüber brutzelte das von Rick erlegte Schwein an einem großen Drehspieß. Blumen, Kränze und Garben schmückten die Wände. Überall standen Schüsseln und Töpfe mit Leckereien, die von praktisch jedem beigesteuert worden waren. Die Luft war schwer von all den Düften, die von den Töpfen und dem Schwein aufstiegen. Es gab so viel zu essen, dass die Menschen sich vor der Hütte niederlassen mussten, weil drinnen kaum noch Platz war. Zu trinken gab es von Franz frisch gebrautes, leicht saures und ungehopftes Bier, dem gut zugesprochen wurde.

Amara wich nicht von Ricks Seite. Sie hatte natürlich gemerkt, dass Rick durch seinen zur Heldentat hochstilisierten Jagderfolg bei den Frauen des Dorfs plötzlich sehr begehrt war. Obwohl es nach den Gewohnheiten der Dörfler etwas völlig normales war, dass die Frauen offen einen Mann beehrten und damit normalerweise auch erfolgreich waren, wollte Amara Rick für sich alleine haben. Sie wunderte sich etwas über sich selbst, da dieses Gefühl auch für sie neu war, nahm aber das Unverständnis der anderen Frauen tapfer und etwas trotzig hin. Rick freute sich über ihre Zuwendung und merkte gar nicht, wie die anderen Frauen um ihn herumscharwenzelten.

Als alle satt waren, stand der alte Josef auf und kletterte unter Mühen auf einen Tisch. Dann rief er laut um Ruhe. Erst nachdem jemand mit einem Humpen kräftig auf den Tisch geklopft hatte und Josef noch einmal aus vollem Hals „Ruhe“ gebrüllt hatte, wandte sich ihm die ausgelassene Menge zu.

„Liebe Leute“, begann er. „Amara“, dabei zeigte er auf Amara, die dicht neben Rick saß, „hat beim letzten Rat für Rick gesprochen und seine Aufnahme in die Dorfgemeinschaft beantragt. Wir haben ihm Gastfreundschaft gewährt, wie es Brauch ist und ihm eine Bewährungszeit eingeräumt.“ Josef schaute in die Runde und erntete allgemeines Kopfnicken. „Ich bin der Meinung, dass sich Rick seitdem als wertvolles Mitglied unserer Gemeinschaft gezeigt hat“. Vereinzelter Applaus unterbrach ihn. „Rick hat seine Arbeitskraft eingebracht.“ „Auch wenn er zu Beginn ein wenig geschwächelt hat“, rief jemand dazwischen und bekam dafür etliche Lacher. „Rick hat seine Arbeitskraft eingebracht“, wiederholte Josef, nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, „und nach einer gewissen Eingewöhnungsphase“ Josef hatte diesen Halbsatz besonders betont und zu dem Zwischenrufer hingeschaut, „hat er die gleichen Arbeiten verrichtet wie wir alle hier“. Dafür gab es wieder Applaus, diesmal lauter. Irgendjemand klopfte Rick auf die Schulter. „Jetzt hat sich auch noch gezeigt, dass Rick ein großartiger Jäger ist.“ Jetzt tobte die Menge. Josef hob beide Arme und versuchte, wieder zu Wort zu kommen. „Ruhe, ich bin noch nicht fertig!“ rief er und allmählich wurde es wieder still. „Ich bin der Meinung, dass Amaras Antrag angenommen werden sollte. Rick soll in unser Dorf aufgenommen werden!“ Josef kam nicht mehr dazu, eine förmliche Abstimmung durchzuführen. Die Zurufe und der Jubel der Dörfler war Zustimmung genug. Wieder wurde Rick gedrückt, man klopfte ihm auf die Schultern, bis diese schmerzten und von allen Seiten wurde er willkommen geheißen. Als sich der größte Tumult gelegt hatte, füllte Amara ihren Becher, füllte auch Ricks Humpen nach und brachte einen Trinkspruch aus: „Auf unser neues Dorfmitglied. Und auf den großen Jäger Rick!“ rief sie. Ein lautes, vielstimmiges „Auf Rick!“ erhob sich als Antwort und Amara war glücklich.

Ende Oktober bezog Rick seine neue Hütte unweit der Elenas. Das ganze Dorf hatte mitgeholfen; Bäume gefällt, Stämme behauen, Bretter gesägt, die Feuerstelle und den Kamin gemauert, ein Bett gezimmert

und das Dach mit Stroh eingedeckt. Das benötigte Kochgeschirr und Besteck hatte er aus dem Fort mitgebracht, Marie hatte ihm einen Leinensack für die Strohmattatze geschenkt und von Elana hatte er eine der schweren Wolldecken bekommen. Sogar für Feuerholz hatten die Männer gesorgt. Amara war bei ihm eingezogen und niemand störte sich daran. Einige der Frauen versuchten nach wie vor, Rick dazu zu verführen, eine Nacht mit ihnen zu verbringen, aber der hatte nur Augen für Amara. Jetzt, wo sie alleine in der Hütte waren und ansonsten nicht viel zu tun war, verbrachten die beiden fast die ganze Zeit zusammen.

Der Winter kam und damit die Zeit für Geschichten. Man traf sich meist in kleinen Gruppen, um sich bei Handarbeiten oder Schnitzereien alle möglichen wahren oder erfundenen Begebenheiten zu erzählen. Immer wieder wurde Rick gebeten, seine Geschichte zu wiederholen. Doch der weigerte sich immer noch, den restlichen Verlauf der Ereignisse zu erzählen. Rick spürte, dass der Zeitpunkt, an dem er sich bereit finden würde, unaufhaltsam näher rückte, aber noch erschreckte ihn der Gedanke daran.

Rick war mal wieder mit Jupp, Tom und Ernie auf der Jagd. So langsam gewöhnte er sich daran und begann sogar, die damit verbundene Aufregung zu genießen. Er hatte bereits mehrere Rehe und sogar einen kapitalen Hirsch geschossen, war aber immer noch auf die Führung und die Tipps der anderen angewiesen. Außerdem genoss er ihre Gesellschaft und lernte mit ihrer Hilfe das Aufspüren und Anpirschen und nebenbei den umliegenden Wald kennen. Allmählich konnte er sich im Wald leise bewegen und betrachtete ihn längst nicht mehr als unbekanntes und potenziell feindliches Territorium. Jetzt im Winter konnten sie manchmal Wölfe heulen hören, doch mehr als ihre Spuren sahen sie nie. Von Bären war weit und breit nichts zu bemerken. Als Tom Rick während einer Rast mal wieder nach der Fortsetzung seiner Geschichte fragte, gab dieser nach. „Vielleicht hast du Recht und es ist Zeit, euch auch noch vom Rest der Geschichte zu

berichten. Aber ich möchte sie nur ein einziges Mal erzählen. Daher sollt ihr alle zuhören können.“ „Du meinst, du willst sie vor der Dorfversammlung erzählen?“, fragte Tom nach. „So, wie du uns den ersten Teil zum Besten gegeben hast?“ „Ja, so habe ich mir das gedacht“, antwortete Rick. „Das klingt vernünftig“, bestätigte Tom. „Dann hat es jeder aus erster Hand gehört und niemand kann später behaupten, etwas anderes gehört zu haben.“

So kam es, dass sich gegen Neujahr das Dorf im Versammlungshaus zusammenfand. An der hinteren Seite brannte ein Feuer im Kamin. In der Mitte des Raums, dort, wo zu Erntedank das Schwein gebraten worden war, blieb ein Fleck für Rick frei. Der übrige Platz wurde von den Dörflern eingenommen. Draußen schneite es leicht und es wehte ein starker Wind, so dass jeder froh war, in der warmen Hütte zu sitzen. Eine gespannte Stille herrschte, als Rick aufstand und begann.

Kapitel 32

Als die erste Meldung in den Nachrichten auftauchte, herrschte große Aufregung. Vor etwa dreihundert Jahren wäre das, was bald jeden bis ins Mark erschüttern würde, keine einzige Zeile wert gewesen. In einem winzigen Dorf am Mittellauf des Amazonas, das nicht einmal einen Namen hatte, waren mehrere Menschen an einem leichten Schnupfen erkrankt. Die Nachricht hatte mehrere Tage gebraucht, um Europa zu erreichen, weil die Gegend so abgeschieden war. Was diese Nachricht zur Sensation machte war die Tatsache, dass seit 2051 Infektionskrankheiten als ausgerottet galten. Niemand bekam einen Schnupfen, geschweige denn etwas Ernsthaftes. Es sei denn, es handelte sich um einen der wenigen nicht mit E3 Behandelten. Der Nachrichtensprecher wies auf die Möglichkeit hin, dass sich die Betroffenen beim unsachgemäßen Umgang mit Chemikalien, die für die Trennung von Gold und Quecksilber verwendet wurden, die

Atemwege verätzt haben könnten. Nachdem zwei Tage später feststand, dass sich das Phänomen ausbreitete, wurde diese Theorie wieder verworfen.

Rick saß mit Helen im Wohnzimmer und sah sich wie fast alle anderen die Sondersendung an, die sich an die Nachrichten anschloss. Die Einschaltquote lag bei weit über 50 %, ein Wert, der seit Jahrhunderten von keiner Sendung mehr erreicht worden war. Darin wurde von etwa 50 betroffenen Personen berichtet, die an diesem Schnupfen litten. Davon abgesehen, dass sie husteten und leichtes Fieber hatten, ging es den Kranken gut. Die örtlichen Behörden hatten ausgeschlossen, dass es sich bei dem betroffenen Personenkreis um Mitglieder der Altbevölkerung handelte. Der Fernsehmoderator berichtete, dass Virologen und Epidemiologen, die seit 275 Jahren ihren Lebensunterhalt mit anderen Berufen hatten bestreiten müssen, reaktiviert worden waren. Niemand hatte eine Vorstellung, wie es zu dieser Krankheit kommen konnte, und alleine das war schon beunruhigend. An und für sich waren die Vorgänge am Amazonas völlig ausgeschlossen, das verbesserte Immunsystem hätte die Infektion verhindern müssen. 275 Jahre lang hatte es diese Fähigkeit eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Die Experten waren ratlos.

Da eine Beurteilung der Ursachen ohne Erkenntnisse vor Ort und ohne Proben unmöglich war, wurde beschlossen, ein Team zur Untersuchung vor Ort zu entsenden. Die Koordination übernahm die Weltgesundheitsorganisation in enger Abstimmung mit der Europäischen Union.

Unglücklicherweise gab es mehrere Schwierigkeiten, die ein sofortiges Handeln unmöglich machten. Die Experten mussten sich erst wieder mit der Materie vertraut machen. 275 Jahre waren genug Zeit, um vieles zu vergessen. Dann gab es kein geeignetes Labor, in dem man die Proben hätte untersuchen können. Seit BEE die Arbeiten an E3 abgeschlossen hatte, gab es praktisch keine Genforschung mehr an höheren Lebewesen als an Pflanzen. Die Gentechnik hatte sich auf die

Verbesserung von Saatgut konzentriert, als es bei Menschen keine Forschungsziele mehr gegeben hatte. Für die Erforschung von Saatgut waren aber nur Laborbedingungen mit niedriger Schutzklasse erforderlich. Hier hatte man es aber mit einer möglichen ansteckenden Krankheit zu tun, und dafür waren weitaus stärkere Schutzmaßnahmen erforderlich. Während sich also die Virologen daran machten, ihr vergessenes Wissen aufzufrischen, begannen ehemalige Techniker von BEE, die alten Anlagen wieder funktionstüchtig zu machen. Bei der Ersatzteilbeschaffung mussten sie immer wieder improvisieren, da es keine extra für ihre Zwecke gefertigten Produkte mehr gab. Als sie das Labor einsatzbereit gemacht hatten, waren zwei Wochen vergangen.

Parallel dazu wurde an der Herstellung von Bioschutzanzügen gearbeitet. Die alten, museumsreifen Anzüge, die in den alten BEE-Gebäuden gefunden wurden, waren im Laufe der Jahre porös und brüchig geworden. Dennoch waren sie als Vorlage für die neuen Anzüge sehr nützlich. Die meisten Schwierigkeiten bereitete die Filterung der Atemluft. Die Versorgung mit Atemluft konnte mit Hilfe der Atemschutzausrüstung, die von Feuerwehren benutzt wurden, sichergestellt werden. Aber die Nanofilter, die auch kleinste Viren zurückhalten konnten, mussten erst hergestellt werden. Die hierfür erforderlichen Verfahren waren zwar bekannt, die benötigten technischen Anlagen mussten jedoch erst nach alten Plänen neu gebaut werden. Und zuletzt wurden mobile Desinfektionsanlagen benötigt, die eine Dekontamination der Personen in den Schutzanzügen ermöglichten. Drei Wochen nach den ersten Alarmmeldungen brachen die Experten endlich auf.

Nachdem deutlich geworden war, dass sich die Krankheit immer weiter ausbreitete, reagierte die Europäische Union erstaunlich schnell mit einem generellen Einreiseverbot. Alle Flughäfen wurden für außereuropäische Flüge gesperrt und die Außengrenzen sowohl für den Straßen- als auch den Schienenverkehr geschlossen. Die Ausbreitung der Krankheit im Amazonasgebiet verlief langsam, aber

stetig. Da es diese Krankheit eigentlich gar nicht geben durfte, war die Europäische Union in höchste Alarmbereitschaft versetzt und handelte in enger Abstimmung mit den Regierungen der Mitgliedsstaaten an Notfallplänen. Die erste Stufe bestand darin, bis zur Klärung der Ursachen eine mögliche Einschleppung nach Europa unter allen Umständen zu verhindern. Ernteten die Europäer dafür von Nachbarstaaten wie Russland und befreundeten Handelsnationen zunächst Unverständnis und dann Verärgerung, schlug die Stimmung mit zunehmender Dauer der Krise um. Die zweite Maßnahme, die europaweit umgesetzt wurde, war die Einrichtung nationaler Notfallschutzzonen. In diesen Schutzzonen sollte die Erforschung der Erkrankungsursachen und die Entwicklung von Gegenmaßnahmen konzentriert werden. Zu diesem Zeitpunkt hielten viele Experten und auch Regierungsmitglieder diese Maßnahme für völlig übertriebene Panikmache und verwiesen darauf, dass ein einziges Labor in Europa zur Krisenbewältigung ausreichend sei. Doch verhindern konnten sie die Einrichtungen nicht. Auch wenn die Notfallschutzzonen eine Idee der Europäischen Union war, blieb die Zuständigkeit für deren Einrichtung in der Hand der nationalen Regierungen. Diese legten eigenverantwortlich die Kriterien fest, die die Schutzzonen erfüllen mussten, und suchten sich geeignete Orte aus.

Für Deutschland fiel die Wahl auf ein westlich der Hauptstadt gelegenes relativ ländliches und spärlich besiedeltes Gebiet, das vom Regierungssitz aus dennoch rasch erreichbar war. Hier war vor vielen Jahrhunderten ein sogenanntes Gründungszentrum eingerichtet worden, in dem Ideen, die an der freien Universität Berlin und anderen Universitäten entwickelt worden waren, in die Praxis umgesetzt werden konnten. Unter anderem gründete sich hier WiSE, die Firma, für die Rick als Elektroingenieur arbeitete. Die Anlagen zur Erzeugung von Wind- und Sonnenenergie, die WiSE dort errichtet hatte, um potenzielle Kunden von ihrer Leistungsfähigkeit zu überzeugen, sicherten eine unabhängige Energieversorgung. Ein benachbartes Gebäude hatte damals ein Gentechniklabor enthalten, aber die Firma war nach 2051 in

Konkurs gegangen. Die Anlagen befanden sich noch im Keller und ließen sich, wenn auch mit großem Aufwand, wieder instand setzen. Kurzfristig wurde entschieden, die Anlagen, die man bei BEE reaktiviert hatte, aufzugeben und die vorgesehenen Einrichtungen statt dessen in die Notfallschutzzone zu verlegen. Was man von den Anlagen bei BEE brauchen konnte, wurde demontiert und in die Notfallschutzzone gebracht.

Dort gab es eine kleine Halle mit mehreren angeschlossenen Seminarräumen auf dem Gelände, das für kleinere, regionale Tagungen genutzt wurde. Hier wurden der Krisenstab und die Leitung der Einrichtung untergebracht. Ein kleines Hotel diente als Unterkunft, reichte aber schon bald nicht mehr aus. Rick wurde höflich gefragt, ob er bereit sei, als Mitglied des Notfallteams in die Schutzzone umzuziehen. Selbstverständlich könne seine Frau mitkommen. Die Regierungsmitarbeiterin, die Rick und Helen dieses Angebot vorgelegt hatte, ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass es um die Frage der nationalen Sicherheit ging und ihre Zustimmung mehr oder weniger vorausgesetzt wurde. Alle für den Betrieb der WiSE-Anlagen erforderlichen Firmenmitarbeiter waren in ähnlicher Weise befragt worden.

Trotz der Energieversorgung durch Wind und Sonne wurde ein Blockheizkraftwerk installiert, dass über ein Fernwärmerohrsystem alle Gebäude beheizen und dabei gleichzeitig Strom produzieren konnte. Computerexperten stopften die Kellerräume des Tagungszentrums mit ihren Anlagen und Datenspeichern voll und sicherten die Räume durch eine Sauerstoffreduktionsanlage und Klimatisierung gegen Brände und Überhitzung ab. Im großen Saal wurden Videoanlagen und große Monitore installiert und auf dem Dach Parabolantennen, um die Kommunikation sicherzustellen. Etwas weiter entfernt liegende alte Fabrikhallen wurden in aller Eile in kasernenartige Unterkünfte umgebaut. Mehrere Einfamilienhäuser, die auf dem vorgesehenen Gelände lagen, wurden beschlagnahmt und die Eigentümer kurzerhand außerhalb in Hotels untergebracht. Zwei landwirtschaftliche Betriebe,

die auf dem vorgesehenen Gelände lagen, wurden in die Notfallpläne integriert. Gleiches galt für ein Forstunternehmen.

Soldaten des Heeres begannen, so ziemlich alles an Ausrüstung herbeizuschaffen, was auch nur im Entferntesten als brauchbar eingeschätzt wurde. Im Keller des Verwaltungsgebäudes von WiSE wurde hastig eine Bibliothek eingerichtet, obwohl die Computerexperten eine vollständige Kopie aller deutsch- und englischsprachigen Literatur, die jemals erschienen war, in ihren Datenbanken gespeichert hatten. Die Firma Google hatte zwar seit über 100 Jahren keine neuen Werke mehr eingescannt, da selbst den phantasiebegabtesten Autoren keine neuen Ideen mehr kamen, aber bis dahin hatten sie eine vollständige digitale Kopie aller verfügbaren Bücher geschaffen. Einen großen Teil der Versorgungsgüter nahmen lange haltbare Lebensmittel ein, für den als unwahrscheinlich geltenden Fall, dass die Krise länger dauern sollte, hatte man die Landwirte sozusagen als Trumpf in der Hinterhand. Dass das Militär auch Waffen mitbrachte, war nicht weiter verwunderlich. Waffen gehörten zur militärischen Ausrüstung dazu. Und da ein komplettes Bataillon des Heeres zur Notfallschutzzone abgestellt worden war, brachte es auch seine komplette Ausrüstung mit. Sogar zwei Schützenpanzer waren auf dem Gelände untergestellt.

Die Planer gingen sogar so weit, auch Jagdwaffen und Munition einzulagern, als ob sie von Anfang an geahnt hätten, dass die Schutzzone eine Dauereinrichtung werden sollte. Treibstoffvorräte wurden in großen Mengen eingelagert und letztlich war die Ausrüstung geeignet, die Bewohner mindestens ein Jahr lang völlig autark zu versorgen.

Dann wurden die Zäune um das Gelände gezogen. Erst ein Ring, der einen Durchmesser von etwa sieben Kilometern hatte, dann ein zweiter, der ca. 800 bis 1000 Meter weiter weg um den ersten Zaun verlief. Die höhere Vegetation in dem entstandenen Zwischenraum wurde vollständig entfernt, so dass ein breiter Grasstreifen entstand.

Man wollte keinerlei Risiko eingehen, wenn hier Proben der möglichen Erreger untersucht werden würden. Deshalb waren die Zäune auf einem 60-70 cm in den Boden reichenden Betonfundament befestigt und bis in einem Meter Höhe zusätzlich mit engmaschigem Draht gesichert, so dass nicht einmal eine Maus herauskommen konnte. Da man die Übertragungswege nicht kannte, wurde jeder mögliche Kontakt zur Außenwelt abgeriegelt. Nur gegen Vögel hatte man keine Schutzmaßnahmen getroffen. Das Gelände war dafür einfach zu groß. Der Zaun besaß für jede Himmelsrichtung einen Zugang. Der innere Zaun war dort mit Desinfektionseinrichtungen versehen, so dass man mit Bioschutzanzügen in den Zwischenraum zwischen den beiden Zäunen gehen konnte, ohne Krankheitserreger unbeabsichtigt nach draußen zu tragen. Der Bau der Zaunanlage gelang in der Rekordzeit von 7 Wochen.

Während sich die Wissenschaftler in Südamerika bemühten, möglichst rasch zu den Patienten zu gelangen, was sich wegen der Unzugänglichkeit der Gegend als schwierig und langwierig erwies und die Baufirmen mit Hochdruck an der Errichtung des Zauns arbeitete, bemühten sich Regierungsmitarbeiter darum, Experten fast aller Fachrichtungen für die Mitarbeit zu rekrutieren. Natürlich waren Gentechniker, Virologen, Bakteriologen, Epidemiologen und Ärzte dabei. Aber es gab auch Psychologen und Psychiater, die für die Betreuung der Menschen in der Notfallschutzzone gedacht waren. Dann wurden Handwerker, Techniker und Ingenieure der verschiedensten Fachrichtungen verpflichtet, die den technischen Betrieb der Anlagen sicherstellen sollten. Und schließlich Köche und Küchenpersonal für die Versorgung mit Lebensmitteln. Als die Unterkünfte zur Neige gingen, errichteten die Soldaten eine kleine Zeltstadt. Sogar an eine eigene Wasseraufbereitungsanlage und eine kleine Kläranlage war gedacht worden. Als sich die Notfallschutzzone der Vollendung näherte, waren hier einschließlich der Soldaten fast 5000 Menschen untergebracht.

Sobald der Zaun fertig gestellt und unter Strom gesetzt worden war, und niemand mehr nach draußen durfte, nannten die Bewohner der Schutzzone die Anlage nur noch „das Fort“. Seit dem Beginn der Einrichtung waren ganze 12 Wochen vergangen.

Kapitel 33

Rick machte eine Pause, um einen Schluck Wasser zu trinken. Jemand wollte ihm ein Bier reichen, aber das lehnte er ab. Im Raum war die Stille zum Greifen. Nur das leise Atmen der Zuhörer war zu hören. Dann fragte Tom: „Waren 5000 Menschen nicht stark übertrieben, nur weil am anderen Ende der Welt jemand gehustet hat?“ Rick nickte. „Ja, anfangs dachten viele so. Es gab sogar Proteste wegen der angeblichen Verschwendung von Steuergeldern. Aber die gingen unter, weil sich viel mehr Menschen darüber beschwerten, dass die Reisefreiheit beschränkt war. Viele Urlaubsreisen mussten abgesagt werden, da sie außerhalb der EU geführt hätten. Geschäftsreisen waren ebenfalls gestrichen worden und deshalb meckerten die Wirtschaftsbesitzer ebenfalls. Doch diese Proteste verstummten angesichts der weiteren Ereignisse schnell.“

Viereinhalb Wochen, nachdem die ersten Meldungen über den Ausbruch der Krankheit in Berlin eingetroffen waren und anderthalb Wochen, nachdem die Wissenschaftler nach Südamerika aufgebrochen waren, kehrten sie mit ihren Proben zurück und wollten trotz des Überall herrschenden Chaos sofort mit ihren Forschungen beginnen. Doch die Kommandantur des Forts, die sich aus Wissenschaftlern, dem Staatssekretär des Innenministeriums und dem Oberst des hier untergebrachten Bundeswehrbataillons zusammensetzte, untersagte das aus Sicherheitsgründen. Man war der Auffassung, dass erst alle Sicherheitseinrichtungen fertig gestellt und in

Betrieb genommen sein mussten. Insbesondere betraf das die Zaunanlage. Auch sonst herrschte noch ein emsiges Kommen und Gehen, so dass man von einer hermetischen Abschottung weit entfernt war.

Sechs Wochen nach den ersten Meldungen tauchten die ersten Kranken in den Millionenstädten Rio de Janeiro und Sao Paulo auf. Die Ausbreitung hatte damit einen Punkt erreicht, an dem selbst die größten Optimisten nicht mehr mit einer schnellen Eindämmung rechneten. Die Notfallpläne in der Europäischen Union wurden aktualisiert und jetzt zogen auch die USA, China, Japan, Russland, Indien, Pakistan und Indonesien nach. Der weltweite Flugverkehr wurde das erste Mal seit 2051 völlig eingestellt. Reisen innerhalb der EU waren noch möglich, aber das war auch alles.

Nach fast acht Wochen meldeten brasilianische Forscher die Entdeckung mehrerer Virenstämme in den Proben, die von den Kranken stammten. Die Viren wiesen einige Gemeinsamkeiten auf und erinnerten nach Vergleichen mit alten Unterlagen am ehesten noch dem HI-Virus, der bis zu der Behandlung mit E3 zu AIDS geführt hatte. Dennoch wiesen sie untereinander so große Unterschiede auf, dass man von verschiedenen Virenarten ausging. Die Forscher waren sich einig, dass es sich bei dem Vergleich mit HIV um eine zufällige Ähnlichkeit handeln musste, denn die Unterschiede waren doch zu groß. In der Gesamtbetrachtung sprachen die brasilianischen Wissenschaftler von einem völlig neuen Typ Virus. Zusätzlich fanden die Forscher eine ganze Reihe von bis 2051 verbreitet vorkommenden Viren und Mikroorganismen, die allesamt schon damals in der Mehrzahl völlig harmlos gewesen waren und die als Auslöser der Erkrankung nicht in Frage kommen konnten. Die Erwähnung dieser Funde war nur der akademischen Genauigkeit geschuldet und wurde zunächst völlig ignoriert. Die Entschlüsselung der Gensequenzen der gefundenen Viren führte erst zu Verwirrung, dann zu Ratlosigkeit. Je mehr Proben untersucht und entschlüsselt wurden, desto größer wurde

die Zahl der gefundenen Virenstämme. Eine Erklärung, wie diese Viren funktionierten und wie sie in der Lage waren, das perfekte E3-Immunsystem zu umgehen, konnte nicht gegeben werden.

Als in Brasilien das erste Opfer starb, wurde westlich von Berlin der doppelte Zaun unter Hochspannung gesetzt. Patrouillen in Bioschutzanzügen wurden innerhalb der Zäune zur Sicherung des Geländes gegen unbefugtes Verlassen eingesetzt und niemand durfte mehr hinein oder hinaus. Endlich konnte das Expertenteam mit seiner Arbeit im Hochsicherheitslabor beginnen. Die übrigen Bewohner des Forts waren nervös, weil sie den Krankheitserreger in ihrer Mitte wussten und von dem Umgang damit nicht viel verstanden. Nur ein paar der Techniker, die für die Instandhaltung der Sicherheitseinrichtungen im Labor verantwortlich waren, versuchten die Menschen zu beruhigen. Die verantwortlichen Wissenschaftler verschwanden im Labor und vergruben sich in ihre Arbeit.

Natürlich waren die Leute auch beunruhigt, weil die Nachrichten von nichts anderem mehr berichteten als von dem Verlauf der Seuche, wie die Krankheit landläufig inzwischen schlicht genannt wurde. Jeder, der eine Arbeit innerhalb des Forts hatte, ging ihr gewissenhaft nach. Familienangehörige wie Ricks Frau Helen, die nichts zu tun hatten, drehten fast durch. Alleine das Gefühl, eingeschlossen zu sein, rief bei empfindlichen Gemütern bereits nach wenigen Tagen einen Lagerkoller hervor. Jetzt zahlte sich aus, dass die Planer auch ein Psychologenteam vorgesehen hatten.

Aus Brasilien kam die Nachricht, dass dieses erste Opfer laut Obduktionsbefund an einer bakteriellen Meningitis gestorben war. Eine bakterielle Infektion konnte mit einem E3-Immunsystem zu 100% ausgeschlossen werden und doch war sie diagnostiziert worden. Wie diese Infektion mit dem Fund der Viren zusammenpasste, konnte man noch nicht mit Sicherheit sagen.

Rick schaute sich um. Die Zuhörer hingen, soweit er das bei diesem Licht sagen konnte, immer noch gebannt an seinen Lippen. Es war kein Laut zu hören.

„Es ist schon spät und so langsam versagt meine Stimme“, sagte er und trank noch einen Schluck Wasser. „Wir machen besser Schluss für heute.“ Lautes Murren ertönte. Niemand wollte jetzt eine Unterbrechung. Rick schüttelte den Kopf. „Ich bin müde und das alles noch einmal zurückzuholen, ist schmerzhaft. Für heute habe ich genug. Es wird weitere Gelegenheiten geben, die Geschichte fortzusetzen. Der Winter ist noch lang.“

Damit nahm er sich das Bier, dass Amara ihm entgegenhielt, trank es in einem Zug aus und verließ den Saal.

Kapitel 34

Rick hatte sich sofort zu Bett begeben und starrte durch die Dunkelheit an die Decke. Er hatte nicht einmal Holz in die schwache Glut geworfen, obwohl es bereits recht kühl im Inneren der Hütte geworden war. Die Erinnerung an die Anfangstage des Forts und die nachfolgenden Ereignisse hatte ihn sehr mitgenommen. Mehr, als er befürchtet hatte. Als sich die Tür öffnete und Amara hereinkam, rührte er sich nicht.

Amara sah, dass das Feuer nahezu erloschen war und legte ein paar Scheite nach. Dann ging sie vorsichtig Richtung Bett, während sie versuchte, nirgendwo anzustoßen. Sie legte sich neben Rick, schlang einen Arm um ihn und küsste ihn sanft auf den Mund. Rick schnaufte und Amara brauchte in der Dunkelheit einen Moment um zu begreifen, dass Rick schluchzte. „Ich dachte, ich sei soweit gewesen“, sagte er abgehackt. „Aber es ist einfach zu furchtbar.“ Amara küsste ihn erneut. „Mach dir keine Gedanken. Die Leute werden warten, auch wenn sie eben enttäuscht waren. Niemand mag es, wenn eine Geschichte nicht

zu Ende erzählt wird. Aber alle wollen wissen, wie es weitergegangen ist. Also werden sie warten“, wiederholte sie sich.

So, wie sie eingeschlafen waren, wurden sie gemeinsam wach. Rick drückte sich an Amara und sagte: „Halt mich fest. Ohne dich würde ich nicht mehr leben wollen.“ Amara rutsche noch näher an Rick heran, wenn das überhaupt möglich war und antwortete: „Ich bin bei dir. Und nichts wird uns trennen. Du hast deinen Platz hier im Dorf gefunden und was in der Vergangenheit war, ist nicht mehr wichtig.“ „Die Vergangenheit erklärt die Gegenwart. Ohne meine Geschichte würde es dich nicht geben, würde es das ganze Dorf nicht geben, das weißt du doch inzwischen.“ „Und trotzdem ist es egal. Was zählt, ist das Heute. Du kannst die Vergangenheit nicht mehr ändern. Doch du kannst dein Leben leben. Achte darauf, dass vergangene Fehler sich nicht wiederholen. Wenn du aus deinen Fehlern lernst, musst du dir selbst keine Vorwürfe machen.“ „Ich mache mir keine Vorwürfe“, antwortete Rick. „Ich glaube nicht, dass ich irgendetwas hätte ändern können, selbst wenn ich gewollt hätte. Was mir zu schaffen macht ist die folgerichtige Unabweisbarkeit, mit der schließlich alles in einer Katastrophe geendet hat. Manchmal frage ich mich, warum niemand es vorhergesehen und verhindert hat. Wir Menschen waren wahrlich größenwahnsinnig und haben Gott gespielt, indem wir uns selber neu erschaffen haben. Aber Gott beherrscht sein Handwerk bei Weitem besser als wir und für unsere Überheblichkeit und Anmaßung mussten wir einen hohen Preis bezahlen.“ „Habt ihr denn an einen Gott geglaubt?“, fragte Amara, die wie das gesamte Dorf keine richtige Religion kannte. „Ja, viele von uns taten das“, antwortete Rick. „Aber unsere Priester machten uns glauben, dass wir die Krone der Schöpfung seien, dass wir über der Natur stünden und dass wir uns die Erde untertan machen sollten. Sie beriefen sich auf alte Schriften und ihr Weltbild war so unabänderlich wie ihre Texte. Nach ihrer Vorstellung erschuf Gott die Welt in fünf Tagen und die Menschen am sechsten. Davon, dass die Welt sich entwickelt und ständig verändert, sprachen sie nicht. Ihr Gott schuf die Welt in sechs Tagen und am siebten Tag

ruhte er. Seitdem hat sich in den Köpfen der Priester nur dann etwas bewegt, wenn es gar nicht mehr anders ging. Gottes dynamisches, anpassungsfähiges Universum war ihnen suspekt. Sie hatten es lieber einfach, das gab ihnen Macht und Sicherheit. Eigentlich war es eine Missachtung der Schöpfung, weil sie sie nicht zu würdigen wussten.“ Rick machte eine Pause, um nachzudenken. „Es ist schon fast komisch, dass die Priester immer eine Welt gepredigt haben, die sich nie verändert und, nachdem ihr Wunsch in Erfüllung gegangen war, jeder Veränderung begrüßt hätten“, sprach er weiter. „Als sie bei BEE ihr perfektes Immunsystem geschaffen haben, hatten sie mit Sicherheit eine statische Welt vor Augen. Dass sich Viren verändern, wussten sie sehr gut, aber das passte nicht in ihr Weltbild. Sie haben nie damit gerechnet, dass ein Krankheitserreger in der Lage sein würde, ihre für perfekt gehaltene Schöpfung zu übertreffen. Unsere Welt ist aber nicht perfekt, gerade das ist ihr Geheimnis“. Rick lächelte freudlos. „Jetzt fange ich schon an, philosophische Weisheiten zu erfinden. Die nicht perfekte Welt war in der Lage, das perfekte, selbst geschaffene Immunsystem auszutricksen, weil sie sich ständig weiterentwickelte und anpasste. Wir Menschen, jedenfalls alle mit E3 behandelten, entwickelten uns nicht mehr. Weder geistig noch in irgendeiner anderen Weise. Deshalb haben wir gegen die Natur verloren. So einfach ist das.“

Die nächsten Wochen lebten Amara und Rick im Einklang mit der Natur und dem Rhythmus des Dorfs. Da auf den Feldern keine Arbeit wartete, weil die Zeit zur Bestellung der Äcker noch fern war, kümmerten sie sich um das Vieh, erledigten Handarbeiten, schnitzten, webten und vertrieben sich die Zeit in Gesellschaft der anderen mit Geschichten und Spielen. Rick ging mehrmals mit seinen drei Kumpels auf die Jagd. Seitdem sie die erste Sau erlegt hatten, waren sie ein eingespieltes Team geworden.

Eines Abends, nachdem Amara und Rick sich geliebt hatten, fragte Amara: „Ich weiß, dass du nicht darüber sprechen möchtest, aber eines versteh ich nicht. Was hat man euch als Grund genannt, um das Fort

abzuriegeln? Ihr wusstet doch bestimmt nicht mehr, als ihr aus den Nachrichten erfahren habt. Und ohne vernünftigen Grund lässt sich doch niemand freiwillig einsperren.“ „Nein, ganz bestimmt nicht“, antwortete Rick. „Das Fort von der Außenwelt abzuriegeln, war von Anfang an geplant. Das wusste auch jeder, weil wir nämlich darauf hingewiesen worden sind, als die Regierung uns fragte, ob wir mitmachen würden. Wie ich schon erzählt habe, sollte die mysteriöse Krankheit unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen untersucht werden. Eine Gefährdung der Bevölkerung sollte ausgeschlossen werden. Uns wurde viel Geld für unsere Mitarbeit geboten und gleichzeitig versicherte man uns, dass das Labor völlig sicher sei. Was wir uns nie gefragt haben war, warum man einen so großen Wert darauf gelegt hat, dass wir von allem unabhängig waren. Ich meine, dass man keine Lebensmittel in eine möglicherweise verseuchte Zone transportieren konnte, mag ja noch einleuchten, aber warum zum Beispiel die unabhängige Energieversorgung? Es war schon seltsam, dass alles dafür vorbereitet wurde, uns von der Außenwelt abzuschirmen und als Begründung genannt wurde, wir müssten vor der Außenwelt geschützt werden. Damals haben wir alles geglaubt, was man uns erzählt hat. Wir waren viel zu sehr mit all den Vorkehrungen beschäftigt und hatten keine Zeit zum Nachdenken. Und dann waren da ja die immer neuen Nachrichten über die Krankheit, die uns in Atem hielten. Erst viel später, Jahrzehnte später, kamen wir auf die Idee, dass jemand, der sehr weit oben in der Hierarchie saß, es von Anfang an geahnt oder vielleicht sogar gewusst haben musste.“ „Was gewusst haben musste?“, warf Amara ein. „Wie die Krankheit sich entwickeln würde. Oder als was sie sich schließlich herausgestellt hat. Tatsache ist jedenfalls, dass das Fort mindestens genau so gut dazu geeignet war, die Bewohner einzuschließen wie sie von der Welt abzuschirmen. In den darauf folgenden mehr als 200 Jahren haben wir diese Frage immer wieder diskutiert. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viel Zeit wir hatten! Und es gab immer mal jemanden, der behauptete, die Krankheit sei irgendeinem Militärlabor entsprungen. Ich glaube das aber nicht. Warum sollte irgendein Wahnsinniger ein Virus erschaffen,

das ihm selbst gefährlich werden kann? Es sei denn, er hat ein Gegenmittel. Und das ist nie aufgetaucht. Außerdem gab es, soweit wir wissen, gar keine Forschungen mehr auf dem Gebiet der Genetik oder der Virologie mehr.“ Rick drehte sich zu Amara um, die nackt neben ihm auf dem Rücken lag und nur bis zu Bauch mit der Woldecke zugedeckt war. Im Kamin brannten noch die Scheite, die sie vor ihrem Zubettgehen nachgelegt hatten, knackten ab und an und verbreiteten eine wohlige Wärme. „Und was glaubst du?“, fragte sie. „Du musst dir doch deine eigene Meinung gebildet haben.“ „Was ich glaube? Ich glaube, dass wir das Fort ganz einfach der Paranoia eines Bürokraten zu verdanken haben, der mehr als 250 Jahre keine Herausforderung mehr zu bewältigen hatte und sich dann so richtig austoben konnte. Unbegrenzte Mittel und endlich eine neue Aufgabe müssen ihm oder ihr wie der Himmel auf Erden vorgekommen sein. Letzten Endes war es unser Glück oder vielleicht auch unser Pech, dass man an wirklich alle Eventualitäten gedacht hatte.“ „Glück oder Pech?“, fragte Amara nach. „Je nach Betrachtungsweise“, antwortete Rick. „Je länger wir im Fort festsäßen, desto mehr Insassen kamen zu dem Schluss, dass es großes Pech war.“

Kapitel 35

Es wurde Zeit, die Äcker zu bestellen. Rick lernte, wie man ein Ochsespann vor einen Pflug spannte und wie man die Ochsen über das Feld dirigierte. Er hatte schon im vergangenen Herbst Muskeln an Stellen bekommen, die ihm vorher nie aufgefallen waren. Das Holzhacken im Winter und die langen Jagdausflüge hatten seinem Körper und seiner Ausdauer ebenfalls nicht geschadet. Doch was er jetzt auszuhalten hatte, überstieg alles Bisherige. Wie es seine Art war, wollte Rick um keinen Preis schlechter dastehen, als die anderen Männer. Dafür erntete er Respekt, aber auch freundliches Kopfschütteln. Trotz allen Durchhaltewillens musste er mittags

aufgeben und sich in den Schatten zurückziehen. Rick war dank seines Gewehrs der erfolgreichste Jäger des Dorfs und niemand hatte von ihm erwartet, dass er sich zusätzlich an der Feldarbeit beteiligte. Doch Rick wollte deshalb keine Sonderbehandlung haben. Er war von den Dörflern offen und freundlich aufgenommen worden, fühlte sich längst als Teil der Gemeinschaft und mochte daher keine Privilegien haben. Er braucht fast zwei Wochen, bevor er das erste Mal bis abends durchhielt. Da waren die Äcker schon fast alle gepflügt und die Aussaat begann. Wenn Rick abends im Bett lag, schlief er augenblicklich ein. Amara kümmerte sich liebevoll um die kleinen Wehwehchen, wenn er Blasen an den Händen hatte und auch um seinen Fuß, als ein Ochse ihn dort getroffen hatte. Rick hatte noch Glück, dass das Tier sich nicht mit seinem vollen Gewicht auf den Huf gestellt hatte, sondern dass es eher ein Tritt gewesen war. Dabei hatte Rick sich nur ungeschickt angestellt, als er die Riemen am Joch nachziehen wollte. Amara war sofort zu Marie gelaufen und die war ebenso schnell zur Stelle gewesen, um den Fuß zu untersuchen. Der Fuß war in der Mitte am Spann blauschwarz verfärbt, aber es war nichts gebrochen. Marie machte ihm einen kühlenden Kräuterumschlag und am nächsten Morgen war Rick mit zusammengebrochenen Zähnen wieder bei den Feldern erschienen und hatte seine Arbeit gemacht.

Jetzt, wo die Aussaat lief, war er nicht mehr so müde, wenn er heimkehrte und Amara freute sich darüber, dass Rick auch wieder Zeit mit ihr verbringen wollte. Ein paar Tage später, als sie mit Kräuter-Marie und Tom vor ihrer Hütte saßen und sich die Zeit mit Geschichten vertrieben, sagte Rick: "Ich habe lange nachgedacht und ich denke, dass es Zeit wird, mit den anderen Dörfern einen engeren Kontakt zu suchen. Wir wissen kaum etwas von ihnen und sie wissen nichts über uns. Aus der Vergangenheit weiß ich, dass alles Unbekannte irgendwann Angst erzeugt und man dann anfängt, sich irgendwann einmal die Köpfe einzuschlagen. Ihr mögt das nicht glauben, weil ihr es zum Glück nie kennen gelernt habt, aber so ist es immer gewesen. Sobald es ein „Wir“ und „die Anderen“ in den Köpfen gibt, kommt es zu

Ausgrenzungen und Misstrauen. Der jetzige Zustand mag noch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte bestehen bleiben, aber die Dörfer werden wachsen und irgendwann einmal wird es zum Streit kommen. „Warum sollten wir uns streiten?“ fragte Marie. „Wir haben doch niemandem etwas getan.“ „Man kann sich über alles streiten, vor allem, wenn man Nachbar ist“, sagte Rick. „Man streitet sich, wo die Grenze zwischen den Dörfern verläuft, man streitet sich darüber, ob eine Frau einen Mann aus dem anderen Dorf heiraten darf oder wer welchen Gott anbetet.“ „Was ist heiraten?“, fragte Tom dazwischen. „Wenn eine Frau und ein Mann sich entscheiden, den Rest ihres Lebens zusammen zu verbringen“, antwortete Rick und Amara fügte hinzu: „So wie Rick und ich“ und strahlte Rick dabei an. „Ich verstehe nicht, wozu das gut sein soll“, meinte Tom, „aber ihr müsst das selber wissen“. „Über die Frage, ob Mann und Frau heiraten sollen oder ob man seinen Partner immer wieder neu wählen kann, kann man ebenfalls streiten“, griff Rick Toms Gedanken auf. Über nichts lässt sich so gut streiten wie über Sitten und Gebräuche.“ „Worauf willst du eigentlich hinaus, Rick?“ fragte Marie. „Du erzählst uns das doch nicht ohne Grund“. „Genau so ist es“, antwortete Rick. „Ich finde, es ist an der Zeit, die anderen Dörfer zu besuchen und sich gegenseitig bekannt zu machen. Es wäre doch schön, wenn wir gute Beziehungen zu den Nachbarn aufbauen könnten“. „Und wie stellst du dir das vor?“, fragte Amara. „Ich meine, dass wir jemanden oder eine kleine Gruppe losschicken sollten, die die anderen Dörfer suchen. Sie könnten ein paar kleine Geschenke mitnehmen, um unsere freundlichen Absichten zu unterstreichen.“ „Glaubst du, dass das nötig ist?“, fragte Tom. „Was jetzt? Die Geschenke oder die Besuche?“, meinte Rick. „Beides“, gab Tom zurück. „Bisher sind ja auch schon mal Fremde bis zu uns gekommen und wir sind immer gut miteinander ausgekommen.“ „Sind diese Fremden denn im Auftrag ihres Dorfs gekommen und haben in dessen Namen gesprochen?“ „Nein“, gab Tom zu. „Meistens waren es Jäger, die sich verlaufen hatten oder ihr Wild weit verfolgt haben und die froh waren, etwas zu essen zu bekommen. An so etwas wie einen offiziellen Besuch kann ich mich nicht erinnern.“ „Siehst du“, erwiderte Rick.

„Genau darauf kommt es aber an. Das Dorf als Ganzes muss seinen Willen zeigen, Beziehungen zu seinem Nachbarn aufzunehmen. Und dafür eignet sich ein Geschenk prima. Nebenbei kann man so auch zeigen, was man kann und mit was man möglicherweise auch handeln könnte. Stellt euch doch mal vor, was man alles voneinander lernen könnte. Davon würden alle profitieren.“ Die vier verabredeten sich, Ricks Idee bei der nächsten Dorfversammlung vorzubringen.

Da es auf den Feldern nicht mehr so viel zu tun gab, griff Rick seine Idee vom letzten Herbst wieder auf, eine Wassermühle zu bauen. Er schaute sich den Lauf des Bachs an und überlegte, wo er eine Schleuse bauen könnte, um das Wasser für das Mühlrad abzuzweigen. Zu gerne hätte er, wie er es gewohnt war, zunächst auf Papier einen detaillierten Plan gezeichnet. Aber im Dorf gab es weder Papier noch sonst eine Möglichkeit, etwas aufzuschreiben. Rick versuchte sich zu erinnern, was Pergament war und wie man im Mittelalter geschrieben hatte. Er dachte auch an die Herstellung von Papier, wusste aber von beidem nicht genau, wie es gemacht wurde. Rick hatte zwar von handgeschöpftem Papier gehört und meinte, dass es relativ einfach herzustellen war, kannte die Einzelheiten aber nicht einmal ungefähr. Daher behalf er sich damit, den groben Entwurf in den Staub vor seiner Hütte zu ritzen, wobei er ein wenig Asche aus dem Kamin zur Hilfe nahm. Dann ging er zu Eric, der geschickt in der Bearbeitung von Holz war, und zeigte ihm seine Zeichnung. Eric brauchte eine Weile, bis er begriffen hatte, was Rick da in den Boden geritzt hatte, und nickte dann. „Du meinst, das Wasser dreht dann dieses Rad und das dreht dann den Mühlstein?“, fragte er. „Ja, ganz genau“, antwortete Rick. „Und du bist sicher, dass die Kraft ausreicht, um einen so großen Mühlstein zu drehen?“, meinte Eric skeptisch. „Du glaubst gar nicht, wie viel Kraft Wasser hat“, antwortete Rick. „Mein Problem ist eher, wo ich einen Mühlstein herbekommen soll. Oder besser gesagt, zwei Mühlsteine, denn sie müssen ja übereinander reiben.“ „Da hätte ich eine Idee“, sagte Eric. Ein gutes Stück von hier gibt es Sandsteine, vielleicht kann man die nehmen.“ „Ehrlich gesagt, bin ich kein Experte

für Mühlsteine“, gab Rick zu. Sandstein scheint mir etwas zu weich und zu grob zu sein. Aber wenn wir nichts anderes haben, muss das wohl reichen.“ „Und man kann Sandstein recht problemlos bearbeiten“, gab Eric zu bedenken. „Warte mal“, sagte Eric dann, der offenbar schon eigene Pläne machte. „Ich hole Paule, der kennt sich mit Steinen aus.“ Paul hatte Ricks Kamin in der Hütte gemauert. Und schon war Eric unterwegs, kam aber schon ein paar Minuten mit Paul im Schlepptau wieder zurück. Das Dorf war wirklich nicht sehr groß. Eric zeigte Paul den Plan, der immer noch vor Ricks Hütte in den Boden gezeichnet war. Paul schaute ihn sich an, konnte aber wenig damit anfangen. „Was soll das sein?“, fragte er. „Eine Mühle, die mit Wasser betrieben wird“, antwortete Rick. „Die breite Linie hier ist das Bett für den Mühlbach, den wir oben am Bach abzweigen wollen. Und hier“, Rick zeigte auf eine Stelle, nicht weit von ihnen entfernt, „soll die Mühle stehen. Langsam verstand Paul. „Also müssen wir hier ein Bett für den Bach graben und da unten mauere ich eine kleine Erhöhung, damit das Rad darunter passt.“ Rick, der ursprünglich an eine Wasserrinne aus Holz gedacht hatte, nickte mit dem Kopf. „So könnte es gehen“, sagte er dann. „Aber eigentlich hat Eric dich geholt, weil wir jemanden brauchen, der uns die Mühlsteine macht“. Eric beschrieb Paul, an welche Steine er gedacht hatte. „Das gehe ich mir morgen mal anschauen“, sagte Paul. „Wenn sie zu gebrauchen sind, werde ich schon etwas daraus machen. Aber wie sollen wir die schweren Steine danach transportieren?“ Paul und Eric sahen sich an, lachten und rannten dann wie verabredet los. Als sie zurück waren, hatten sie Ernie bei sich, der immer für alles eine Lösung wusste. Als die Pläne fertig waren, standen ungefähr 15 Männer vor Ricks Hütte und jeder wusste, was zu tun war.

Während das halbe Dorf mit Begeisterung überall gleichzeitig zu arbeiten begann, beschäftigten sich Eric und Rick mit dem Bauplan für die Mühle. Es musste eine Nabe für das Rad befestigt werden und der Antrieb mittels einer Welle aus Holz und zwei Zahnrädern zu den Mühlsteinen gebracht werden. Als Eric sich auf die Suche nach dem

geeigneten Holz machte, wurde bereits die Hütte aufgebaut, in der die Mühle untergebracht werden sollte.

Paul hatte sogar ein kleines Becken unterhalb des Mühlrads vorgesehen, das als Wasservorrat zusätzlich zum Brunnen dienen konnte und als Planschmöglichkeit für die Kinder des Dorfs. Zu dieser Jahreszeit war das Wasser aber noch viel zu kalt und so blieb es vorerst ungenutzt.

Die Arbeiten dauerten nur unglaubliche dreieinhalb Wochen und als die Mühlsteine ankamen, stand das ganze Dorf da und schaute zu. Rick hatte keine Ahnung, wie Ernie es geschafft hatte, die etwa 60 cm im Durchmesser großen Steine durch den Wald zu transportieren, aber er hatte es geschafft. Paul hatte ganze Arbeit geleistet. Die Steine waren rund, eben und auf einer Seite mit Rillen versehen, damit das gewonnene Mehl nach außen abtransportiert werden konnte. Eine Wand in der Mühlenhütte war offen gelassen worden, damit man einen freien Zugang hatte. Der untere Stein wurde an seinen Platz gelegt und dann begannen Eric und Rick, ihre Antriebswelle an den zweiten Stein, der dazu in der Mitte ein Loch hatte, anzupassen. Bis zur Dunkelheit war alles soweit fertig, nur das Wasser fehlte noch. Der Probelauf wurde auf den nächsten Tag verschoben. Amara sagte zu Rick: „Ich bin wirklich gespannt, ob deine Konstruktion funktionieren wird. Das wäre eine große Erleichterung für alle.“ „Das ist gar nicht meine Konstruktion“, antwortete ihr Rick. „Ich hatte nur die Idee, aber die Umsetzung haben alle zusammen geschafft.“

Am nächsten Morgen war das ganze Dorf an der neuen Mühle versammelt. Eric war der einzige, der fehlte. Er war zur Schleuse am Bach gegangen und würde gleich das Wasser in den Mühlbach umleiten. Weiter unten warteten die Menschen gespannt, was passieren würde. Als dann das Wasser kam, erst braun und schlammig, bis es das neue Bachbett sauber gewaschen hatte und dann klar und frisch, erklang aufgeregtes Gemurmel. Das Wasser traf auf das Mühlrad, doch das bewegte sich nicht. Es machte sich kurz

Enttäuschung breit, bis Rick und Paul gemeinsam mit Hand anlegten und zusammen am Rad drehten, bis es sich langsam und etwas widerwillig in Bewegung setzte. Die Mühlsteine knirschten laut auf und der obere Stein drehte sich dann mit einem lauten, aber kontinuierlichen Schaben. Paul und Rick ließen das Mühlrad los und von da an reichte die Kraft des Wassers, um es zu drehen. Marie hatte einen kleinen Sack Weizen mitgebracht, den sie jetzt in den dafür vorgesehenen Trichter schüttete. Zunächst war nichts weiter zu sehen als die Körner, die langsam in den Trichter hineingezogen wurden. Als kurze Zeit später das erste Mehl zwischen den Steinen in die umgebende hölzerne Rinne fiel, jubelten die Leute. Rick lächelte, während er zusah, wie das Wasser hinter der Mühle wieder in Richtung des Bachs floss.

Zur Feier des Ereignisses wurde spontan ein Fest für den heutigen Abend beschlossen. Während die Vorbereitungen dafür liefen, schlossen Eric, Paul und Rick erst die Schleuse und dann die Wand der Mühle.

Kapitel 36

Mittags hatte Amara Rick verführt, nachdem dieser in bester Stimmung von „seiner“ Mühle in die Hütte gekommen war und Hunger hatte. Sie hatte ihm erst gesagt, wie stolz sie auf ihn war und es ihm dann gezeigt. Ricks Hunger musste warten, aber es störte ihn nicht weiter. Dazu freute er sich zu sehr über den gemeinsamen Erfolg des Dorfes und viel zu sehr über Amaras Zuwendung. Als sie dann endlich gegessen hatten, packten sie die Reste zusammen und machten sich damit auf den Weg zum Versammlungshaus. Jeder würde etwas zu essen mitbringen und man würde eine Rehkeule über dem Feuer rösten. Franziskus, den alle nur Franz riefen, würde ein Fass seines obergärigen Bieres beisteuern. Pils, das Bier, das Rick kannte, ließ sich

wegen fehlender Kühlmöglichkeiten nicht brauen. Aber Franz verstand etwas von seinem Handwerk und obwohl das Dorf keinen Hopfen anbaute, schmeckte das Bier erfrischend, wenn auch leicht säuerlich und nicht herb, wie von Rick gewohnt.

Als Amara und Rick ankamen, brannte bereits ein Feuer, Jupp drehte die Rehkeule am Spieß und sah sehr wichtig aus. Während Rick beobachtete, wie immer mehr Leute zusammenströmten und dabei alle möglichen Töpfe und Kessel anschleppten, war er froh, sich nicht richtig satt gegessen zu haben. Die Töpfe waren meist aus Edelstahl und von Generation zu Generation weitervererbt worden. Sie waren in sehr gutem Zustand, denn sie waren sehr wertvoll. Hermann, der Dorfschmied, konnte zwar auch Töpfe und Pfannen herstellen, aber die waren nicht rostfrei. Dafür gab es keine besseren Bratkartoffeln als die, die aus in einer seiner gusseisernen Pfannen zubereitet worden waren. Manche Töpfe waren aus Aluminium, wie die seinen. Aber die waren noch seltener als die Edelstahltöpfe, denn sie waren empfindlicher und mussten noch sorgfältiger gepflegt werden. Auch Aluminiumgeschirr lies sich nicht reparieren, so dass es, wenn einmal ein Loch darin war, weggeworfen werden musste. Rick sah mit Erstaunen einige Schüsseln aus Kunststoff und registrierte, dass es sich um Tupperware handelte, die also nicht nur im Fort die Jahrhunderte überdauert hatte. Rick wusste, dass für die Reinigung von Hermanns Eisengeschirr gerne Sand aus dem Bach benutzt wurde, aber für die Reinigung der alten Sachen nahm man kostbare Seife.

Die Dörfler waren allesamt bester Laune und zu Recht stolz auf das Erreichte. Jeder sprach mit jedem und ein lautes Stimmengewirr schallte durch das Dorf. Es dauerte nicht lange und irgendwer stimmte ein Lied an, in das sofort alle einstimmten. Danach wurden die mitgebrachten Speisen aufgewärmt, die schon gare äußere Schicht der Rehkeule in Streifen abgeschnitten und verteilt. Dann wurde gegessen und dabei mancher Trinkspruch auf die gemeinsame Leistung ausgerufen. Rick, der die Idee für die Mühle gehabt hatte, kam dabei besonders oft zur Sprache, so dass er bald ein wenig beschwipst war. Als alle satt waren, kehrte ein wenig Ruhe ein. Marie erhob sich und

brachte Ricks Vorschlag, die umliegenden Dörfer zu besuchen, zur Sprache. Tom unterstützte die Idee. Dann erklärte Rick noch einmal ausführlich, warum er es für richtig hielt, mit den Nachbarn gute Beziehungen zu pflegen und vielleicht sogar ein wenig Handel zu treiben. Niemand fand einen Grund, der dagegen sprach. Im Gegenteil, Tom sprach sogar davon, dass sie selbst längst auf diese Idee hätten kommen müssen.

Die nachfolgende Abstimmung fiel einstimmig für Ricks Vorschlag aus. Dann wurde festgelegt, wer denn gehen sollte. Die erste Wahl fiel auf Rick. Nicht nur, weil der Vorschlag von ihm kam, sondern mehr noch, weil er von ihnen allen die meiste Erfahrung mitbrachte. Da Amara und Rick praktisch unzertrennlich waren, kam nicht einmal die Frage auf, ob sie mitgehen solle oder nicht. Das wurde von allen einfach vorausgesetzt. Marie wäre ebenfalls gerne mitgegangen, hatte aber niemanden, der sie in der Zwischenzeit hätte vertreten können. Als der alte Josef darauf hinwies, dass sich sonst niemand mit Kräutern auskannte und es auch keine andere Hebamme gab, zog sie mit großem Bedauern ihre Bereitschaft zurück. Tom erklärte sich einverstanden, mitzugehen, denn zusammen mit Rick bildete er ein prima Jagdteam, auch wenn Jupp und Ernie nicht mit dabei waren. Um die Gruppe zu vervollständigen, fragte Tom seine derzeitige Freundin Selina, ob sie ebenfalls mitkommen wolle. Die sagte natürlich nicht nein, denn sie war ebenso neugierig wie Amara und freute sich, dabei sein zu dürfen.

Als das geklärt war, wurde beratschlagt, welche Waren man als Geschenke und zum Handeln mitnehmen sollte und man einigte sich darauf, möglichst leichte Dinge zu nehmen. So fiel die Wahl auf Leinestoffe, die mit Brombeersaft gefärbt waren. Es handelte sich um die feinste Handarbeit, die im Dorf hergestellt wurde. Sachen aus diesem feinen Stoff wurden nur zu Feiertagen getragen. Was man stattdessen eintauschen sollte, wollte man dem Urteil der Reisegruppe überlassen.

Immer noch waren die Dörfler allerbesten Stimmung und jetzt wegen der bevorstehenden Expedition zusätzlich aufgereggt. Immer noch leicht vom Bier beschwipst und angesteckt von der guten Laune erhob sich Rick spontan, ohne großartig darüber nachzudenken. Er hob die Hände, um um Ruhe zu bitten. Die Menge, die einen weiteren Trinkspruch erwartete, klatschte. „Ich möchte euch nicht die Laune verderben“, fing Rick an. „Aber ich möchte meine Geschichte noch zu Ende erzählen, bevor wir aufbrechen. Wer weiß, wie viele Gelegenheiten ich vorher dazu noch haben werde.“

Schlagartig wurde es so still, dass man die sprichwörtliche Nadel hätte fallen hören können.

Kapitel 37

Als sich die Meldung verbreitete, in Hongkong und Sydney seien ebenfalls Krankheitsfälle aufgetreten, war das Fort bereits zwei Wochen und vier Tage lang abgeriegelt gewesen. Bei den Insassen des Forts, die Kommandantur sprach offiziell von Bewohnern und Mitarbeitern, wuchs die Unruhe. Oberst Hermann Heinrichs sah sich dadurch veranlasst, eine Informationsveranstaltung anzuberaumen, um die aktuelle Lage zu erläutern. Der Leiter der Forschergruppe, ehemals Gründer der Firma BEE und Entwicklungschef bei der Schaffung des genverändernden Mittels E3, Justus Wolter, würde die bislang gewonnenen Erkenntnisse vortragen.

Da es für 5000 Menschen keine ausreichend große Halle auf dem Gelände gab, wurde die Versammlung unter freiem Himmel abgehalten. Techniker hatten für eine ausreichende Lautsprecheranlage sowie eine kleine, etwas erhöhte Bühne gesorgt und darauf ein Sprechpult platziert. Es gab nicht genügend Stühle, also hatte man gar nicht erst den Versuch gestartet, Sitzplätze aufzustellen. Jeder, der zuhören wollte, musste stehen. Um nicht auch noch eine

Beleuchtung installieren zu müssen, war die Versammlung einfach auf den frühen Nachmittag gelegt worden.

Es war trocken, der Himmel leicht bewölkt und es wehte kaum Wind, als Oberst Heinrichs auf die Bühne kam. Die gespannte Ruhe, die schon vorher geherrscht hatte, verdichtete sich schlagartig. Heinrichs schaute sich ein wenig nervös um, dankte allen für ihr Kommen und stellte ihnen dann Professor Wolter vor: „Ich nehme an, Sie alle kennen Professor Wolter“, sprach er gebückt in das zu tief eingestellte Mikrofon. „Professor Wolter hat mit seinem Team bei Biotech Eternity Engineering seinerzeit E3 entwickelt, von dem Sie alle profitiert haben. Herr Professor, bitte“. Damit verließ Heinrichs das Pult und komplimentierte den Professor dorthin. Zaghafter Applaus erklang, als dieser das Rednerpult erklommen hatte.

Justus Wolter schaute in geübter Weise über seine Zuhörer, ehe er leicht gegen sein Mikrofon klopfte und sich leise räusperte. „Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“, fing er an. Rick fiel auf, dass Wolter offensichtlich im Umgang mit solchen Auftritten sehr erfahren war. Wolter war sowohl vor als auch nach dem durchschlagenden Erfolg von E3 in allen Medien präsent gewesen. Und genau so souverän gab der Professor sich auch jetzt. „Wir alle stehen vor einer großen Herausforderung“, sprach Wolter weiter. „Sie wissen aus den Zeitungen“. Es folgte ein Stocken, als dem Professor wohl einfiel, dass es seit Wochen keine Zeitungen im Fort mehr gab, zumindest keine gedruckten. „Sie wissen aus den Nachrichten und aus dem Internet, was in Brasilien und kürzlich auch in Fernost und Australien passiert ist. Unsere Aufgabe hier ist es, mit allem Hochdruck und so schnell wie möglich herauszufinden, was diese Krankheit, die es gar nicht geben dürfte, verursacht. Wenn wir das geschafft haben, werden wir ein Gegenmittel oder wenigstens einen Impfstoff entwickeln. Ich bin zuversichtlich, dass wir das innerhalb weniger Wochen schaffen können.“ Hier gab es zaghaften Applaus.

„Ich möchte die Faktenlage kurz zusammenfassen“, sprach Professor Wolter weiter. „Zum Ersten wissen wir, dass es sich um ein ansteckendes Phänomen handelt. Das kann man aus der beschriebenen Ausbreitung schließen. Eine Verbreitung zum Beispiel über Nahrungsmittel möchte ich zu diesem Zeitpunkt fast sicher ausschließen, auch wenn wir den genauen Übertragungsweg noch nicht kennen. Derzeit haben wir Grund zu der Annahme, dass wir es hier mit einer Verbreitung von Mensch zu Mensch zu tun haben. Zum Zweiten gehen wir derzeit davon aus, dass die Inkubationszeit nach der Ansteckung ca. 6 bis 8 Wochen beträgt. Inkubationszeit bedeutet die Zeit zwischen Ansteckung und Ausbruch der Krankheit“, fügte er ein wenig überflüssig hinzu. „Das schließen wir aus der Zeit, die zwischen der Schließung der internationalen Flughäfen und dem Auftreten der Krankheit außerhalb Brasiliens vergangen ist. Und zum Dritten, und das stellt ein großes Problem bei der Bekämpfung der Ausbreitung dar, scheinen Kranke weit vor dem Ausbruch der ersten Symptome bereits ansteckend zu sein. Da wir über keine Möglichkeit einer Früherkennung verfügen, besteht keine Chance, die Ausbreitung gezielt zu unterbinden.“ Ein vernehmliches Raunen ging durch die Zuhörer. „Mehr, als derzeit die Reisemöglichkeiten generell einzuschränken, bleibt nicht. Es wird allerdings erforderlich sein, diese Maßnahmen noch kleinräumiger und noch konsequenter durchzusetzen. Was das für die Weltwirtschaft und die Versorgung mit Nahrungsmitteln bedeutet, muss ich Ihnen nicht explizit darlegen.“

Wolter machte eine bedeutungsvolle rhetorische Pause. Dann setzte er hinzu: „Wir sollten uns darüber im Klaren sein, dass eine weltweite Ausbreitung der Krankheit nicht mehr völlig ausgeschlossen werden kann.“ Hier musste der Professor innehalten, weil das Gemurmel in der Menge selbst die Lautsprecheranlage übertönt hätte. Als es wieder etwas ruhiger geworden war, setzt er erneut an: „Ich bitte Sie, Ruhe und Zuversicht zu bewahren. Wie schon gesagt, rechnen wir damit, in Kürze einen Impfstoff entwickeln und produzieren zu können.“

Ein Zwischenruf erreichte den Professor, wurde aber von den Wenigsten verstanden. Professor Wolter klopfte wieder gegen das Mikrofon und sagte: „Hier kam gerade die Frage auf, ob das alles sei, was wir wissen. Ich kann Ihnen gerne noch ein paar Einzelheiten nennen, möchte Sie aber nicht mit meinem Fachchinesisch langweilen. Gut, also dann. Wir gehen im derzeitigen Stadium unserer Forschung davon aus, dass wir es mit einem Virus zu tun haben, der polymorph und hypervariabel ist. Das würde die vielen verschiedenen Virenstämme erklären, die meine geschätzten Kolleginnen und Kollegen in Brasilien vorgefunden haben. Anders ausgedrückt, es könnte sich um einen Virus handeln, der in vielen verschiedenen Gestalten auftritt und der sich ganz besonders schnell verändert. Das ist nur eine Hypothese, aber eine begründete.“ Wieder kam von irgendwo her ein Zwischenruf. Medienerfahrene, wie Professor Wolter war, wiederholte er auch diese Frage. „Hier wurde gerade gefragt, wie wir uns dann erklären, warum bei dem bekannt gewordenen Todesopfer dann eine bakterielle Meningitis als Todesursache festgestellt werden konnte.“ Wolter beugte sich leicht zur Seite, offenbar in Richtung, aus der die Frage gekommen war. „Vielen Dank“, sagte er dann, „das ist eine sehr gute und berechtigte Frage. Übrigens weisen weitere Befunde, die uns vor kurzem aus Brasilien erreicht haben, darauf hin, dass die aufgetretenen Symptome auf einige völlig unterschiedliche Krankheiten hinweisen. Ich bin daher der Überzeugung, dass es sich bei den sichtbaren Krankheiten nur um Sekundärinfektionen handeln kann“. Die meisten Zuhörer warteten gespannt darauf dass der Professor fortfuhr. Nur die Wenigsten dürften in diesem Moment bereits verstanden haben, was Professor Wolter damit zu sagen versuchte. „Wenn ich mit meinen Vermutungen richtig liege“, sagte Wolter weiter, „dann greift dieses Virus das Immunsystem an und schwächt es. Dadurch können sich andere Krankheitserreger erst ausbreiten.“ Professor Wolter machte nochmals eine Pause, aber diesmal hatte Rick den deutlichen Eindruck, dass das keine rhetorische Pause war, sondern dass der Professor ehrlich erschüttert war. „So wie es aussieht, greift dieses Virus ausgerechnet unser für perfekt

gehaltenes E3-Immunsystem an“, gab er zerknirscht zu. „Und ich habe noch keine Vorstellung davon, wie es das tut. Nicht die geringste.“ Wolter schaute wieder zu den Zuhörern hinunter und schloss dann: „Vielen Dank, dass Sie mir zugehört haben. Mehr kann ich Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt leider auch nicht sagen.“ Wolter trat vom Pult zurück und verschwand dann nach hinten von der improvisierten Bühne.

Oberst Heinrichs trat wieder nach vorne und beugte sich über das Mikrofon. „Meine Damen und Herren. Die Ausführungen des Professors bedeuten leider, dass eine Ausbreitung der Krankheit nicht ausgeschlossen werden kann, unsere und Ihrer aller Arbeit ist damit so wichtig wie nie zuvor. Wir können Sie daher nur bitten, Ihr Bestes zu geben, obwohl ich überzeugt bin, dass Sie das ohnehin schon tun. Für uns alle bedeutet es, dass wir bis auf weiteres unsere Einrichtung noch schärfer abriegeln müssen, als wir das bisher ohnehin bereits getan haben. Ab sofort werden die Wachen und Patrouillen verdoppelt“.

Nachdem auch Oberst Heinrichs die Bühne verlassen hatte, zerstreute sich die raunende Menge nur langsam. Ob Oberst Heinrichs mit der Verdopplung der Wachen nun das Ausbrechen der Krankheit aus dem Labor und dem Fortgelände oder deren Eindringen von außen gemeint hatte, ließ er offen.

Als Rick langsam wieder aus der Vergangenheit auftauchte, war kein Laut zu hören. Selbst der nahe Wald schien den Atem angehalten zu haben. Das Feuer war bis zur Glut heruntergebrannt und nur die Sterne und ein erst zwei Tage alter Mond sorgten für ein wenig Licht. Rick atmete tief ein und setzte sich dann wieder. Seine Zuhörer erwachten aus ihrer Starre und begannen, leise durcheinander zu reden. Dann stand Elana auf und sagte: „Das klingt ja furchtbar, fast so, als würde sich die Geschichte mit der spanischen Grippe wiederholen. Wie ging es danach weiter?“ Rick, dem man inzwischen seinen Humpen mit Bier gefüllt hatte, nahm einen kräftigen Zug, bevor er wieder aufstand.

„Ja, die Parallelen zur spanischen Grippe waren uns auch nicht entgangen. Laut Professor Wolter und den Berichten in den Nachrichten handelte es sich zwar um ein ganz anderes Virus, möglicherweise sogar ein völlig neues, aber was es anrichtete, kam uns allen sehr bekannt vor. Bei uns in Europa gab es zwar noch keine bekannten Erkrankungen, aber in Brasilien, China und Australien herrsche bereits Panik. Dort verschanzten sich die Menschen, so gut es ging, nachdem es wie schon im Jahr 2051 Panikkäufe und Plünderungen gegeben hatte. Hier bei uns war noch alles relativ ruhig. Nur die Versorgung mit manchen Gütern war zusammengebrochen, da es keinen Nachschub mehr gab. Da man sich nur so weit bewegte, wie es unbedingt erforderlich war, wurden nicht einmal der Strom und der Wasserstoff für die Autos knapp. Viele vom Export abhängige Firmen schlossen, da sie ihre Waren nicht transportieren konnten und viele andere mussten schließen, weil ihnen die Rohstoffe und Zwischenprodukte fehlten. Im Prinzip lief es darauf hinaus, dass jeder möglichst zuhause blieb. Das war während der spanischen Grippe genauso. Der große Unterschied war, dass niemand wusste, was das Virus tatsächlich anrichten konnte. Dazu waren die Fakten zu dünn.

Viele Optimisten dachten, dass es wohl nicht so schlimm werden würde. Schließlich war erst ein Mensch zu Tode gekommen. Aber es gab mindestens ebenso viele Pessimisten, die bereits eine Katastrophe auf uns zukommen sahen. Hätte es diese Pessimisten nicht gegeben, wäre das Fort wohl nicht oder wenigstens nicht rechtzeitig gebaut worden.“

Rick bekam langsam Kopfschmerzen. Ob es nun daran lag, dass er nach langer Zeit zu viel Bier getrunken hatte oder an seiner Erzählung, interessierte ihn nicht. Er setzte sich und wollte nur noch ins Bett. Doch Elena bohrte nach, als sie Ricks Stocken bemerkte: „Du kannst uns doch nicht schon wieder mitten in der Geschichte hängen lassen“, rief sie. „Bitte erzähl weiter!“ Rick schüttelte leicht mit dem Kopf. „Nur eine kleine Information noch, die kaum Beachtung fand, als sie verbreitet

wurde, dann muss ich für heute Schluss machen. Ich bin am Ende mit meinen Kräften.“ Amara hatte seine Hand genommen und drückte sie aufmunternd. Dann erhob er sich nochmals.

„Am Abend der Versammlung im Fort, nachdem wir mit unseren Partnern und Freunden über die Ansprache des Professors diskutiert hatten, saß ich zusammen mit meiner Frau Helen vor dem Fernseher und wir sahen uns die Sonderberichte zu der Seuchenkrise an. Ich glaube, jeder im Fort tat das Gleiche. Helen war aufgewühlt und unruhig. Sie konnte kaum still sitzen. Ich kann mich erinnern, dass sie immer wieder aufgestanden ist, nur um sich wieder hinzusetzen. Sie machte mich ganz nervös, so dass ich von der Sendung nur die Hälfte mitbekam. Es gab, neben den allgemeinen Spekulationen über die Ursachen der Krankheit natürlich auch Berichte über die verschiedenen Maßnahmen zur Eindämmung der Verbreitung und auch Bilder von Plünderungen, Panikkäufen und den damit einhergehenden kompromisslosen Einsätzen der Sicherheitskräfte. Die Information, die ich meine, betraf die Amazonasregion, in der die Krankheit erstmals aufgetreten war. Diese war großräumig völlig abgeriegelt worden, soweit das da im Urwald überhaupt machbar war. Was uns sehr nachdenklich machte war die Nachricht, dass es aus dieser Region keine Nachrichten mehr gab. Dort existierte keinerlei Infrastruktur. Also kein Telefon und kein Internet. Und für Satellitentelefone hatte dort niemand genug Geld. Lange Jahrzehnte vorher hätte wahrscheinlich irgendjemand ein Funkgerät besessen, aber die waren schon so lange aus der Mode, dass es seit Ewigkeiten keine mehr gab. Was wir uns fragten, war, ob es wirklich bei diesem einen Toten geblieben war.“

Kapitel 38

Rick nahm Amara an der Hand und zog sie mit sich Richtung Hütte. Hinter ihnen hörten sie enttäuschte Stimmen. „Entschuldige“, sagte Rick. „Ich weiß, dass die Leute mehr hören wollen. Aber ich kann nicht weiter. Nicht mehr heute.“ Amara drückte verständnisvoll seine Hand und schwieg. „Ich habe Kopfschmerzen“, sprach Rick leise weiter. „Haben wir noch etwas von dem Weidenrindentee zur Hause?“ „Nein, nicht dass ich wüsste“, antwortete Amara. „Ich gehe schnell noch mal zurück und frage Marie, ob sie mir etwas gibt.“ Damit drehte Amara sich um und ging schnell zurück zu der immer noch murmelnden Zuhörermenge. Von der ausgelassenen Feierstimmung war nichts mehr zu spüren.

Rick war froh, als er endlich im Bett lag. Erst dort merkte er, wie angespannt seine Muskeln waren und bemühte sich, sie zu entspannen. Doch die Kopfschmerzen wurden schlimmer statt besser. Als Amara 10 Minuten später mit dem Weidenrindentee kam, trank er das bittere Getränk dankbar und wartete dann schweigend auf den Eintritt der Wirkung.

Am nächsten Morgen nahmen Amara, Selina, Tom und Rick die Vorbereitungen für ihre Reise auf. Rick hatte seinen Rucksack hervorgeholt, den sich Selina genau anschaute. Dann beschaffte sie sich einen dicken, kräftigen Leinenstoff und nähte im Laufe der Woche drei weitere Rucksäcke nach dem gleichen Muster. Da sie keine Kunststoffschnallen hatte und Herrmann keine so feinen Schnallen schmieden konnte, dass man sie als Gurtstraffer nutzen konnte, passte sie die Gurte an ihre Träger an. Vor dem Bauch konnte man zwei Laschen verknoten, um dem Rucksack zusätzlichen Halt zu geben. Tom beschaffte in der Zwischenzeit den feinen, gefärbten Stoff, der als Geschenk vorgesehen war. Rick packte seinen Kompass, seine Messer und Munition für das Gewehr ein und ließ Platz für das Aluminiumkochgeschirr, das sie bis zur Abreise ja noch benötigten. Die Wasserflasche, die ihm schon so gute Dienste geleistet hatte, stellte er ebenfalls bereit. Amara suchte haltbare Vorräte zusammen und wurde

dabei von den übrigen Frauen unterstützt. Sie packte hauptsächlich harten Käse, Dörrfleisch und luftgetrocknete Wurst sowie Brot ein. Frisches Fleisch wollten sie unterwegs jagen. Getrocknete Kräuter rundeten ihre Auswahl ab. Amara hatte so viele Sachen bekommen, dass sie sie auf drei der Rucksäcke verteilen musste. Nur die Geschenke sollten in einem Rucksack separat gepackt werden, damit sie keine fremden Gerüche annehmen konnten. Jedes Paar würde eine Decke mitnehmen und in den Rucksack mit dem Stoff kam eine zusätzliche, gefilzte Plane, die sie als Zelt benutzen wollten.

Mitte April, an einem kalten, regnerischen Tag, brachen die Vier auf. Jeder wollte sich von ihnen verabschieden, es gab viele gute Wünsche und alle drückten ihre Hoffnung aus, dass sie bald wieder zurückkehren würden. Paul meinte sogar, sie sollten sich beeilen, damit Rick endlich seine verdammte Geschichte zu Ende erzählen könne. Jupp und Ernie, Ricks und Toms Jagdgefährten, begleiteten die Gruppe sogar noch zwei Stunden lang, ehe sie umkehrten.

An diesem ersten Tag kamen die Vier nur langsam voran. Der Pfad war hier schmal, so dass sie nur hintereinander gehen konnten. Erschwerend kam hinzu, dass der Boden vom nassen Frühling und dem frischen Regen feucht und schlammig war. Sie konnten froh sein, dass es nicht schneite. Selina, eine üppige Frau Anfang dreißig mit dunkelblondem Haar, hatte die größten Probleme. Sie war weder das Tragen von Lasten noch weite Fußmärsche gewohnt. Die Männer, von ihrer Arbeit her große Anstrengungen gewohnt, passten ihre Geschwindigkeit den Frauen an. Nach einer kurzen Mittagsrast, die sie unter einer großen Tanne verbrachten, bogen sie nach Norden ab. „Weißt du, wo wir hin müssen?“ fragte Tom. „Wo wir hinmüssen, weiß ich ganz gut“, antwortete ihm Rick. „Ich weiß aber deshalb noch lange nicht, auf welchem Weg wir dorthin gelangen können. Ich bin insgesamt nur zweimal dort gewesen, dabei aber immer vom Fort aus losgegangen. Und zu nahe an das Fort möchte ich nicht gehen, außerdem wäre das eine Riesenumweg.“ „Wie willst du das Dorf denn

dann finden?“, fragte Tom zurück. „Ganz einfach“, sagte Rick. „Im Prinzip gehen vom Fort aus von Nordwesten bis Südwest vier Pfade wie die Speichen eines Rads ab. Natürlich sind die Pfade nicht so gerade, weil sie dem Gelände und den Wildwechseln folgen. Und man sieht sie nur, wenn man sie kennt, sie werden ja nicht allzu häufig benutzt. Aber sie sollten zu finden sein. Wenn wir uns Richtung Norden halten, müssen wir sie irgendwann kreuzen. Der Pfad zu unserem Dorf ist von Süden gesehen der zweite, im Norden liegen also noch mindestens zwei Dörfer.“ „Und im Süden ein weiteres“, bemerkte Tom überflüssigerweise. „Wie viele Dörfer gibt es eigentlich?“ „Das weiß keiner so genau“, meinte Rick. „Wir wissen, dass sich nach 2051 alleine in Deutschland in der Nähe jeder größeren Stadt mindestens eines gegründet hat. Wahrscheinlich gab oder gibt es auch in den ländlichen Gebieten welche.“ Rick machte eine Pause. „In den ehemals ländlichen Gebieten“, korrigierte er sich. „Jetzt ist ja alles ländlich, so dass es keinen Unterschied mehr macht.“ „Aber dann müsst ihr doch wissen, wo es überall Dörfer gibt“, bohrte Tom nach. „Bis 2326 war das auch so“, sagte Rick. „Die Dörfer waren sehr isoliert und wir taten nichts, um diesen Zustand zu ändern. Ich weiß nicht, ob je jemand auf die Idee gekommen ist, die Dörfer systematisch in eine Karte einzutragen. Es gab in den Städten wahrscheinlich immer ein paar Leute, die die Dörfer der Umgebung kannten und manchmal sogar besuchten, um Handel zu treiben. Im Fort gab es aber keine Aufzeichnungen darüber, für die Forschung waren diese Informationen wohl unwichtig.“ Rick machte eine Pause, als der Pfad wieder zu schmal wurde, um neben Tom herzugehen. Hinter ihnen verstummte die Plauderei der beiden Frauen ebenfalls. Als es wieder möglich war, nebeneinander zu gehen, ließ Rick sich neben Tom zurückfallen und setzte seine Erzählung nahtlos fort.

„Nach 2326 wurde alles anders. Die Handelsbeziehungen zwischen den Dörfern und uns kamen vollständig zum Erliegen. Es dauerte 150 Jahre, bis wir uns wieder nach draußen trauten, um nachzuschauen, was aus der Welt geworden war. Was wir fanden, waren die Dörfer,

jedenfalls einige davon. Nicht jedes hatte die völlige Isolation überstanden, aber viele waren völlig autark über die Zeit gekommen, auch wenn die Bevölkerungszahl nach den Unruhen während der Seuche erschreckend gering war.“ Rick war unwillkürlich schneller gegangen und Tom stapfte neben ihm her. Selina und Amara waren ein ganzes Stück zurückgeblieben und so warteten die beiden Männer jetzt auf sie. Währenddessen fragte Tom: „Aber warum habt ihr mit uns nie Kontakt aufgenommen?“ „Offiziell sind die strikten Sicherheitsvorschriften von 2326 nie aufgehoben worden. Sie wurden für die Patrouillen modifiziert, damit wir das Fort überhaupt verlassen konnten. Aber es musste zu anderen Menschen immer ein Sicherheitsabstand von mindestens 300 Metern eingehalten werden, um keine Infektion zu riskieren. Später, nachdem wir sicher waren, dass keine Gefahr mehr bestand, sollte euch kein Kulturschock zugemutet werden. Ihr wart von unserer von Technik bestimmten Welt so weit entfernt, wie man sich nur vorstellen kann. Und es gab keine Chance mehr, euch auf unseren Stand zu bringen. Wir lebten ja selbst nur noch von dem, was wir letztens vor etwa 250 Jahren anfertigen konnten. Es gab keine Produktion und keine Rohstoffe mehr. Das Einzige, was wir noch herstellten, waren Lebensmittel und Rapsöl für die alten Traktoren und das Blockheizkraftwerk. Wie hätten wir euch da mit unseren Errungenschaften belästigen sollen? Nein, da war es schon vernünftiger, euch ganz euch selbst zu überlassen. So zumindest lautete die offizielle Version. Ich weiß nicht, ob ich es schon mal erzählt habe, aber böse Zungen behaupteten, die Isolation hätte eher unserem Schutz gedient als eurem. Es gab etliche Leute im Fort, die Veränderungen nicht ertragen konnten und die daher alles beim Alten lassen wollten. Da wäre ein Kontakt mit den Dörfern ein zu großes Risiko gewesen. Am Ende hätten die Leute noch nach draußen gewollt. Mit der dann getroffenen Regelung konnte man sehen, was draußen passierte, ohne große Veränderungen bei uns befürchten zu müssen.“ Das leuchtet Tom zwar ein, befriedigte seine Neugier aber noch nicht ganz. „Ich verstehe immer noch nicht ganz, warum trotzdem immer wiedergekommen seid, um uns zu beobachten?“, fragte er dann.

„Das, mein lieber Tom, ist doch ganz einfach. Ihr wart die einzige Variable in unserem ansonsten tristen Dasein. Wir waren ganz einfach neugierig. Und irgendwann ist selbst dem Letzten von uns klar geworden, dass ihr die Zukunft der Menschheit seid und nicht wir. Wir wollten wissen, wie unsere Zukunft aussieht.“

Kapitel 39

Es dauerte fünf Tage, bis die vier das erste Dorf erreichten. Rick hatte sie nach Norden geführt, bis sie die Trasse der ehemaligen A2 erreicht hatten. Selina, Amara und Tom staunten über das schier endlose ebene Band aus Gras, das sich von Horizont zu Horizont zog. Statt nach rechts, also Richtung Osten abzubiegen, wandte Rick sich nach Westen. Inzwischen traute er seinem Orientierungssinn bereits ganz gut und so war er sich ziemlich sicher, dass sie nicht weit von der Abzweigung zu dem nächsten Dorf entfernt waren und dass diese Abzweigung westlich von ihnen lag. Er hatte Recht behalten. Von dieser Abzweigung aus hatten sie genau noch drei Tage Richtung Norden benötigt, ehe sie auf den Pfad trafen, der zu dem gesuchten Dorf führte. Selina hielt sich tapfer, war aber froh, endlich das Ziel vor Augen zu haben.

Es war warm geworden und ein blauer Himmel wölbte sich über ihnen, soweit sie das durch das Astgewirr des Waldes feststellen konnten. Das Unterholz war schon saftig grün und auch die Buchen zeigten die ersten grünen Frühjahrsboten. Nur die Eichen sahen noch so kahl aus wie schon den ganzen Winter über.

Die ersten Hütten kamen am späten Nachmittag in Reichweite. Soweit sie das von ihrem Standpunkt aus sagen konnten, wirkte das Dorf ähnlich wie das ihre. Es lag inmitten einer ausgedehnten Lichtung und von ihnen aus gesehen links lag ein kleiner See. Es gab aber einen entscheidenden Unterschied, den nur Rick einordnen konnte. In der

Mitte der Holzhütten stand eine steinerne Kapelle mit einem kurzen, gedrungenen Turm und einem spitzen Dach. Viele Menschen, gekleidet in einfache Wollstoffe, waren zu sehen. Sie kamen zu dieser Tageszeit von fast allen Seiten, wahrscheinlich von den Feldern, ins Dorf zurück.

Bemerkt wurden sie von einem Mann mittleren Alters, der zunächst unsicher wirkte, dann aber beherzt auf sie zukam. „Hallo Fremde“, sagte er. „Es kommt nicht oft vor, dass wir Besuch bekommen. Ich bin Johannes. Seid uns im Namen des Herren willkommen!“ Rick bedankte sich für die freundliche Begrüßung und stellte sie vor. Dann sagte er: „Wir kommen, um unsere Nachbarn kennen zu lernen und zu schauen, ob wir vielleicht ein wenig Handel treiben können.“ Johannes hatte freundlich nickend zugehört und meinte dann: „Ihr müsst hungrig und müde von eurer Reise sein. Kommt mit mir ins Dorf, esst mit uns und ruht euch aus. Morgen ist Sonntag und nach der heiligen Messe ist Zeit, um zu reden.“ Damit ging er voran und schaute sich immer wieder um, ob seine Gäste auch folgten.

Inzwischen wurde die Gruppe von immer mehr Dorfbewohnern neugierig, aber nicht unfreundlich beobachtet. Johannes führte sie in Richtung der kleinen Kapelle und die Menschen folgten ihnen mit einigen Metern Abstand. Neben der Kapelle stand ein im Vergleich zu den übrigen Hütten relativ großes Haus, das einen Steinsockel besaß, ansonsten aber ebenfalls aus Holz gebaut war. Johannes bat sie, vor dem Haus zu warten und ging hinein. Wenig später kam er mit einem kleinen, wohlgenährten Mann heraus, der in einen sackartigen, dunkel gefärbten Umhang gekleidet war. Johannes stellte ihn als Jesaja, den Priester des Dorfs, vor. „Im Namen des Herrn, seid uns willkommen“, intonierte Jesaja. Es war fast ein Sprechgesang. „Johannes hat mir berichtet, dass ihr von weit her gekommen seid, um uns zu besuchen. Wir sind auf Gäste nicht vorbereitet, denn wir haben nur sehr selten welche, aber ich kann euch hier im Pfarrhaus eine kleine Kammer anbieten.“ „Wir bedanken uns ganz herzlich für die freundliche

Aufnahme. Wir stellen keine Ansprüche und freuen uns auch über eine bescheidene Unterkunft“, erwiderte Rick. Der hatte vorher mit seinen Begleitern vereinbart, dass er alleine für alle sprechen solle. „Wir möchten euch auf keinen Fall zur Last fallen“, sprach er weiter. „Aber das ist doch keine Last“, widersprach Johannes und erntete dafür einen vieldeutigen Blick von Jesaja, der wohl seine Wortführerschaft sicherstellen wollte. „Natürlich seid ihr meine Gäste“, beeilte sich Jesaja zu sagen und verbesserte sich dann „User aller Gäste!“ Dann nahm er kurz Johannes zur Seite, flüsterte ihm etwas zu und widmete sich dann wieder Rick und seiner Gruppe. Der hatte die Gelegenheit genutzt, um Selina, Amara und Tom zu versichern, dass er mit dem Verlauf der Begrüßung durchaus zufrieden war. Jesaja ging ins Haus und bedeutete seinen Gästen, ihm zu folgen. Dann führte er sie eine Treppe hinauf und über einen kleinen Flur in ein recht geräumiges Zimmer. „Leider stehen hier im Moment keine Möbel drin, aber ich habe Johannes gebeten, zwei Betten zu beschaffen und hierher zu bringen.“ Dann machte er eine kleine Pause, sah sich die vier an und fragte dann: „Ihr seid doch verheiratet, nicht wahr? Ich dulde keine Unzucht unter meinem Dach“, schloss er kategorisch. Amara, die das Konzept der Ehe bereits kannte, schaute Rick leicht amüsiert an, doch Selina und Tom sahen recht verwirrt aus. Weder wussten sie, was eine Ehe war, noch, was Unzucht bedeutete. Rick, der nicht schon in den ersten Minuten in eine religiöse oder kulturelle Debatte hineingezogen werden wollte, nickte zustimmend mit dem Kopf. „Ja, natürlich“, antwortete er daher schlicht. „Das freut mich“, ereiferte sich Jesaja. „Es ist immer schön, glückliche Paare zu sehen. Bitte ruht euch aus. Ich hoffe, die Betten werden gleich gebracht“. Jesaja schaute aus dem einzigen Fenster des Zimmers und sagte dann: „In einer Stunde hole ich euch zum Essen, bitte seid dann bereit.“ Damit drehte er sich auf dem Absatz herum und verließ auf seinen kurzen Beinen den Raum.

Amara grinste, als sie sagte: „Das ist ja ein komischer kleiner Kerl. Der ist so förmlich und so bestimmend, als ob es auf seine Zustimmung ankäme, wer mit wem zusammen sein darf.“ „Genau so wird es auch

sein“, erklärte Rick. „Wenn die hier immer noch die alten katholischen Riten pflegen, dann müssen Männer und Frauen erst die Zustimmung und den Segen der Kirche einholen, bevor sie sich zusammentun dürfen. „Mit Kirche meinst du ihn?“, fragte Amara. „Darauf läuft es wohl hinaus“, stimmte Rick zu. Dann erklärte er Selina und Tom in aller Kürze, was eine Ehe war und was es bedeutete, verheiratet zu sein. Sehr erhellend war das für die beiden nicht, weil das dahinter stehende Konzept zu fremdartig war. Deshalb fügte Rick hinzu: „Es kommt nicht darauf an, dass ihr versteht, was gemeint ist oder dass ihr das gutheißt. Es kommt nur darauf an, dass ihr die fremden Sitten respektiert. Schließlich möchtet ihr auch, dass sie im Gegenzug auch uns so respektieren, wie wir sind.“ „Aber warum hast du ihnen dann nicht die Wahrheit gesagt?“, fragte Selina. „Weil ich nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen möchte. Neben gegenseitigem Respekt ist Höflichkeit wichtig, wenn man sich kennen lernen möchte. Und wenn man höflich sein will, muss man manchmal etwas großzügig mit der Wahrheit umgehen. Diplomatie ist ein schwieriges Pflaster und ich bin darin wahrlich nicht sehr geschickt. Warten wir mal ab, wie der Abend verläuft.“

Es klopfte und Johannes kam mit vier Männern, die jeweils zu zweit ein Bett trugen, im Schlepptau herein. Er entschuldigte sich wortreich, dass sie nichts Besseres anzubieten hätten und versprach, sofort mit Bettzeug und Decken wiederzukommen. Die Namen der Männer hatte er im Vorbeigehen erwähnt, aber niemand hatte sie sich gemerkt.

Als Johannes das zweite Mal kam, schob er zwei Frauen vor sich her, die große, mit Stroh gefüllte Leinensäcke trugen. Er selbst trug zwei grobe Woldecken unter den Armen. Hinter den Dreien erschien Jesaja in der Tür und trug offenbar die Verantwortung für den Transport. „Ich hoffe, unsere bescheidene Gastfreundschaft ist für euch ausreichend“, sagte er höflich. „Wenn es euch Recht ist, würde ich euch jetzt gerne zu einem kleinen Willkommensmahl führen“. Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich im Türrahmen um, ging den Flur entlang und stieg die Treppe hinunter. Amara, Selina, Tom und Rick beeilten

sich, hinterher zu kommen. Johannes und seine Helferinnen luden ihre Last ab und kamen dann ebenfalls langsam nach.

Das Pfarrhaus besaß unten einen großen Raum, der offenbar auch für Versammlungen vorgesehen waren. Es gab zahlreiche Tische, an denen lange Bänke ohne Rückenlehne standen. Jetzt war nur ein Tisch eingedeckt und die anderen Tische waren ein wenig zur Seite gerückt, so dass rundherum etwa zwei Meter Platz entstanden war. An dem Tisch saßen sechs Männer. Keine Frau war dabei. „Das ist unser Gemeinderat“, begann Jesaja. „Auch er möchte euch heute Abend bei uns willkommen heißen.“ Dann stellte er die Runde vor. Rick bemerkte, dass er es hier mit Handwerkern zu tun hatte und fühlte sich in die Zunftstände des Mittelalters zurückversetzt. Es gab einen Zimmermann, einen Schmied, einen Kesselflicker, einen Fassmacher, der auch für die Radherstellung zuständig war, einen Wagenbauer und einen Bäcker. Rick vermisste einen Müller und vor allem einen Vertreter der Bauern. Johannes war der Bäcker und fügte sich wie die übrigen fünf unter den Vorsitz des Priesters Jesaja.

Währenddessen kamen nacheinander drei Frauen herein und stellten Schalen auf den Tisch. Jesaja war stehen geblieben, während er die Runde vorgestellt hatte. Dann senkte er sein Haupt und betete: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast, Amen.“ Nach dem ersten Wort waren die Ratsmitglieder alle murmelnd mit eingefallen. Als sie nach dem Amen ein Kreuzzeichen machten, zuckten Tom, Selina und Amara leicht zusammen. Zum Glück hatten alle noch den Kopf gesenkt, so dass es nur Rick aufgefallen war.

„Lasset uns essen“, rief Jesaja dann und setzte sich zu den anderen an den Tisch. Rick war froh, dass er nicht gefragt hatte, warum sie nicht mitgebetet hatten. Dass die Speisen von Frauen serviert worden waren, wunderte Rick nicht. Selbst in ihrem Dorf waren die Frauen die besseren Köche und hier hatte er irgendwie mit nichts Anderem gerechnet. Es gab Grünkohl, so ziemlich das einzige Gemüse, dass um

diese Jahreszeit noch einigermaßen frisch war, Kartoffeln aus dem Vorjahr und Lammbraten in einer kräftigen Sauce. Rick musste zugeben, dass es sehr gut schmeckte und brachte das auch wortreich zum Ausdruck. Obwohl Jesaja am Wenigsten dafür konnte, strahlte er wie der Küchenmeister persönlich.

Nach dem Essen gab es frisches Bier, das zwar nicht an das von Franz heranreichte, aber durchaus genießbar war. Als sich Jesaja unvermittelt und ohne jeden Zusammenhang zu Rick drehte und fragte: „Glaubst du an Gott?“, wusste dieser erst einmal nicht, was er darauf antworten sollte. Um etwas Zeit zu gewinnen, fragte er zurück: „An welchen?“ Jesaja schaute etwas erstaunt, als er erwiderte: „Was ist das für eine Frage? Es gibt nur einen Gott. Gott, den Allmächtigen, seinen eingeborenen Sohn und den heiligen Geist“, psalmodierte er überzeugt. Rick, dessen letzte Kontakte mit christlichen Überzeugungen in seiner Jugend lagen, konnte sich nicht mehr erinnern, was es mit dieser Dreiteilung auf sich hatte. „Ach so“, antwortete er, ohne zu wissen, worum es Jesaja ging. „Nein, wenn ich ganz offen sein darf“, sagte er dann. „Nein, ich glaube nicht an einen Gott. Nicht so, wie du das offenbar tust. Es mag sein, dass es einen Gott gibt. Aber mir hat nie eingeleuchtet, warum ein allwissendes und allmächtiges höheres Wesen angebetet werden wollte.“ „Also glaubst du doch?“, fragte Jesaja nach. „Vielleicht, vielleicht auch nicht“, sagte Rick ausweichend. „Ich glaube, dass es keine Rolle spielt, ob ich glaube oder nicht“. „Aber jeder muss an etwas glauben“, warf Jesaja ein. „Warum?“, fragte Rick zurück. „Wenn Gott uns geschaffen hat, dann mit dem freien Willen zu glauben oder nicht. Und warum sollte Gott unsere Wünsche erfüllen, wenn wir ihn darum bitten?“, fragte Rick nach einer kurzen Pause. „Weil er allmächtig und gütig ist“, gab Jesaja zurück. Rick der wider Willen doch in eine Glaubensdebatte geraten war, wollte Jesaja nicht verärgern, konnte aber auch nicht einfach seinen Mund halten. Deshalb sagte er: „Du glaubst doch, dass dein Gott die Welt und die Menschen erschaffen hat?“ „Ja, natürlich“, antwortete Jesaja eifrig. „Und Gott ist allmächtig und allwissend?“

Jesaja nickte. „Dann darf man doch davon ausgehen, dass Gott in all seiner Weisheit und Voraussicht eine perfekte Welt geschaffen hat?“, fragte Rick weiter. Jesaja strahlte. „Ja, genau so ist es!“, rief er. „Was geschieht, wenn man etwas Perfektes verändert?“. Rick setzte zu seinem finalen rhetorischen Schlag an. Jesaja runzelte die Stirn. „Etwas Perfektes kann man nicht verbessern“, antwortete er. „Jede Veränderung muss eine Verschlechterung sein.“ „Ganz genau, sagte Rick. „Wenn Gott unsere Wünsche erfüllen würde, würde er in seine Schöpfung eingreifen und etwas Perfektes weniger perfekt machen. Entweder glaubt man, dass Gott keine perfekte Schöpfung geschaffen hat und daher ständig daran herumreparieren muss. Dann kann er nicht allwissend und allmächtig sein. Oder man glaubt, dass er allmächtig und allwissend ist, dann hat er keinen Grund, seine Schöpfung ständig zu verändern. Ich glaube an Letzteres“, schloss Rick seinen Monolog. Jesaja schaute verwirrt drein. Die anderen Gespräche am Tisch waren ebenfalls zum Erliegen gekommen. Rick merkte, dass er möglicherweise zu weit gegangen war. Deshalb sagte er beschwichtigend: „Wir sind nicht hierher gekommen, um mit euch über Gott und Religion zu sprechen. Wichtig ist doch, dass wir anerkennen und respektieren, dass es verschiedene Ansichten geben kann. Wenn Gott die Menschen erschaffen hat, dann hat er sie sehr verschieden gemacht und daher sollten wir die Verschiedenheit hinnehmen. Wir müssen nicht an den gleichen Gott glauben, um gute Nachbarn zu werden“, schloss er. „Aber in der Bibel steht doch...“, setzte Jesaja an, wurde jedoch von Rick unterbrochen: „Ihr habt eine Bibel?“ fragte er. „Habt ihr noch Bücher?“ Jesaja schluckte. „Nein, alle Bücher, auch unsere Bibeln, sind von langer Zeit zerfallen. Das Papier hat sich langsam aufgelöst“, sagte er wehmütig. „Kennst du die Bibel denn auswendig?“ hakte Rick nach. „Vieles“, sagte Jesaja stolz. Es wird von Priester zu Priester weitergegeben“. „Aber kannst du sicher sein, dass deine Vorgänger alles genau so richtig behalten haben, wie es ursprünglich niedergeschrieben worden ist?“ „Sie waren alle sehr gewissenhaft“, sagte Jesaja, „aber sicher sein kann ich nicht.“ Mehr wollte Rick nicht hören.

Jesaja hatte sie noch zur heiligen Messe am nächsten Tag eingeladen, was Rick aus reiner Höflichkeit angenommen hatte. Danach sollte es ein Mittagsmahl mit dem ganzen Dorf geben. Rick versprach, ihnen dann eine gute Geschichte zu erzählen, was alle am Tisch neugierig machte. Auch in diesem Dorf gab es kaum Neuigkeiten aus der Welt und Geschichten waren deshalb umso beliebter.

Kapitel 40

Jesaja hatte Amara, Selina, Rick und Tom bei Sonnenaufgang geweckt und dann zu einem kräftigen Frühstück mit Spiegeleiern, Speckstreifen und herrlich duftendem frischem Brot eingeladen. Es war einer der Apriltage, die schon das Frühlingserwachen des Mai in sich trugen. Der Himmel war blau, die Temperaturen mild. Nichts deutete mehr auf das nasskalte Wetter hin, in dem sie aufgebrochen waren. Offensichtlich standen die Dorfbewohner auch an ihrem freien Tag früh auf, denn auf den Wegen waren viele Leute zu sehen. Kindergeschrei kam von einer kleinen Gruppe, die alle eifrig und lautstark einem Ball hinterher rannten. Rick konnte schimpfende Erwachsene erkennen, die energisch gestikulierend auf die Kinder einredete. Es war ein schöner Tag und die Stimmung der Dörfler spiegelte das wider.

Selina fragte gerade an Jesaja gewandt, was die Kinder da für ein lustiges und seltsames Spiel spielten und warum die Erwachsenen darüber so ungehalten waren. Jesaja antwortete ihr: „Das nennt man Fußball. Wir spielen es manchmal, wenn es die Arbeit zulässt. Es gibt einen Ball und zwei Mannschaften. Man versucht, den Ball in einen Kasten des Gegners zu schießen und gleichzeitig zu verhindern, dass dem Gegner das Gleiche beim eigenen Tor gelingt. Es ist ganz einfach, jeder kann es spielen und es macht viel Spaß“. „Und warum schimpfen die Älteren dann mit den Kindern?“, fragte Selina nach. „Gleich ist Heilige Messe“, antwortete Jesaja. „Dann sollen die Kinder sauber und

ordentlich sein und nicht schmutzig vom spielen.“ „Aber es sind doch Kinder“, wandte Selina ein. „Ich habe selber zwei und Kinder müssen spielen. Dass sie dabei schmutzig werden, gehört doch dazu.“ „Du meinst, *ihr* habt zwei Kinder?“, fragte Jesaja nach, und schaute dabei Tom an. Rick sah, wie Tom schon Luft holte, um zu antworten, aber Jesaja wartete die Antwort gar nicht ab. „In die Kirche des Herrn geht man sauber, gut gekleidet und mit gesenktem Haupt, das gilt auch für die Kinder.“ Sein Tonfall duldet keinen Widerspruch. Tom schloss seinen Mund wieder und Rick murmelte etwas Unverständliches und hoffte, es würde wie Zustimmung klingen. Um den Moment zu überbrücken, sagte er zu Jesaja: „Das, was ich gestern über den Glauben gesagt habe, tut mir Leid. Es stand mir nicht zu, unter deinem Dach schlecht von deinem Glauben zu sprechen.“ Jesaja sah ihn erstaunt an und erwiderte dann mit einem freundlichen Lächeln. „Aber das hast du doch gar nicht, mein lieber Rick. Du hast deine Überzeugung dargelegt. Vielleicht etwas vehement, aber ich denke, das stand dir zu. Ich kann mich nicht erinnern, dass du über meinen Glauben gesprochen hast. Niemandem steht das Recht zu, den Glauben eines anderen in Frage zu stellen. Aber es sollte doch möglich sein, unterschiedliche Auffassungen auszutauschen. Ich habe über deine Argumente nachgedacht und teile sie nicht. Aber ich gebe zu, dass sie nicht einer gewissen Logik entbehren. In einem Punkt sind wir uns einig. Wenn Gott uns nach seinem Ebenbild geschaffen hat, dann wollte er sicher, dass wir unseren Verstand zum Nachdenken benutzen. Du hast offenbar gründlich nachgedacht, bist aber zu anderen Schlussfolgerungen gelangt als wir hier. Ich glaube nicht, dass das verwerflich sein kann.“ Rick war erleichtert. Gestern noch hatte er Jesaja als religiösen Dogmatiker eingeschätzt und vielleicht war er das auch, soweit es seinen Glauben betraf. Wenn er aber andere Meinungen zu achten bereit war, dann stand einer guten Beziehung zwischen den Dörfern nichts entgegen. Daher antwortete er Jesaja: „Ich bin froh, das zu hören. Mich plagte schon ein schlechtes Gewissen deswegen. Bei gegenseitiger Toleranz und Achtung werden wir uns sicher gut verstehen.“

Inzwischen war es Zeit, zur Kapelle zu gehen. Amara, Selina und Tom, die weder Religion noch eine Kirche kannten, staunten. Der Innenraum war hell, weil die dicken Steinmauern von großen Fenstern durchbrochen waren. An den Wänden standen bunt bemalte Holzfiguren, vorne befand sich ein Altar, auf dem mehrere Kerzen brannten und es roch würzig nach Harz. Rick kannte die katholischen Rituale aus seiner Kindheit und stellte fest, dass all die Jahrhunderte die Erinnerung daran nicht hatten auslöschen können. Seine drei Begleiter folgten fasziniert und bezaubert den fremden Ritualen. Jesaja hielt die Messe frei und ohne Bibel, wobei er auswendig aus dem Evangelium rezitierte. Aus welchem, wusste Rick nicht zu sagen, aber das spielte auch keine Rolle. Ohne an den Sinn der Messe zu glauben, spürte er dennoch ein starkes Gemeinschaftsgefühl, das von den Menschen im Innern der Kirche ausging und fühlte sich geborgen.

Nach der Messe versammelte sich das ganze Dorf vor dem Pfarrhaus. Jesaja bat um Ruhe, die angesichts der anwesenden Kinderschar nicht ganz einfach herzustellen war. Nachdem es langsam und ein wenig widerstrebend still geworden war, stellte er die Vier vor. „Liebe Gemeinde“, begann er. „Gestern sind diese vier Gäste in unserem Dorf eingetroffen. Rick und Tom aus dem benachbarten Dorf sind in Begleitung ihrer Frauen Amara und Selina drei Tage gewandert, um die Grüße ihrer Gemeinde zu überbringen.“ Rick bemerkte, dass Jesaja die Frauen nicht zuerst genannt hatte. Nicht ohne Schmunzeln hörte er die leicht geschwollene Ausdrucksweise Jesajas, die ihn deutlich an seine Ansprache während der Messe erinnerte. Jesaja setzte seine Ansprache fort. „Unsere Gäste haben feinsten Stoff als Geschenk und als Handelsware mitgebracht, den sie euch gleich zeigen werden.“ Gespanntes Gemurmel ertönte, das Jesaja mit erhobenen Händen unterbrach. „Außerdem hat Rick uns eine Geschichte versprochen.“ Jetzt klatschten alle. Jesaja zeigte auf Rick und bat dann wieder um Ruhe. „Bitte, lasst unseren Gast in Ruhe sprechen.“

Rick erhob sich. Zunächst bedankte er sich wortreich bei Jesaja für die Gastfreundschaft und lobte dann das schöne Dorf und die sauberen und soliden Hütten. Damit hatte er die Gunst der Zuhörer schon gewonnen. Dann fragte er in die Runde, ob es Geschichten über die Vergangenheit oder die Gründung des Dorfs gebe. Jesaja erzählte etwas von einer biblischen Seuche und dem Exodus der Christen, der zur Gründung des Dorfs geführt habe. Dann erzählte Rick ihnen, dass ihr Dorf vor fast exakt 500 Jahren nach der spanischen Grippe von Menschen gegründet worden war, die dem Leben der veränderten, nicht mehr alternden Mehrheit entfliehen wollten. Die Einzelheiten ließ er weg, weil sie ohnehin nicht verstanden worden wären. Dann erwähnte er noch, dass es viele Dörfer gab oder zumindest gegeben hatte und dass er auf der Suche danach sei und dass er freundschaftliche Beziehungen zu allen aufbauen wolle. Ganz bewusst sprach er das Fort nicht an. Rick schloss: „Ihr seid die Ersten, die wir gefunden und aufgesucht haben. Ich hoffe, dass wir gute Nachbarschaftliche und auch freundschaftliche Beziehungen zueinander haben werden und deshalb haben wir euch diese Geschenke mitgebracht.“ Selina hatte so, wie sie das vorher abgesprochen hatten, während Ricks Rede den Stoffballen aus ihrem Rucksack geholt und breitete das tiefdunkle Leinen jetzt aus. Erst erklang Applaus für Ricks Erzählung, doch dann war die Neugier größer und alle umringten Selina. Gerade die Frauen wollten den Stoff zwischen ihren Fingern spüren und drängelten alle gleichzeitig nach vorne. Ein kleiner Tumult entstand, ehe Jesaja wieder für Ordnung sorgte.

„Wir danken Euch ganz herzlich für dieses großzügige Geschenk“, sagte Jesaja, als er endlich wieder zu Wort kam. „Einen so feinen Stoff haben wir hier nicht. Ihr seht selbst, wie begeistert die Frauen von der Qualität sind. Wir würden uns gerne mit einem kleinen, bescheidenen Geschenk erkenntlich zeigen.“ Damit zog er ein kleines, fein gearbeitetes Holzkästchen aus den Tiefen seines sackförmigen Umhangs und hielt es Rick entgegen. Der nahm es, bewunderte die

feine Handarbeit und öffnete es dann. Drinnen lag eine einzelne, große Perle, in die man ein feines Loch gebohrt und sie dann auf eine dünne Sehne aufgezogen hatte. Rick staunte, aber bevor er etwas sagen konnte, hatte Amara die Schnur schon in der Hand und hielt sich die Perle vor die Augen. „Das ist wunderschön!“, rief sie aus. „Was ist das und was macht man damit?“, fragte sie. Selina hatte Tom zur Seite gedrängt, um die Perle ebenfalls aus der Nähe sehen zu können. „Das ist eine Perle“, erklärte Jesaja. „Drüben im See“, dabei zeigte er in die entsprechende Richtung, „gibt es Muscheln. Wir sammeln sie, weil sie lecker schmecken. Und manchmal enthalten sie diese Perlen. Perlen sind selten und daher kostbar und weil sie überaus hübsch sind, machen wir diesen Schmuck daraus. Man trägt ihn um den Hals. Mit diesen Worten nahm er Amara die Perle aus der Hand, nahm die Sehne so, dass sie fast einen Ring bildete und streifte ihn Amara über den Kopf. Amara freute sich und klatschte in die Hände, während sie gleichzeitig an sich herabzuschauen versuchte. Die Perle saß genau am Ansatz ihrer Brüste und lenkte den Blick aller auf sich. Selina schaute ein wenig neidisch. Als Amara das bemerkte, nahm sie die Perle ab und streifte sie Selina über. Selina freute sich, doch dann schüttelte sie den Kopf. „Nimm du sie“, sagte sie zu Amara. „Zu deinen schwarzen Haaren passt sie viel besser als zu mir.“ Und damit gab sie den Schmuck zurück. „Das ist ein mehr als großzügiges Geschenk“, bedankte sich Rick bei Jesaja, der versuchte, gleichzeitig stolz, erfreut und bescheiden dreinzuschauen.

Während des mittäglichen Essens kamen Amara, Selina, Tom und Rick mit dem ganzen Dorf ins Gespräch, Man unterhielt sich über Landwirtschaft und Viehzucht, die Herstellung von Leinen, Webstühlen, die neue Wassermühle, das Fischen und die Muscheln und überhaupt über das Leben. Abgesehen vom Glauben und den etwas anderen Gebräuchen überwogen die Gemeinsamkeiten, so dass man sich gut verstand. Der Besuch wurde ein voller Erfolg.

Kapitel 41

Die Vier blieben eine ganze Woche bei Jesaja, ehe sie wieder Richtung Norden aufbrachen. Niemand hier hatte gewusst, dass es einen nördlichen Nachbarn gab und so gab es keine brauchbaren Informationen über die Lage dieses Dorfs oder über dessen Bewohner. Dafür wurden sie mit Vorräten überhäuft und sie versprachen, auf dem Rückweg wieder hier Halt zu machen.

Der Weg führte an dem See vorbei und verzweigte dann, wobei beide Abzweigungen schmalere waren als der Hauptweg. Der eine Pfad lief weiter nach links, offenbar um den See herum, während der andere Teil weiter nach Norden führte. Diesem Weg folgten sie bis zu Abend. Je weiter sie vom Dorf entfernt waren, desto schmaler wurde er. Als sie Rast machten und sich für die Nacht vorbereiteten, war von einem Pfad nichts mehr zu sehen. Es war für Anfang Mai immer noch recht mild, so dass sie sich nach einem kurzen Nachtmahl lediglich in ihre Decken wickelten und auf den Aufbau des Zeltens verzichteten. Mitten in der Nacht fing es an zu nieseln und fluchend breiteten sie ihre Zeltplane über sich aus. Doch es blieb bei diesem leichten Schauer, so dass sie morgens nach dem Frühstück trocken weitergehen konnten.

Rick suchte anhand seines Kompasses Norden. Eigentlich waren sich Tom und er auch so sicher, in welche Richtung sie gehen mussten, schaden konnte es aber nicht. Die erste Stunde mussten sich die vier durch den Wald kämpfen, ehe sie einen Wildwechsel fanden, der in die gewünschte Richtung verlief. Rick hatte sich gestern mit Amara über den Besuch unterhalten und beide waren sehr zufrieden. Rick, weil sie gut und ohne Vorbehalte aufgenommen worden waren und Amara, weil sie die Gesellschaft genossen hatte und immer noch begeistert über die Perle war, die sie seitdem nicht mehr abgelegt hatte. Heute hatten sie die schon eingespielte Marschordnung eingenommen. Rick ging mit Tom voraus und bestimmte die Richtung, während Selina und Amara

schwatzend hintendrein liefen. Auch Selina hatte ihre Freude an dem Besuch und daher ging den beiden Frauen der Gesprächsstoff nicht aus. Tom hatte Rick nach dem nächsten Dorf gefragt und dieser antwortete: „Soweit ich weiß, wurde dieses Dorf von Mitgliedern der großen türkischen Gemeinde, die es damals in Berlin gegeben hat, gegründet. Die Türken waren Moslems, die meisten Sunniten.“ Tom schaute fragend und Rick fuhr fort: „Wie soll ich dir das erklären? Am besten fange ich ganz von vorne an. Es gab oder gibt auf der Welt viele Religionen. Drei der größten glauben an einen einzigen Gott, so wie du es bei Jesaja gesehen hast.“ „Wobei der immer von dreien gesprochen hat“, warf Tom ein. „Ja, das ist schon kompliziert, aber letztlich gibt es nur einen Gott bei ihnen. Die älteste der drei Religionen, die nur an einen Gott glauben, ist das Judentum. Die Juden bezeichnen sich selbst als Volk Israel und berufen sich auf eine Schrift, die sich Tanach nennt und auf den Talmud. Frag mich nicht nach Einzelheiten“, sagte Rick. „Ich habe mich wenig dafür interessiert. Jedenfalls bauen im Prinzip das Christentum und der Islam, die beiden anderen Religionen, auf dem Judentum auf. Die beiden letztgenannten teilen sich in eine Vielzahl von Untergruppierungen auf, die sich gegenseitig verabscheuen, obwohl man bei all den Gemeinsamkeiten doch davon ausgehen sollte, dass sie gut miteinander auskommen sollten. Doch das Gegenteil ist der Fall. Die Christen brachten die Juden um und die Moslems, also die Anhänger des Islams, machten das Gleiche. Die Christen bekämpften die Moslems und umgekehrt. Aber das ist leider noch nicht alles. Die Christen brachten sich auch gegenseitig um, weil sie sich nicht einigen konnten, wie man ihren Gott am besten anbeten kann und auch die Moslems ermordeten sich gegenseitig, weil sie über die Frage der geistlichen Führung uneins waren.“ „Das klingt nicht sehr vernünftig“, meinte Tom. „Warum konnten sie nicht einfach friedlich miteinander auskommen und jeden seiner Überzeugung nachgehen lassen?“ „Das ist eine sehr gute Frage“, antwortete Rick. „Ich kann es dir nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Ich glaube, niemand, der außerhalb der Religionsgemeinschaften steht, kann das verstehen. Dabei ist noch am widersinnigsten, dass sich Anhänger derselben

Religion bekämpft haben. Schließlich haben sie sich auf dieselben Texte berufen. Die Christen auf die Bibel und die Moslems auf den Koran und in Teilen sogar auch auf die Bibel. Wie gesagt, eigentlich waren die Unterschiede gar nicht so groß. Aber was die Menschen aus den Schriften herausgelesen haben, war schon sehr weit weg von dem, was die Religionsstifter ursprünglich gewollt haben.“ „Religionsstifter?“ fragte Tom. „Vor über 2500 Jahren lebte ein Mann namens Jesus und predigte von Gerechtigkeit, Sanftmut, Nächstenliebe und Bescheidenheit. Jahrhunderte später hatten religiöse Führer seine Botschaft zu einer totalitären, autoritären und pompösen Schreckensherrschaft pervertiert, ehe es wieder etwas besser wurde. Ähnlich erging es Muhammad, auch Mohamed genannt, der mehr als 570 Jahre nach Jesus angeblich oder tatsächlich eine Erleuchtung hatte und daraufhin den Koran schrieb. Aus seiner Heimat vertrieben, weil dort niemand seine Botschaft hören wollte, zog er später gegen sie in den Krieg. Er tat das, weil seine neue Heimat angegriffen und isoliert wurde und war eigentlich eher eine Verteidigung, die Muhammad sogar zunächst abgelehnt hatte. Muhammad war ein friedliebender und auch anderen Religionen gegenüber toleranter Mensch und so ist im Grunde genommen auch der Koran friedliebend. Und doch schafften es einige seiner Anhänger, diesen ersten, als heilig bezeichneten Krieg zum Anlass zu nehmen, gegen alle so genannten Ungläubigen mit Gewalt vorzugehen.“ Rick schaute zu Tom hinüber, der reichlich niedergeschlagen aussah. „Mach dir nichts draus“, sagte er dann, „das muss man nicht verstehen. Doch es ist sicher hilfreich, wenn man es wenigstens einmal gehört hat. Ich weiß nicht, was uns in diesem Dorf erwartet. Wenn wir Glück haben, dann sind sie genau so friedlich wie die Christen. Wenn nicht, müssen wir schauen, was wir dann machen. Aber ich hoffe, dass dort die Toleranz überdauert hat, die Muhammad ursprünglich gepredigt hat. Überlasst bitte das Reden wieder mir, auch wenn ich bei den Christen etwas Glück gehabt und es beinahe versaut habe.“ Tom lachte. „Ich weiß, du kannst nicht einfach etwas hinnehmen. Du musst dir zu allem deine eigene Meinung bilden und die bekommt man dann auch zu hören, ob man will oder nicht.“ „Ja, ja,

mach dich nur über mich lustig“, meinte Rick. „Jeder hat seine Schwächen. Ich kann halt nichts glauben, ohne nicht darüber nachgedacht zu haben. Und wahrscheinlich bin ich zu offen und zu direkt.“ „Deshalb mögen wir dich ja gerade“, gab Tom zu. Amara, die zwischenzeitlich mit Selina aufgeschlossen hatte, hatte die letzten Sätze gehört und umarmte Rick von hinten, wobei dessen Rucksack im Weg war. „Deshalb liebe ich dich“, sagte sie. „Weil du bist, wie du bist.“

Die Gruppe brauchte drei Tage vom Dorf der Christen an gerechnet, um wieder auf einen Pfad zu stoßen, der regelmäßig benutzt zu werden schien. Auf diesem wanderten sie zwei weitere Tage, bis sie schließlich das letzte Dorf vor sich sahen.

Am letzten Tag war das Gelände offener geworden und der Boden etwas sandiger, schließlich ging der Wald in offene Heide und Grasland über, auf dem Schafe, Ziegen und einige Kühe grasten. Hirten mit Hütehunden wanderten dazwischen und trieben die Herden gemächlich vor sich her. Der erste Hirte, dem sie begegneten, verbeugte sich respektvoll und sagte: „Hosch Geldiniss“. Rick war sich nicht sicher, was es bedeutete und wie er das geschrieben hätte. Er befürchtete schon, der Mann würde eine fremde Sprache sprechen und sie würden kein Wort verstehen. Doch dann wiederholte der Mann: „Herzlich Willkommen!“ „Vielen Dank“, erwiderte Rick und stellte sie vor. „Wir kommen, um unsere Nachbarn kennen zu lernen“, fügte er an. Der Mann, der fast einen ganzen Kopf kleiner war als Rick, dichtes, widerspenstiges schwarzes Haar hatte und aus ebenso dunklen wie wachsamem Augen schaute, antwortete: „Ich bin Durmuş. Wir haben sehr selten Besuch, eigentlich nie“, gab er zu. „Daher weiß ich nicht, wie man einen Gast korrekt und höflich behandelt. Verzeiht mir bitte, wenn ich mich daneben benehmen sollte.“ Durmuş schaute entschuldigend zu Rick hinauf. „Bitte entschuldige *Du*, wenn *wir* uns daneben benehmen sollten“, antwortete Rick. „Wir sind ebenso ungeübt wie Du.“

Durmuş führte die Gruppe zu einer Herde Schafe, die von zwei großen Hunden und einem Mann beaufsichtigt wurde. Amara, Selina und Tom hatten noch nie einen Hund gesehen und auch bei Rick war das sehr lange her. Im Fort hatte es keine Hunde, ja überhaupt keine Haustiere gegeben. Die beiden Hunde waren von imposanter Statur, deutlich größer als die Schafe, ansonsten von der Farbe und dem hellen, leicht gelockten Fell aber kaum aus der Herde hervorstechend. Die Hunde liefen gemächlich zu beiden Seiten der Herde und die Schafe hatten offenbar einen großen Respekt vor ihnen. Der Mann bei der Herde war stehen geblieben, als er Durmuş mit den Vieren bemerkte und brachte mit einem Pfiff die Hunde dazu, die Schafherde aufzuhalten. Als Durmuş den anderen Mann erreicht hatte, stellte er ihn als Yilmaz vor und berichtete ihm in kurzen Worten, wie er Ricks Gruppe getroffen hatte.

Rick stellte erleichtert fest, dass sich die beiden in Deutsch unterhalten hatten. Um der Höflichkeit Genüge zu tun, stellte Rick seine Begleiter ebenfalls vor und sagte, dass sie gekommen seien, um ihre Nachbarn kennen zu lernen. Amara hatte sich währenddessen auf den Weg gemacht, um sich den einen Hund, der ihr am nächsten war, anzuschauen. Als sie auf etwa drei Schritte herangekommen war, knurrte der Hund und Amara wich erschrocken einen Schritt zurück. Yilmaz rief dem Hund etwas zu und dieser setzte sich und blickte aufmerksam in die Richtung, aus der der Ruf gekommen war. Amara lachte. „Macht der alles, was du sagst?“, fragte sie Yilmaz. „Veysel ist ein sehr schlaues Tier“, antwortete Yilmaz. „Man kann den Tieren vieles beibringen, aber sie sind sehr auch gelehrt. Nur wie man eine Herde zusammenhält, scheinen sie von Geburt an zu wissen. Und Veysel ist einer der besten Schüler, die ich je ausgebildet habe“, sagte Yilmaz mit Stolz. „Was ist das für ein Tier?“, fragte Amara weiter. „Es erinnert mich an einen Wolf, hat aber ganz anderes Fell und hängende Ohren. Und Wölfe würden die Schafe reißen und nicht auf sie aufpassen.“ Yilmaz antwortete: „Das ist ein Hund. Ursprünglich stammen Hunde von den Wölfen ab, daher die Ähnlichkeit. Wir nennen

sie Hirtenhunde, weil sie uns beim Hüten der Herden helfen. Aber sie beschützen auch das Dorf vor Wölfen und sogar Bären. Kein Bär legt sich mit mehreren Hunden an. Da Veysel dich nicht kennt, wird er dich eher in Stücke reißen, als dich an die Herde zu lassen. Wenn ich dich aber mit ihm bekannt mache, wird er auch auf dich Acht geben.“ Dann stieß er einen kurzen Pfiff aus und Veysel trottete zu ihnen hinüber. Amara trat einen Schritt zurück und brachte so Yilmaz zwischen sich und den Hund. Yilmaz lachte. „Keine Angst, wenn ich bei dir bin, wird Veysel dir nie etwas tun“. Dann streckte er dem Hund seine Hand hin, die dieser daraufhin ableckte. Dann forderte Yilmaz Amara auf, das Gleiche zu tun. Es brauchte ein wenig Zureden, bis Amara sich traute. Veysel schnupperte ausgiebig an Amaras Hand, schaute dann zu Yilmaz hoch und leckte dann an der Hand. Rick beobachtete, dass es Amara einiges an Überwindung kostete, die Hand nicht sofort wieder zurückzuziehen. Nach einem Moment schien sie die nasse, kitzelnde Berührung jedoch zu genießen, denn ihr Gesichtsausdruck entspannte sich zuerst und dann erschien ein beinahe kindliches Lächeln. Ohne zu überlegen griff Amara hinter die Ohren und kraulte ihn. Veysel setzte sich hin, wandte sein Gesicht zu Amara hin und genoss die Zuwendung sichtlich. Amara war schlichtweg begeistert. „So einen Hund möchte ich auch haben!“, rief sie Rick zu. Durmuş antwortete statt Yilmaz. „Einen ausgewachsenen Hund gibt man nicht mehr her. Dafür hängt man zu sehr daran und all die Arbeit, die man hineingesteckt hat, gibt man nicht weg. Wir haben im Dorf aber junge Tiere, vielleicht kannst du dem Besitzer etwas zum Tausch anbieten.“

Durmuş verabredete mit Yilmaz, dass dieser auch auf seine Herde aufpassen solle und machte sich mit Rick und seiner Gruppe auf den Weg zum Dorf. Amara schwärmte immer noch von dem Hund. Durmuş lachte. „Wenn du einen ausgewachsenen Hund schon so anziehend findest, solltest du dich auf etwas gefasst machen. Junge Hunde sind einfach unwiderstehlich, man möchte sie gar nicht mehr aus der Hand geben.“

Das Dorf lag inmitten einer mit lockeren Baumgruppen und Wacholdergestrüpp durchsetzten Heidelandschaft. Ein See oder sonst ein Gewässer war nicht zu sehen. Dafür stand recht zentral ein überdachter Brunnen inmitten eines freien Platzes. Am Rand dieses Platzes stand ein großes Holzhaus, an dessen Seite sich ein schlanker und relativ hoher Turm, der ebenfalls aus Holz bestand, erhob. Mit einer Moschee, wie Rick sie in Erinnerung hatte, bestand wenig Ähnlichkeit, doch der Zweck dieses Baus war klar erkennbar. Durmuş erklärte ihnen, dass das ihr Gebetshaus und auch der Versammlungsort sei. Dann führte er weiter aus: „Fünf Mal am Tag steigt der Muezzin auf den Turm und ruft uns zu den vorgeschriebenen Gebeten.“ Selina fragte: „Das hört sich so an, als ob ihr zum Beten gezwungen seid?“ „Nein, es ist eine Pflicht, die der Koran uns auferlegt und als gläubige Muslime kommen wir dieser Pflicht natürlich gerne nach. Es gibt fünf Pflichtgebete, das sind das Abend-, das Spätabend-, das Früh-, das Mittags- und das Nachmittaggebet. Darüber hinaus gibt es auch noch andere Gebete, aber diese fünf müssen jeden Tag gebetet werden.“

Inzwischen war die Gruppe von Dörflern umringt, die ihnen folgten, bis sie die Moschee erreicht hatte. Durmuş sagte dann: „Ich bringe euch jetzt zum Imam, dem Vorbeter und Leiter unserer Gemeinde. Bitte zieht eure Schuhe aus, wenn ihr die Moschee betretet.“ Damit zog er seine Schuhe aus, stellte sie ordentlich an die Seite des Eingangs und wartete, bis Rick und seine Begleiter ebenfalls barfüßig waren. Dann reichte er den Frauen Kopftücher und bat sie, diese anzuziehen. Danach erst ging er ihnen voran in einen großen Raum, der mit reich verzierten Teppichen ausgelegt war. Auch an den Wänden hingen Teppiche mit verschnörkelten Ornamenten. Ein großer, dunkelhaariger Mann kam ihnen entgegen. Durmuş stellte ihn als Mehmet, den Imam, vor. Mehmet begrüßte die Gruppe herzlich und bat sie dann wieder nach draußen. „Es ist so ein herrlicher Tag, lasst uns nach draußen gehen und die Sonne genießen.“ Durmuş kam hinter ihnen her und organisierte auf die Schnelle einige sehr bequeme Stühle, die man vor das Gebäude stellte. Der Imam beauftragte jemanden, den Gästen Tee

zu servieren und sagte dann zu Rick: „Ihr seid sicherlich müde von eurer Reise. Seid unsere Gäste und ruht euch aus. Wenn ihr euch umschauen möchtet, tut das gerne. Morgen ist genug Zeit, um zu reden.“

Die Menge, die um sie herum stand, war ständig in Bewegung. Rick beobachtete, dass die Menschen ein wenig kleiner und von etwas dunklerem Typ waren als die in den anderen Dörfern. Er glaubte aber nicht, dass das außer ihm jemandem aufgefallen wäre, so gering waren die Unterschiede. Es dauerte nicht lange, da kam jemand mit einem Tablett, auf dem kleine Glastassen und eine Kanne standen. In einem der Gläser befand sich Honig. Kaum hatten Rick, Amara, Selina, Tom und der Imam Mehmet eine Tasse mit Honig gesüßtem Tee in der Hand, kamen schon von allen Seiten schmackhaft duftende Speisen an. Gegessen wurde mit den Fingern, was die vier anfangs irritierte, aber dann probierten sie von all den Leckereien. Obwohl Rick von jeder Speise nur ein kleines Häppchen probiert hatte, war er schon bald zum platzen satt. Um dem Drängen der Dörfler, noch mehr zu essen, zu entkommen, schützte er Müdigkeit vor und bat Mehmet darum, ihnen ein Nachtlager zu geben.

Das Spätabendgebet weckte die Vier kaum aus ihrem Schlummer, in den sie rasch gefallen waren. Doch am nächsten Morgen wurden sie vom Muezzin sehr früh geweckt. Seine Stimme scholl laut vom Turm über das Dorf. Einen Augenblick lang hatte Rick das Gefühl, jemand rief direkt neben seinem Bett, dann erwachte er vollends und wusste wieder, wo er war.

Nach dem Gebet kam Mehmet herein und bat sie zu einem Frühstück. Wieder gab es Tee, dazu wurde gesüßtes Gebäck aus einem groben Mehl gereicht. Rick war dankbar, dass es nicht wieder so viel zu essen gab wie am Abend zuvor. Noch während sie alle kauten, fragte der Imam: „Erfüllt ihr auch die Gebetspflichten so sorgfältig wie wir?“ Rick hatte diese oder eine ähnliche Frage schon befürchtet, wusste aber trotzdem nicht, wie er aus dieser Situation herauskommen sollte. Einerseits wollte er den Imam nicht anlügen, andererseits wollte er aber

auch nicht in das bereitstehende Fettnäpfchen treten. Deshalb sagte er vorsichtig: „Wir gehören deinem Glauben nicht an. Wir gehören überhaupt keine Glauben an.“ „Aber man kann doch nicht an nichts glauben“, antwortete Mehmet. „Ich könnte ja verstehen, dass jemand an einen falschen Gott glaubt. Aber wie kann jemand an gar nichts glauben?“ „Ich schließe die Existenz eines Gottes ja gar nicht aus“ sagte Rick. „Nur kann ich nicht glauben, dass ein Gott es für nötig erachtet, immerzu in seine Schöpfung einzugreifen.“ „Der Prophet sagt aber, dass Gott angebetet werden muss.“ Rick machte eine Pause, bevor er antwortete. Dabei schaute er dem Imam in die Augen. „Bitte versteh mich nicht falsch. Ich möchte deinen Glauben weder in Frage stellen noch kritisieren, ich möchte dir nur meine Vorstellung wiedergeben.“ Dann stockte Rick erneut, bevor er wieder ansetzte. „Wenn ich mir einen allmächtigen und allwissenden Gott vorstelle, dann habe ich große Schwierigkeiten damit, wenn ich daran denke, dass dieser Gott tagein und tagaus bis in alle Ewigkeit mit den immer gleichen Gebeten angebetet wird. Dieser Gott muss sich doch schon nach kurzer Zeit zu Tode langweilen. Und glaube mir, mit der Ewigkeit und mit Langeweile kenne ich mich bestens aus.“ Mehmet dachte einen kurzen Moment nach, bevor er Rick antwortete. „Wie soll Gott denn wissen, dass wir ihn verehren und an ihn glauben, wenn wir ihn nicht anbieten?“ „Ich dachte, euer Gott wäre allwissend?“, fragte Rick zurück. „Wenn er allwissend ist, wozu muss man ihm dann zeigen, was er ohnehin schon weiß?“ Mehmet schien etwas verunsichert zu sein. „Aber im Koran steht es so geschrieben“, antwortete er dann. „So wurde es dem Propheten offenbart und dann muss es stimmen“. Rick fragte zurück: „Habt ihr einen Koran, in dem ihr das nachlesen könnt?“ „Nein“, gab der Imam zu. „Alle Bücher sind mit der Zeit langsam zerfallen. Aber wir lernen den Koran auswendig und könne jede Sure wiedergeben.“ „Das ist eine bewundernswerte Gedächtnisleistung“, gab Rick zu. „Aber wie könnt ihr sicher sein, dass sich im Laufe der Jahre keine Fehler eingeschlichen haben?“ „Das wäre furchtbar“, sagte Mehmet. „Wir sind sehr gewissenhaft, so dass ich mir das nicht

vorstellen kann. Ich halte es für ausgeschlossen, aber beweisen kann ich es natürlich nicht“, gestand er ein.

„Ich würde euch gerne meine Geschichte erzählen“, sagte Rick. „Eine Geschichte, die auch die Geschichte eures Dorfes ist“, fügte er hinzu. Mehmet sagte zu, das Dorf nach dem Abendgebet zusammenzurufen. Er war mehr als nur ein wenig neugierig.

Den Tag verbrachte Rick mit seinen Begleitern, indem sie sich das Dorf anschauten. Es gab einige Werkstätten, einen Dorfbackofen, in dem gemeinsam Brot gebacken wurde und viele Ställe für jede Art von Vieh. Fast rechnete Rick damit, auch Kamele vorzufinden, doch diese fehlten. Dafür gab es Pferde, die statt Ochsen vor den Pflug und vor Kutschen gespannt wurden. Auch Reitpferde, die mit ledernen Sätteln aufgezümt waren, waren zu sehen. Die Kaltblüter waren riesig und schon durch ihre Größe sehr beeindruckend. Doch die temperamentvollen Reitpferde und die wie angewachsen darauf sitzenden Reiter waren eine Augenweide. Schon die Kinder ritten, als ob sie auf den Pferden groß geworden wären. Auch hiervon war Amara begeistert, denn Pferde gab es bei ihnen nicht. Sie trafen Durmuş wieder, der im Dorf geblieben war und begrüßten ihn wie einen alten Bekannten. Durmuş führte sie zu einer Hütte am Dorfrand. Hinter der Hütte befand sich ein großzügig bemessenes und von einem hohen Holzzaun eingefasstes Stück Land. Als sie sich dem Zaun näherten, erklang lautes Hundegebell. Durmuş stellte ihnen Eda vor, die bei dem Krach vor die Tür gekommen war. Eda war alleine zu Hause, da ihr Mann, wie fast alle Männer, bei den Herden oder der Feldarbeit war. Sie trug ein schlichtes Kopftuch, so dass ihre dunklen Augen der einzige Schmuck in ihrem ebenmäßigen Gesicht waren. Rick wurde mit seinen Begleitern wortreich hinein gebeten, doch Durmuş sagte ihr, dass sie wegen der Hunde gekommen seien. Eda schloss die Tür hinter sich und führte sie dann zu einem Tor im Zaun, rief den Hunden etwas zu und öffnete dann die Tür. Drinnen winselte leise eine Hündin und plötzlich wuselten fünf Welpen um Edas Beine. Es war kaum möglich, durch die Tür zu gehen, ohne auf einen der Welpen zu treten.

Einmal drinnen, hatte Amara schon einen der Welpen im Arm. Durmuş hatte ihn hochgenommen und ihr kurzerhand an die Brust gedrückt. Amaras Augen leuchteten, als der Welpen ihr über das Gesicht leckte. „Sind die schön, sind die süß“, rief sie immer wieder. Tom und Rick sahen sich halb belustigt, halb resigniert an, als sich auch Selina zu den Welpen hinunter beugte und ebenfalls einen auf den Arm nahm. Amara setzte sich mit „ihrem“ Welpen auf den Boden, worauf die übrigen drei zu ihr gelaufen kamen und mit ihren Kleidern spielten, an ihren Zehen knabberten und allerlei Unsinn anstellten. Selina und Eda setzten sich dazu und waren bald in Hundewelpenfachsimpeleien vertieft. Durmuş lächelte, als hätte er mit nichts anderem gerechnet und führte die beiden Männer aus dem umzäunten Gehege. „Ich wollte gerade nichts verraten, um die Überraschung heute Abend nicht zu verbergen“, fing er an. „Als ich gestern dem Imam erzählt habe, wie sehr Amara sich über die Hunde gefreut hat, wollte er Eda bitten, ihr einen Welpen im Namen des Dorfs zu schenken. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Eda das ablehnen wird. Jeder, der Welpen hat wünscht sich, dass sie in gute Hände kommen. Amara scheint sich mit echter Freude zu den Welpen hingezogen zu fühlen. Was sie wissen muss, um einen Hund großzuziehen, wird Eda ihr schon beigebracht bekommen. Und, so hoffen wir, werdet ihr sicher wiederkommen, wenn ihr euch hier wohl fühlt. Dann könnt ihr auch den Hund mitbringen, damit er von den anderen Hunden lernen kann.“

Durmuş zeigte Tom und Rick voller Stolz die Pferdeställe des Dorfs, sattelte einen Fuchs und stieg in den Sattel. Dann stieg er wieder ab und bedeutete Rick, aufzusteigen. Rick, die in seinem ganzen Leben noch nie auf einem Pferd gesessen hatte, winkte ab und schickte Tom vor. Der ließ sich nicht zweimal bitten, nahm beherzt den Steigbügel, setzte seinen linken Fuß hinein, griff mit der Linken nach dem Sattelknauf und schwang sich hoch. Sobald er oben war und er sah, wie hoch er vom Boden weg war, verließ ihn ein wenig der Mut. Als der Fuchs dann auch noch zu tänzeln begann und Durmuş ihn beruhigen musste, kletterte er kleinlaut und mit zitternden Beinen etwas steif

wieder hinunter. Durmuş lachte. „Das geht jedem so, der zum ersten Mal dort oben sitzt. Bei uns reiten schon die Kinder. Wenn man es so spät lernen will wie ihr, wird es etwas schwerer. Aber jeder kann es lernen, es dauert nur manchmal etwas länger.“ Tom schaute etwas skeptisch zu Durmuş. „Das sind sehr interessante Tiere“, bemerkte er dann. „Schön, stolz und wohl auch sehr nützlich. Mit ihrer Hilfe würden wir die Felder viel schneller bestellen können. Und auch Entfernungen lassen sich so wesentlich schneller überbrücken. Ich habe euch reiten gesehen. Wie schnell ihr von einem Ort zum nächsten gelangt, ist erstaunlich. Wir sollten heute Abend darüber sprechen, ob ihr nicht einige Pferde gegen unsere Waren eintauschen wollt.“ Durmuş entgegnete: „Der Preis für ein gutes Reitpferd ist hoch, die großen Ackergäule sind billiger, aber sie haben trotzdem ihren Preis. Und den sind sie auch wert“, sagte er dann. „Doch ehe ihr Pferde kauft, braucht ihr jemanden, der mit ihnen umzugehen weiß. Das zu lernen dauert. Wer bei uns Pferde ausbilden, führen und züchten möchte, der muss drei lange Jahre in die Lehre gehen. Das will vorher bedacht sein.“

Nach dem Besuch der Pferdeställe waren Rick und Tom mit Durmuş zu einer Schafherde gegangen, die nicht weit davon entfernt graste. Dort nahmen sie ein leichtes Mittagssnack, bestehend aus würzigem Käse, Brot und frisch gemolkener Milch ein. Nachdem sie dem Hirten und ihrem Begleiter schweigend zugeschaut hatten, wie diese ihr Mittagsgebet verrichteten, machten sie sich auf den Weg zurück zum Dorf. Von Selina und Amara war nichts zu sehen.

Durmuş hatte sie bei Mehmet abgeliefert und war dann seinen Geschäften nachgegangen. Tom und Rick hatten sich in die warme Sonne gesetzt, nachdem sie am Brunnen reichlich kühles Wasser getrunken hatten. Der würzige Käse machte durstig.

Das Nachmittagsgebet riss sie aus ihrer Ruhe. Rick war fast eingeschlafen und schreckte hoch, als der Muezzin seine Stimmglocken erklingen ließ. Mehmet gesellte sich anschließend zu ihnen und ließ sich neugierig von ihrem Dorf erzählen. Die Wassermühle interessierte

ihn besonders, obwohl es hier kein fließendes Wasser gab. Rick erklärte ihm die Funktionsweise und den Aufbau der Mühle bis ins Detail und schlug dann vor, die Wasserkraft durch Wind zu ersetzen. Als das Abendessen serviert wurde, war er gerade fertig mit seinen Beschreibungen. Eda kam gerade noch rechtzeitig, um Selina und Amara zum Essen zu bringen und verschwand dann kurz mit dem Imam in einem Nebenraum der Moschee.

Nach dem Essen, das nicht weniger üppig und vielseitig war als das gestrige, führte Imam Mehmet sie nach draußen, wo sich bereits eine Menschenmenge versammelt hatte. Mehmet stellte seine Gäste überflüssigerweise nochmals allen vor, obwohl wahrscheinlich jeder schon wusste, wer sie waren. Mit vielen hatten sie schon gesprochen oder wenigstens freundlich begrüßt. „Die Vier haben einen weiten Weg auf sich genommen, um uns zu besuchen“, sagte er dann. „Sie haben ein Geschenk mitgebracht, um ihre freundlichen Absichten zu bekunden. Selina beeilte sich, den zweiten Stoffballen aus ihrem bereitgestellten Rucksack zu holen und breitete das feine Tuch dann aus. Im Dorf waren nur grobe Wollstoffe bekannt und daher stieß das feine dunkle Leinengewebe auf großes Interesse. Imam Mehmet bedankte sich im Namen aller für das großzügige Geschenk. „Ich hoffe, dass wir davon noch mehr haben können. Es gibt sicher einiges, das wir als Gegenwert anbieten können.“ „Das gibt es in der Tat“, antwortete Rick. „Eure Teppiche würden im Winter unsere Füße wärmen und eure Pferde könnten uns das Leben erleichtern.“ Der Imam lächelte stolz. „Selbstverständlich können wir euer großzügiges Geschenk nicht annehmen, ohne dass wir uns in angemessener Weise erkenntlich zeigen“, sagte er daraufhin. „Wir glauben, euch damit eine Freude machen zu können“, sprach er weiter und zeigte dabei auf einen Punkt im Rücken seiner Gäste. Die drehten sich um und sahen Eda, die raschen Schrittes und etwas angestrengt näher kam. Auf dem Arm trug sie einen ihrer Welpen. Amara und Selina waren gleichzeitig aufgesprungen, bahnten sich eine Gasse durch die Menge und rannten dann Eda entgegen. Amara nahm den Welpen und hüpfte vor Freude. „Vorsichtig“, mahnte Eda. Er ist erst 12 Wochen alt. „Schüttle ihn nicht

so“. Doch bei diesen Worten lächelte sie milde. Amara gab den Welpen an Selina weiter, die es offenbar gar nicht erwarten konnte, den kleinen Hund zu halten. Dann fiel Amara Eda um den Hals und schluchzte vor Freude. „Danke, vielen Dank!“ stammelte sie. „Ich werde auch gut auf ihn aufpassen“, versprach sie. „Pass vor allem auf, dass er jetzt noch nicht so weit läuft“, belehrte Eda sie. „Du wirst ihn zurück tragen müssen.“ „Wie heißt er denn?“, fragte Amara. „Wie wäre es mit Kamber? Das bedeutet „Der treue Freund““, schlug Eda vor. „Der treue Freund klingt gut“, erwiderte Amara. „Also Kamber!“.

Mehmet bat um Ruhe. „Ich möchte unseren Gästen als Dank für ihre Idee und ihre Pläne für eine Windmühle ein Angebot unterbreiten“, fing er an. An Rick gewandt sprach er weiter: „Ihr habt Euer Interesse bekundet, Pferde von uns zu erwerben. Um mit Pferden umzugehen und Sattel- oder Zaumzeug herstellen zu können, muss man vieles lernen. Daher möchte ich euch anbieten, einen eurer Jungen bei uns als Lehrling aufzunehmen und ihn drei Jahre lang auszubilden. In diesen drei Jahren soll er alles über Pferde lernen, was er wissen muss. Als Lohn für drei Jahre Arbeit soll er ein Kaltblüterpferd samt Zaumzeug für die Feldarbeit erhalten“. Rick war von der Großzügigkeit des Imams beeindruckt und sagte spontan zu. Dann erzählte er seine Geschichte, ließ aber auch hier das Fort unerwähnt.

Amara, Selina, Tom, Rick und jetzt auch Kamber blieben noch acht Tage im Dorf. Die beiden Frauen verbrachten fast die ganze Zeit bei Eda und ließen sich alles über die Erziehung von Hunden beibringen, was sie in dieser kurzen Zeit lernen konnten. Währenddessen zogen die Männer mit den Hirten umher, lernten viel über deren Methoden der Viehhaltung, unterhielten sich mit Brettspielen und gingen gemeinsam auf die Jagd. Auf die Nutzung seines Gewehrs verzichtete Rick dabei. Einerseits wollte er die Männer nicht erschrecken, andererseits keine Begehrlichkeiten wecken.

Als sie sich auf den Rückweg machten, weinte Eda und versprach, so bald wie möglich zu einem Gegenbesuch zu kommen. Auch der Imam

verabschiedete sich im Namen des gesamten Dorfs und drückte seine Hoffnung aus, dass es bald regelmäßige Besuche geben würde.

Kapitel 42

Die Rückreise verlief zügig, da sie den Weg schon kannten. Amara und Selina trugen ihren Welpen abwechselnd die meiste Zeit auf dem Arm. Im Dorf der Christen rasteten sie zwei Tage. Der kleine Kamber erregte die Aufmerksamkeit aller, besonders aber die der Frauen. Die Vier berichteten ausführlich von ihrem Besuch bei den Nachbarn und Jesaja verkündete, selbst eine Gruppe auszusenden, um den Kontakt herzustellen.

Auf der letzten Etappe fragte Tom Rick: „Was machen wir mit dem Dorf, das südlich von uns liegt?“ „Natürlich werden wir das ebenfalls besuchen“, antwortete Rick. „Aber lass uns erst einmal wieder nach Hause kommen. Das Dorf wird uns schon nicht weglaufen.“ „Weißt du, was das für Leute sind?“, fragte Tom weiter. „Die Sitten und Gebräuche der beiden Dörfer, von denen wir gerade kommen, waren ja schon recht fremdartig. Aber sehr freundliche Menschen, das muss ich schon sagen. Hoffentlich sind die im Süden genau so nett.“ „Da mache ich mir eigentlich keine Gedanken“, antwortete Rick. Die Bewohner dort dürften uns am Ähnlichsten sein. Ursprünglich waren die beiden Dörfer befreundet. Warum das aufgehört hat, haben wir niemals herausgefunden. Ich persönlich glaube, dass das Leben einfach zu anstrengend geworden ist, nachdem die Handelsbeziehungen nach 2552 abgebrochen sind. Drei oder vier Tagesreisen nimmt man nur im Kauf, wenn man entweder Zeit hat oder sich einen Nutzen davon verspricht. Einen Nutzen gab es nicht, weil beide Dörfer so ziemlich das Gleiche produziert haben und der gleiche Mangel an Metallwaren und sonstigen nützlichen Dingen bestand. Und Zeit gab es, wenn überhaupt, nur im Winter. Und im Winter reist man nicht gerne. Wenn wir irgendwann einmal Reitpferde besitzen sollten, könnte sich alles

ändern. Mit einem Pferd könnte man in einem oder anderthalb Tagen dort sein. Dann wäre das keine wirkliche Entfernung mehr. Erst einmal werden wir sie besuchen und dann schauen wir weiter.“

Im Dorf herrschte freudige Aufregung, als Rick mit seiner Gruppe wieder eintraf. Der alte Josef kam ihnen genauso entgegen wie Marie, Elana, Paul, Eric und all die anderen. Franz versprach ihnen frisches Bier zur Stärkung und eilte zu seiner Hütte. Die Vier wurden vor das Versammlungshaus komplimentiert, man nahm ihnen die Rucksäcke ab, reichte ihnen Wasser, bewunderte den Welpen, der ebenfalls eine Schüssel mit Wasser bekam und alle fragten munter drauf los. Rick wiegelte ab. „Nun mal langsam“, sagte er lachend. „Wir freuen uns auch, wieder zurück zu sein. Aber lasst uns bitte erst einmal ankommen. Ich schlage vor, dass wir uns alle morgen Abend zusammensetzen und wir erzählen von unseren Erlebnissen. Dann brauchen wir es nicht mehrmals zu wiederholen und jeder kann zuhören.“ Dann kam Franz mit vier Humpen und einem großen Krug Bier und schenkte ein. „Willkommen zu Hause“, rief er. Dann bemerkte er, dass er keinen Humpen für sich mitgebracht hatte, rief den Leuten zu, sie sollten sich ebenfalls ein Trinkgefäß holen und rannte zu seiner Hütte zurück. Als er mit Humpen und einem weiteren großen Krug wieder zurück war, spielten Elana und Marie bereits auf dem Boden liegend mit Kamber, der immer wieder über die beiden hinwegtapste und sich dabei sehr ungeschickt anstellte. Die Übrigen prosteten sich zu und Rick kam es vor, als sei er in den Schoß einer großen Familie zurückgekehrt.

Am nächsten Abend gab es ein großes Willkommensfest und ein ganzes Spanferkel wurde über dem Feuer geröstet. Rick erzählte von den beiden unterschiedlichen Dörfern und dem Schmuck des Christendorfs, der immer noch um Amaras Hals baumelte. Als er dann von den Pferden erzählte, waren alle ganz gebannt. Sogleich wurde der 15jährige Lukas ausgesucht, um das Pferdehandwerk zu lernen. Lukas war natürlich einverstanden und wollte umso mehr über das

Dorf, die Leute und ihre fremden Sitten wissen. Nachdem Rick meinte nichts mehr vergessen zu haben, sprach er: „Insgeheim habe ich mir Sorgen gemacht, dass in diesen Dörfern radikale Religionsfanatiker leben könnten, doch das ist nicht der Fall. Sie sind ihrer Religion fest verbunden und dagegen ist nichts zu sagen. So lange sie nicht anfangen, andere von ihrem Glauben überzeugen zu müssen, ist nichts zu befürchten. Sie sind uns gegenüber tolerant gewesen und das freut mich. So kann man gut miteinander leben. Die Geschichte hat uns gelehrt, dass Toleranz keine hervorgehobene Eigenschaft religiöser Menschen ist, obwohl sie immer das Gegenteil beteuert haben. Intoleranz führt zu Ausgrenzung, Ausgrenzung zu Aggression und Aggression letztendlich immer zu Gewalt. Lasst das nicht zu. Seid freundliche Nachbarn und geht mit gutem Beispiel voran, auch wenn euch ihre Vorstellungen manchmal seltsam vorkommen mögen. Denkt immer daran, dass es ihnen genau so geht. Ich schätze, dass es viele Dörfer auf der Welt gibt und ich bin mir sicher, dass irgendwann irgendwer die alten Fehler wiederholen will. Fangt nicht damit an, Gebräuche und Vorstellungen anderer für schlechter zu halten als eure eigenen und unternimmt alles, um es nicht bei anderen soweit kommen zu lassen.“ Rick dachte daran, dass es nirgendwo schriftliche Aufzeichnungen gegeben hatte. Das stimmte ihn verhalten optimistisch. Doch wie es anderswo auf der Welt aussah, wusste er natürlich nicht. Gerade in den trockenen Regionen war es nicht unwahrscheinlich, dass auch Papier überdauert hatte. Ob es dort aber noch Menschen gab, bezweifelte er. Aber irgendwann würde jemand dorthin zurückkehren und diese Aufzeichnungen finden. Was würde der Finder daraus machen? Nichts, wie so häufig bei archäologischen Funden in früheren Zeiten? Oder würde alles wieder von vorne losgehen? Rick war sich sicher, dass er das nie herausfinden würde. Dann setzte er noch hinzu: „Sicher ist das sehr verkürzt und damit notwendigerweise in gewisser Weise auch falsch dargestellt. Die Mächtigen haben sich die Religionen immer zu Nutze gemacht, man kann auch sagen, sie haben sie ausgenutzt. Aber die Religionsführer haben sich auch gerne für andere Zwecke einspannen lassen. Das

kann ich euch nicht vermitteln und ihr könnt es ohnehin nicht verstehen. Seid einfach wachsam, wenn man euch im Namen irgendeines Gottes für weltliche Zwecke gewinnen will. Ihr könnt dabei nur verlieren.

Nachdem Rick nach seiner Flucht aus dem Fort und der damit verbundenen Erlösung aus seiner geistigen Starre ins Leben zurückgekehrt war, hatte er vieles auf einmal machen wollen. Er hatte Amara geliebt und liebte sie jetzt sogar noch mehr. Er hatte eine Hütte gebaut, Amara, wenn auch nicht förmlich, zur Frau genommen, hatte die Mühle gebaut, Jagen gelernt, auf den Feldern gearbeitet und die Reise zu den Nachbarn angetreten. Seit er wieder zurück war, zog ihn der ruhige, den Jahreszeiten entsprechende Rhythmus des Dorfs in seinen Bann. Rick lernte, zufrieden zu sein und er fühlte sich so wohl wie vielleicht noch nie in seinem langen Leben. Mit Amara an seiner Seite genoss er jeden Tag seiner Existenz aufs Neue. Er ging wieder mit Tom, Jupp und Ernie auf die Jagd, arbeitet auf den Feldern und versuchte, sich an die Konstruktionspläne mittelalterlicher Gerätschaften zu erinnern. Doch zunächst einmal fiel ihm dazu wenig ein. Die einzige Idee, die er an Paul weitergab, war die Errichtung eines Gemeinschaftsbackofens, wie er ihn im Dorf der Muslime gesehen hatte. Es war wesentlich wirtschaftlicher, nur einen großen Backofen zu beheizen als viele kleine. Und man konnte in ihm größere Brote und Kuchen backen als in den kleinen Backöfen in den Hütten. Da neben dem Brunnen kein Platz mehr war, wollte Rick den Backofen am Dorfrand bauen lassen. Die Dörfler beschlossen stattdessen, Ernies Hütte umzubauen und Ernie dafür eine neue am Rand des Örtchens hinzustellen. Da das Ernies eigene Idee gewesen war, mussten sie nicht einmal Überzeugungsarbeit leisten.

Auch wenn es Ricks Vorhaben gewesen war, ließ er vornehmlich die anderen arbeiten. Er half an manchen Tagen mit, drängte sich aber nicht auf. Zuerst wurde die neue Hütte für Ernie gebaut. Bevor diese fertig war, musste das Korn geerntet werden. Erst nach dem Erntedankfest wurden die Arbeiten wieder aufgenommen. Im

November war dann auch der Dorfbackofen fertig, was wieder mit einem großen Fest und dem ersten dort gebackenen Brot gefeiert wurde. Sogar Kuchen gab es, denn in der Mühle konnte entsprechend feines Mehl gemahlen werden.

Mit großer Spannung wurde das Fest deshalb erwartet, weil Rick angekündigt hatte, endlich seine Geschichte zu Ende erzählen zu wollen.

Kapitel 43

Rick stand einmal mehr im Rund des Versammlungshauses inmitten des fast vollständig versammelten Dorfes. Sogar die Kinder waren trotz der späten Stunde dabei und sorgten für Unruhe. Alle waren satt vom Festschmaus und es war auch eine Menge Bier getrunken worden. Säuglinge und einige der jüngeren Kinder schliefen satt und zufrieden auf dem Schoß oder an der Brust ihrer Mutter. Jetzt waren alle gespannt auf den Fortgang der Geschichte und die Erwachsenen brachten die herumlaufenden Kinder und Jugendlichen energisch zur Ruhe, nachdem Rick sich erhoben hatte.

„Zunächst einmal möchte ich mich bei euch entschuldigen“, begann Rick. „Einmal dafür, dass ich euch so lange auf das Ende habe warten lassen und natürlich auch dafür, dass ich vieles erzählt habe, dass ihr gar nicht verstehen konntet. Vieles habe ich Amara erklärt und manches auch Selina und Tom. Von eurer Seite kamen auch viele Fragen, die ich nach Möglichkeit beantwortet habe. Was ich heute erzählen werde, wird leider auch wieder Einzelheiten enthalten, die ihr nicht verstehen könnt. Ich weiß nicht einmal, ob ich in der Lage bin, alles zu eurer Zufriedenheit zu erklären. Denn ich weiß auch nicht alles und schon damals habe ich selber nicht immer alles verstanden. Und ihr müsst bedenken, dass das alles schon lange zurück liegt und ich deshalb manches vergessen haben dürfte. Wer weiß, an manche

Einzelheit werde ich mich auch gar nicht mehr erinnern wollen. Selbst wenn wir damals in dem scheinbar sicheren Kokon des Forts zusammengepfercht waren, haben wir anfangs alles aus den Nachrichten, aus dem Internet und von der Fortleitung fast wie aus erster Hand mitbekommen. Als dann die Nachrichten weniger und weniger wurden, haben wir uns die fehlenden Fakten ausgemalt und das war gewissermaßen noch viel schlimmer als die realen Bilder. Was ich eigentlich sagen wollte ist, dass ihr eure Fragen bitte aufhebt, bis ich fertig bin. Danach werde ich versuchen, jedem zu antworten, soweit ich kann.“

Rick registrierte zustimmendes Gemurmel um sich herum. Er hatte in der Tat in den letzten Monaten viele Fragen zu technischen Details und vor allem zu seiner Welt und der damaligen Lebensweise der Menschen beantworten müssen. Dabei war ihm aufgefallen, dass die Einzelheiten eigentlich nur die Wenigsten interessiert hatten. Tom und Amara waren diejenigen, die sich bemüht hatten, möglichst alles zu verstehen. Auch Ernie war so ein wissbegieriger Mensch. Im Allgemeinen nahmen die Leute seine Erzählungen jedoch eher fraglos hin. Sie waren mehr an den Auswirkungen als an den Ursachen interessiert und gingen einfach über unverständliche Passagen hinweg. Dagegen war das Interesse an der Gesellschaft, wie sie damals bestand, sehr groß. Niemand konnte sich Städte mit Millionen von Einwohnern vorstellen. Reisen über weite Strecken mit Autos oder gar Flugzeugen regten die Fantasie der Dörfler an. All die Kleinigkeiten, die für Rick so selbstverständlich zum Alltag gehört hatten, stachelten die Neugier seiner Zuhörer an. Mit den komplizierten Details des Lebens und deren Implikationen wollte sich kaum jemand herumplagen. Und damit unterschieden sie sich nicht im Geringsten von den Menschen damals, wie Rick klar wurde.

„Wo war ich denn stehen geblieben?“, fragte Rick in den schwach beleuchteten Raum hinein. Dann fing er mit seinem Bericht an.

Helen hatte auf Rick mit dem Abendessen gewartet, als dieser etwas verspätet nach Hause kam und überfiel ihn ohne Vorrede: „Hast du schon die Nachrichten gehört?“ „Wie denn? Ich war arbeiten. Radios haben wir da nicht. Und erzählt hat auch niemand etwas. Was ist denn passiert?“ Helen war ganz aufgeregt. „Die ersten Krankheitsfälle sind in Mittelamerika aufgetreten. Auch Mexiko City und sogar Miami haben Alarm geschlagen. In Brasilien breitet sich die Krankheit entlang der Küste aus und sie haben mehrere weitere Tote gemeldet.“ Rick hatte es inzwischen bis in die Wohnung geschafft, seine Jacke ausgezogen und nahm seine Frau tröstend in den Arm. „Hier sind wir sicher“, sagte er, um Helen zu beruhigen. Er selbst war davon nicht mehr ganz so überzeugt. „Lass uns was essen. Dabei können wir ja die Nachrichten schauen.“

Der Nachrichtensender brachte eine Dauersondersendung zur aktuellen Lage. In der Tat war die weitere Ausbreitung in Süd- und Mittelamerika dramatisch. Die Zahl der Infizierten war exponentiell angestiegen und die verantwortlichen Behörden gaben sich bei ihren Versuchen, die Krankheit einzudämmen, hilflos. Besonders wurde hervorgehoben, dass jetzt auch der Süden der Vereinigten Staaten betroffen war, obwohl diese die ohnehin stark gesicherte Grenze zu Mexiko hermetisch abgeriegelt hatten. Die Reporter vor Ort gaben sich optimistisch, dass die Heimatschutzbehörde der USA in Zusammenarbeit mit den Gesundheitsbehörden mit ihren Mitteln in der Lage sei, die Infektionswege aufzudecken und mögliche Krankheitsträger rechtzeitig zu isolieren.

Aus Brasilien berichteten nur noch einheimische Reporter, da durch die Reisebeschränkungen niemand mehr vor Ort kam. Rick konnte sich nicht vorstellen, dass, selbst wenn es möglich gewesen wäre, jemand freiwillig dorthin gereist wäre. Die Reportagen waren mit Untertiteln versehen, die das Portugiesisch ins Deutsche übersetzten.

Weitere Berichte aus China und Australien waren weitaus optimistischer. Dort hatte man den Flug ausfindig gemacht, der von Rio

de Janeiro über Hongkong nach Sidney geführt hatte und an dessen Bord die Infizierten ins Land gelangt waren. Alle Passagiere sowie die Besatzung waren festgesetzt und in Quarantäne gesteckt worden. Unter den Betroffenen zeigten sich bislang keine weiteren Krankheitsfälle, was sich die befragten Experten nicht erklären konnten. Die Berichtersteller nahmen das jedoch als gutes Zeichen und verbreiteten Zuversicht.

Europa, Russland, Afrika und Japan sowie ganz China – mit Ausnahme Hongkongs – waren bislang verschont geblieben.

Nach den Berichten über die Ausbreitung der Krankheit kamen Virologen und Epidemiologen zu Wort. Niemand konnte eine schlüssige Antwort auf die Ursachen geben. Immerhin wussten die Epidemiologen anhand von Computermodellen, wie die wahrscheinlichen Übertragungsszenarien und Inkubationszeiten aussahen. Danach wurde die Infektion mit großer Sicherheit von Mensch zu Mensch übertragen. Man ging von einer Tröpfcheninfektion oder auch einfach Atemluft als Überträger aus. Ohne näher auf den Grund ihrer Vermutung einzugehen, sagte eine Expertin, dass sie von mehreren Metern bis mehreren Einhundert Metern ausgehe, die das Virus zurücklegen könne, ohne vom Luftsauerstoff zerstört zu werden. Warum dann die Passagiere des Fluges LH 2765 bis auf zwei Personen bislang verschont geblieben waren, wurde nicht thematisiert. Anhand der Ausbreitungsgeschwindigkeit der Krankheit wurde die Inkubationszeit bzw. die Zeit zwischen Ansteckung und Weitergabe des Keims auf 4 bis 7 Wochen geschätzt.

„Glaubst du, die Krankheit kommt auch hierher?“ fragte Helen. „Oder schaffen es Professor Wolter und sein Team rechtzeitig, einen Impfstoff zu entwickeln?“ „Ich weiß es nicht, erwiderte Rick. „Bei der Versammlung klang er ja sehr zuversichtlich. Und Europa hat seine Grenzen doch dicht gemacht. Wie soll da denn der Erreger hierher kommen?“ „Europa hat sehr viele Grenzen“, warf Helen ein. „Die

können die doch gar nicht zu 100% abriegeln.“ Darauf wusste Rick nichts zu erwidern.

Im Fernsehen wurden gerade die zunehmenden Versorgungsengpässe angesprochen, die durch die weltweite Einstellung des Personen- und Güterverkehrs entstanden waren. Praktisch jede Wirtschaftsleistung, die auf Ex- oder Import beruhte, war zum Erliegen gekommen. Soweit Nationen von Nahrungsmittelimporten abhängig waren, gab es bereits Schwierigkeiten bei der Lebensmittelversorgung und viele Frischwaren waren nicht mehr erhältlich. Die Preise stiegen ins Uferlose und Grundnahrungsmittel wurden rationiert. In Europa war die Lage entspannter. Auch hier stiegen die Preise exorbitant, aber auf exotische Früchte konnte man verzichten. Getreide, Kartoffeln, Fleisch und Gemüse wurde in ausreichenden Mengen im Land produziert. In Afrika sah das ganz anders aus. Dort, wo schon in guten Jahren die Nahrungsmittel knapp waren und die Überbevölkerung ganze Landstriche im wahrsten Sinne verwüstet hatte, hungerten die Menschen. Niemand würde ihnen diesmal zur Hilfe eilen können.

Weltweit saßen die Menschen zu Hause und gingen nur für die nötigsten Gänge nach draußen. In Brasiliens Metropolen war die nackte Panik ausgebrochen.

Zwei Tage später...

Der Aufmacher der Nachrichten war der Zustand in Rio de Janeiro, Sao Paulo und Porto Alegre. Nach den anfänglichen Panikkäufen und dem Zurückziehen in die eigenen vier Wände (soweit das in den Elendsvierteln so bezeichnet werden konnte) gingen den Menschen langsam Nahrung und Wasser aus. Nachdem es gestern zu vereinzelt bewaffneten Ausschreitungen gekommen war, wurden die Unruhen heute zu einem Massenphänomen. Offenbar waren Hunger und Durst schlimmer als die Angst vor Ansteckung. Nachdem der bewaffnete Mob in die Viertel der Reichen eingedrungen war und dort plündernd und mordend gewütet hatte, richtete sich die Wut der

Hungernden gegen offizielle Stellen und Vorratseinrichtungen. Die allgemeine Versorgung mit Lebensmitteln wurde daraufhin noch schwieriger und es entstand ein Teufelskreis. Sicherheitskräfte von Armee und Polizei desertierten zu Tausenden, weil sie die Ansteckung mit der Krankheit befürchteten, so dass sich die Unruhen wie ein Flächenbrand ungehindert ausbreiten konnten. Es herrschte die reine Anarchie. Wer nicht verdurstete, wurde erschossen oder erdolcht. Wer nicht selbst gewalttätig wurde und sich zu Gruppen und Gangs zusammenschloss, wurde unweigerlich zum Opfer. In den Gegenden der Reichen und des Mittelstands formierten sich bewaffnete Bürgerwehren, die aber ebenfalls unter der katastrophalen Versorgungslage zu leiden hatten.

Eine weitere Woche später...

Die US-amerikanischen Streitkräfte hatten Teile von Texas aufgegeben und vom Süden Kaliforniens über Arizona und New Mexiko bis fast hinauf nach Louisiana eine fast gerade Demarkationslinie gebildet, die nur dem örtlichen Gelände strategisch angepasst war. Dort standen mit modernsten Waffen und Aufklärungselektronik ausgerüstete Truppen, die auf jeden Flüchtling schossen, der sich auf mehr als 3 Kilometer näherte. Dennoch kamen verzweifelte Menschen zu tausenden über die Grenze. Die Zahl der Leichen stieg ins Unvorstellbare.

Währenddessen kehrte in Brasilien so etwas wie Ruhe ein. Die Aufständischen zogen sich wieder in ihre Häuser und Hütten zurück, um zu sterben. Die Nachrichten wurden weniger, weil es kaum noch einen Reporter gab, der hätte berichten können. Teilweise war die Stromversorgung zusammengebrochen. Fälle von Kannibalismus wurden gemeldet. Die Zahl der Infizierten stieg, soweit man das überhaupt sagen konnte, weiter an. Experten schätzten, dass sich während der Unruhen Millionen angesteckt haben mussten, aber wegen der langen Inkubationszeit war mit einem Ausbruch der Krankheit erst in etwa 3 bis 4 Wochen zu rechnen. Wer an der

Krankheit gestorben war, wer verhungert oder verdurstet und wer den Unruhen zum Opfer gefallen war, konnte schon längst niemand mehr feststellen.

Im Norden Argentinien wurden erste Infektionen gemeldet. Argentinien hatte die Grenze zum nördlichen Nachbarn zwar rasch geschlossen, aber die Grenze war so gut wie nicht zu kontrollieren. Außerdem musste man davon ausgehen, dass die ersten Infizierten bereits eingereist waren, bevor man überhaupt von der Krankheit gewusst hatte. Chile schien durch die Anden noch verschont geblieben zu sein, aber jeder rechnete damit, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis auch hier das Virus ankam. Über 6.300 Kilometer Landesgrenzen und die unendlich lange Küste ließen sich trotz der gewaltigen Andenkette nicht absichern.

Obwohl jeder der befragten Experten damit gerechnet hatte, dass neun Wochen nach den ersten Meldungen aus Brasilien und sieben Wochen nach dem Auftreten der beiden Fälle in Hongkong und Sydney die übrigen Passagiere und Besatzungsmitglieder des Flugs LH 2765 in ihrer Hochsicherheitsisolation ebenfalls Symptome zeigen würden, blieben sie bislang unauffällig. Dafür waren in Nigeria Fälle gemeldet worden, die offenbar von der Regierung länger geheim gehalten worden waren. Anscheinend hatte man eine Panik wie in Brasilien vermeiden wollen. Dafür war die Reaktion in der Bevölkerung jetzt umso heftiger. Die Nachbarn unternahmen nicht einmal den Versuch, ihre Grenzen zu verteidigen, da sie wussten, dass sie nicht zu verteidigen waren.

In Europa, den nördlichen Bundesstaaten der USA, Kanada, Russland, China und Australien war bis auf die am Boden liegende Wirtschaft, langsam auftretenden Engpässen bei der Energieversorgung und dem Fehlen von frischen Importlebensmitteln alles beim Alten. Auch der indische Subkontinent mit seiner Milliardenbevölkerung war infektionsfrei.

In China, Indien und Pakistan war die Versorgungslage in den Ballungszentren problematisch, aber mittels massiver staatlicher Eingriffe soweit sichergestellt, dass eine reduzierte Grundversorgung gewährleistet werden konnte.

Drei weitere Wochen später...

Aus Brasilien kamen keine Nachrichten mehr, Argentinien erlebte den Anfang dessen, was in Brasilien bereits geschehen war und wie vorausgesagt, fing es in Chile ebenfalls an.

In Afrika breitete sich die Krankheit langsam, aber sicher über Nigeria aus.

In China und Australien wurde eine fatale Fehlentscheidung getroffen. Nachdem die in Isolationshaft gehaltenen Passagiere von Flug LH 2765 auch zehn Wochen nach ihrer Quarantäne keinerlei Krankheitssymptome gezeigt hatten und sie trotz der Nachrichtenlage darauf bestanden, endlich freigelassen zu werden, gab man ihrem Drängen nach. Nach einhelliger Expertenmeinung bestand kein Grund mehr zu der Annahme, die könnten sich infiziert haben. Die Forschungen richteten sich auf Grund dessen auf andere Übertragungsmöglichkeiten.

Zwei Tage später war jeder dieser Personen schwerst erkrankt. Bis dahin waren sie bereits mit unzähligen weiteren Personen in Kontakt gekommen, darunter auch das Personal, dass sie bis dahin unter Einhaltung strengster Sicherheitsvorkehrungen versorgt hatte.

Rick machte eine Pause, um etwas Wasser zu trinken. Es war schon spät, die kleinen Kinder schliefen schon alle und die älteren Kinder

waren zu Bett geschickt worden. Von den Erwachsenen war nicht einmal ein Räuspern zu hören.

Kapitel 44

Kamber, der seine endgültige Größe schon erahnen ließ, aber noch schlaksig und tollpatschig wirkte, hatte sich zu Ricks Füßen zusammengerollt und schlief. Rick schüttelte leicht den Kopf, als er sich bemühte, die vergangenen Schrecken abzuschütteln.

Kräuter-Marie unterbrach die Stille, indem sie fragte, wie es denn gewesen sei, all diesen Horror in der Welt zu erleben.

Rick antwortete: „Natürlich hatten wir Angst. Und jedes Mal, wenn die Krankheit sich irgendwo weiter ausgebreitet hatte und näher kam, wurden wir noch ängstlicher. Aber man kann nur bis zu einem gewissen Grad ängstlich sein. Irgendwann geht man seiner Arbeit nach und verdrängt die Gefahr um einen herum. Wir haben uns gefühlt, wie sich jemand in einer Todeszelle fühlen mag, der weiß, dass er hingerichtet wird, das Datum der Hinrichtung aber nicht kennt. Wir lernten, mit unserer Angst zu leben. Aber wenn wir die Nachrichten verfolgt haben, kam die Angst jedes Mal wieder zurück, schlimmer als am Tag zuvor. Und doch gab es niemanden, der deshalb keine Nachrichten mehr geschaut hätte. Es war wie ein Zwang. Jeder von uns wollte wissen, wie es um die Welt stand und gleichzeitig hofften wir auf eine Erfolgsmeldung von Professor Wolter. Doch die wollte einfach nicht kommen.“

Fünf Tage, nachdem in Hongkong 315 und in Sydney 431 Passagiere, davon 53 in Hongkong zugestiegene Chinesen sowie die Besatzungsmitglieder des Lufthansa Airbus A380 Flug LH 2765 aus ihrer improvisierten, aber strengstens überwachten Isolation entlassen worden waren, traten in Hongkong und Umgebung sowie in allen

größeren Städten Australiens erste Krankheitsfälle auf. Fast gleichzeitig wurden die ersten Erkrankungen in Europa aus Paris, London, Frankfurt und Moskau gemeldet.

Das Auftreten der Krankheit im für sicher gehaltenen Europa nahm die Fortkommandantur zum Anlass, eine zweite Informationsveranstaltung für die Bewohner der Notfallschutzzone abzuhalten. Oberst Heinrichs hatte mehrere Zettel mit der entsprechenden Einladung in der Kantine und am Eingang des Kommandanturbüros anbringen lassen, auf denen angekündigt wurde, dass Professor Wolter den Stand seiner Forschung erläutern würde. Die Versammlung würde bereits am nächsten Nachmittag am schon bekannten Platz stattfinden.

Neugierig und voller Hoffnung versammelten sich etwa 5000 Menschen vor der improvisierten Bühne. Damit war jeder einzelne Fortbewohner mit Ausnahme des Forschungsteams anwesend. Die Stimmung der Menschen war seltsam. Einerseits waren sie verängstigt, andererseits erwarteten viele optimistisch die Ankündigung eines Durchbruchs bei den Forschungen oder sogar bereits einen Impfstoff. Es war eine angespannte Nervosität zu spüren, die sich in einem aufgeregten Murmeln manifestierte.

Von Oberst Heinrichs auf die Bühne und vor das Rednerpult gebeten trat Professor Wolter kurz nach der angekündigten Zeit vor das Auditorium. Schlagartig herrschte Ruhe. Jemand versuchte zu applaudieren, gab aber rasch wieder auf, als niemand sich anschloss. Professor Wolter sah schrecklich aus. Der Mann schien seit Wochen kaum noch geschlafen zu haben. Wolter ging gebeugt, wankte leicht und stützte sich auf dem Pult ab. Sein Haar stand ihm wirr vom Kopf ab und seine Augen waren von dunklen, beinahe schwarzen breiten Ringen umgeben. Die leichenblasse Haut war maskenhaft starr und die Augen flatterten unruhig, als er die Menge unter ihm betrachtete. In den ersten Reihen entstand Unruhe, als die Leute seinen Zustand bemerkten. Von der Zuversicht, die Professor Wolter bei der ersten

Versammlung schon anhand seiner Körpersprache zum Ausdruck gebracht hatte, war nicht das Geringste übrig geblieben. Als er zu sprechen begann, war seine Stimme leise und brüchig.

„Meine sehr geehrten Damen und Herren“, begann er. „Seit ich Ihnen vor geraumer Zeit über den Stand unserer Forschungen berichtet habe, ist sehr viel geschehen. Leider ist dabei wenig Positives gewesen, dafür haben Sie alle die erschreckenden Nachrichten aus Brasilien und jetzt aktuell auch aus China, Australien und jetzt sogar aus Europa verfolgt.“ Rick registrierte überrascht, dass trotz des offensichtlich schlechten körperlichen Zustands und der schwachen Stimme Professor Wolter immer noch ohne Stocken und eloquent ohne Manuskript vortrug.

„Ich hatte Ihnen einen Impfstoff angekündigt, doch zu meinem Bedauern muss ich Ihnen sagen, dass wir in diesem Punkt keinen Schritt weiter gekommen sind.“ Aus der Menge waren leise Seufzer zu hören, doch sonst blieben alle erstaunlich ruhig. Professor Wolter fuhr fort: „Um das zu erläutern, muss ich ein wenig in die Details gehen und hoffe, dass ich dabei verständlich bleiben kann.“

Wir sind von Anfang an davon ausgegangen, dass es sich bei der Krankheit um eine Schwächung des Immunsystems handelt. Diesbezüglich sind wir inzwischen sicher. Bevor in Brasilien flächendeckend die Stromversorgung zusammengebrochen ist, haben uns unsere geschätzten Kolleginnen und Kollegen dort alle ihre Untersuchungsergebnisse übermittelt. Dabei waren auch die Gensequenzen der analysierten Viren. Allerdings hat uns sehr irritiert, dass in Australien und Hongkong die in strengster Isolation untergebrachten Flugzeugpassagiere keine Symptome gezeigt haben, bis sie wieder entlassen worden sind.“ „Warum hat man sie denn überhaupt freigelassen?“, rief jemand laut aus der Menge. „Die Untersuchungen zeigten zwar ähnliche Viren, wie sie auch aus Brasilien bekannt waren. Aber die Anzahl dieser Viren war für eine Krankheit völlig untypisch gering und sie verursachten keinerlei feststellbare Schäden. Und eine Veränderung des Immunsystems

konnte man auch nicht messen. Die Zahl der Leukozyten war bei allen Befunden vollkommen im Normbereich. Der logische Schluss daraus war, dass die beobachteten Viren nicht als Krankheitsursache in Frage kamen. Meine Kollegen und auch ich sind zu dem Schluss gekommen, dass die Viren zum normalen, also gesunden Zustand des Körpers gehören wie viele Bakterien auch. Nur hatte man sie früher nicht beobachtet, weil nie jemand gezielt danach gesucht hat. Sie dürfen nicht vergessen, dass solche Untersuchungen mit dem Verschwinden aller Krankheiten obsolet geworden waren.“ Professor Wolter wischte sich mit der Hand über die Stirn. „Es war eine folgenreiche Fehleinschätzung, meine Damen und Herren und glauben Sie mir, niemand bedauert das mehr als ich.“ Er machte eine fahrig, irgendwie resignierende Geste und schaute gehetzt ins Publikum. „Im Licht der neuesten Ereignisse muss man aber davon ausgehen, dass es keinen Unterschied gemacht hätte, wenn sie weiterhin in Quarantäne geblieben wären. Denn die neuesten Krankheitsfälle in Europa sowie in China und Australien belegen, dass sich das Phänomen auch ohne die Freisetzung dieser Patienten ausgebreitet hätte.“

Professor Wolter machte eine Pause. Er betrachtete etwas verloren das vor ihm stehende Pult, als ob er sein Manuskript suchen würde, fand aber keines und wirkte einen Moment lang sehr hilflos. Dann fing er sich wieder und sagte: „Wir haben mit zwei verschiedenen Ansätzen zu verstehen versucht, was diese ungewöhnliche Seuche verursachen könnte. Die Ereignisse im fernen Osten haben uns möglicherweise entscheidende Hinweise gegeben. Aber neben der Analyse der Ausbreitung arbeiten wir auch auf molekularer Ebene daran, ein Modell für eine mögliche Funktionsweise des Krankheitserregers zu entwickeln.“

Wenn man voraussetzt, dass die Passagiere der Lufthansa-Maschine in ihrer Isolation vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten waren, dann dürften sie auch nicht mit Krankheitserregern in Kontakt gekommen sein. Dass sie bereits kurz nach ihrer Entlassung erkrankt

sind, lässt im Grunde genommen nur einen Schluss zu. Was auch immer in ihrem Körper vorgegangen ist, muss ihr Immunsystem gründlich zerstört haben. Als sie mit den ersten Keimen wieder in Berührung kamen, konnten diese sich ungehemmt vermehren. Wenn wir weiterhin berücksichtigen, dass die Zahl der Leukozyten weiterhin im Normbereich lag, diese aber nicht tätig wurden, als Keime im Körper auftauchten, können sie nur inaktiv geblieben sein. Die Krankheit zerstört die weißen Blutkörperchen also nicht und stört auch nicht ihre Neubildung. Dafür scheint sie die Funktionsfähigkeit der Leukozyten zu beeinträchtigen und diese möglicherweise für einen uns noch nicht ersichtlichen Zweck zu benutzen. Auffällig ist darüber hinaus, dass der Keim sich offenbar im Körper ausbreitet, dass aber entgegen aller alten Aufzeichnungen über Infektionskrankheiten keine unkontrollierte Vermehrung stattfindet. Statt sich massenhaft zu reproduzieren, kontrolliert dieses Virus offenbar seine Vermehrung so, dass es selbst nicht die geringsten Krankheitssymptome verursacht. Ja, es scheint so, als ob es dem Organismus vorgaukelt, ein körpereigener Baustein zu sein. Das macht es so tückisch. Die Ansteckung kann lange vor dem Auftreten von Krankheitsanzeichen erfolgen und wann jemand krank wird, hängt davon ab, wann er mit einem entsprechenden anderen Keim in Berührung kommt. Da es seit langen Jahrhunderten keine menschlichen Krankheiten mehr gab, mussten erst Krankheitserreger von Tieren auf die Menschen überspringen. Anders herum folgern wir daraus, dass die Zeit zwischen Ansteckung und den ersten Krankheitssymptomen umso kürzer wird, je mehr Menschen infiziert wurden.“

Professor Wolter machte eine Pause und sah noch erschöpfter aus als zu Beginn seines Vortrags. „Ich hoffe, Sie verstehen, was ich damit sagen will. Die neu Erkrankten hier in Europa können sich hier schon seit Ausbruch der Seuche ungehindert bewegt haben und dabei Tausende oder gar Abertausende Menschen angesteckt haben, ohne von ihrer Infektion zu wissen.“ Entsetztes Aufstöhnen war zu hören. „Die gute Nachricht lautet, dass wir die Notfallschutzzone bereits

geschlossen hatten, bevor es allzu viele Infizierte in Deutschland gegeben haben dürfte. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir hier gefährdet sind, halte ich für gering. Leider ist das die einzige gute Neuigkeit, die ich Ihnen verkünden kann. Die übrigen Informationen sind weit weniger erfreulich, um es vorsichtig auszudrücken.“ Wolter sah gehetzt über die schweigende Menge vor ihm.

„Da wir keine anderen Ansätze gefunden haben, beschäftigten wir uns wieder mit dem ursprünglich als Ursache vermuteten Virus. Analysen der Gensequenzen der unterschiedlichen Virenstämme zeigten in etwa, was das Virus in den Zellen tut. Wie es das Immunsystem dabei überlistet, um in die Zellen und an den Zellkern zu gelangen, ist weiterhin unklar. Sicher ist, dass das Virus seine eigene Gensequenz ausgerechnet in den Abschnitt der Erbinformation einbaut, den wir seinerzeit mit E3 zur Verbesserung des Immunsystems selber eingebaut haben. Es schlägt uns quasi mit unseren eigenen Waffen. Neben den Sequenzen zur eigenen Vermehrung, die das Virus in den Gencode einbaut, fügt es offenbar auch einen Schalter ein, eine so genannte Genregulierung. Nicht jedes Gen ist immer aktiv. Die meisten Abschnitte produzieren Proteine und Enzyme auf Anfrage nach Bedarf. Damit diese bedarfsgerecht hergestellt werden können, gibt es Schaltersequenzen, über die die Aktivität des Gens gesteuert werden kann. Die geringe Zahl der Viren bei den untersuchten Patienten weist darauf hin, dass das Virus seine eigene Vermehrung steuert. Bekannte Viren, die in der Vergangenheit zu Seuchen geführt haben, ließen eine Zelle so lange Kopien ihrer selbst herstellen, bis die Zelle zu Grunde gegangen ist. Das war einer der Ursachen für die äußeren Krankheitsmerkmale. Hier in unserem Fall fehlen die eigenen Symptome schon deshalb, weil dafür nicht genügend Viren produziert werden. Die vorhandenen Viren scheinen sich dann ausgerechnet in den Leukozyten transportieren zu lassen, um sich in eher gemächlichem Tempo auszubreiten. Dabei werden die Leukozyten funktionslos und fallen für die Bekämpfung von Krankheitskeimen aus. Doch das ist leider nicht das Schlimmste.“ Wieder machte Professor Wolter eine Pause. Dabei klammerte er sich mit beiden Händen am

Pult fest und sah noch unglücklicher aus als zuvor, wenn das überhaupt möglich war. „Das Schlimmste an der Krankheit ist, dass sie sich in die E3-Immunsequenz einnistet. Das sagte ich ja bereits. Aber falls Ihnen die nahe liegende Konsequenz daraus noch nicht klar geworden sein sollte, möchte ich sie Ihnen erläutern. Seit der Massenimpfung von 2051 hat praktisch die gesamte Weltbevölkerung mit Ausnahme einiger Weniger den identischen Gencode auf diesem Chromosom. Die genetische Varianz ist damit exakt gleich Null.“ Wolter schaute mit seinen dunkel umrandeten Augen zu der gebannt schweigenden Menge hinunter, sah aber wenig Erkenntnis in den Gesichtern. „Normalerweise“, begann er seine Erklärung, „gibt es bei jedem Individuum kleine Abweichungen in der Erbinformation. Dadurch ist bei vielen Infektionen bei manchen Menschen die Anfälligkeit geringer als bei anderen, so dass die Infektionsrate meist deutlich unter 100% liegt. Ebenso ist der Krankheitsverlauf in der Regel von Individuum zu Individuum unterschiedlich, so dass selbst bei tödlichen Krankheiten meist nie alle Infizierten sterben. Und dort, wo das trotzdem der Fall ist, wie zum Beispiel bei den ehemaligen Schrecken der Menschheit Ebola oder Marburg, breitet sich die Krankheit im Körper so rasend schnell aus, dass sie sich von selbst ausrottet. Die Kranken haben einfach keine Zeit mehr, viele andere Menschen anzustecken. Jetzt liegt der Fall bedauerlicherweise anders. Die Krankheit zeigt keine Symptome, so dass sich die Überträger lange Zeit ungehindert bewegen können und dabei Hunderte oder Tausende anderer Menschen anstecken können. Und wegen der fehlenden genetischen Varianz dürfte die Ansteckungsrate exakt 100% betragen.“ Wieder machte Professor eine Pause. Als er fortfuhr, tat er das unter sichtlicher Anstrengung.

„Wir müssen annehmen, dass die Sterblichkeitsrate innerhalb der E3-Befölkerung 100% betragen wird. Wenn wir kein Gegenmittel finden, wird die gesamte Weltbevölkerung ausgelöscht.“ Das schon beim Verlassen des Rednerpults geflüsterte „Und das alles ist meine Schuld“ verstanden nur wenige Zuhörer in den ersten Reihen.

Kapitel 45

Es war längst weit nach Mitternacht, als Rick seine Erzählung abschloss. Nach wie vor war es gespenstisch still in dem kaum beleuchteten Raum. Das erste Geräusch war das von Holz, das jemand in den Kamin legte. Amara stand auf und nahm Rick in den Arm. Dieser stand still, während er versuchte, die Erinnerung zu verdrängen. Doch er hatte seinen Zuhörern versprochen, auf Fragen zu antworten.

„Und hatte der Professor Recht?“, fragte Ernie. „Ja, antwortete Rick, nachdem er sich wieder von Amara gelöst hatte. „Die Krankheit breitete sich rasend schnell überall bis in die letzten Winkel der Welt aus. Und überall wiederholten sich in ähnlicher Art und Weise die Zusammenbrüche. Am Zaun des Forts spielten sich dramatische Szenen ab. Menschen versuchten trotz der Warnungen, den elektrischen Zaun zu erklimmen und starben qualvoll und unter großen Schmerzen. Versuche, mit Hilfe von improvisierten Isolatoren hinüber zu gelangen, wurden aus der Ferne mit Schusswaffengebrauch unterbunden. Nachdem sich entlang des äußeren Zauns die Leichen sammelten, nahm die Zahl der Versuche, hineinzugelangen, ab. Aber als die Leichen zu verwesen begannen, war der Gestank unerträglich. Niemand wäre auf die Idee gekommen, sie zu bestatten weil niemand das Fort verlassen hätte. In einem hatten die Wissenschaftler Recht. Das Virus überlebte an der Luft nur kurze Zeit, so dass es nicht über die 800 Meter breite Barriere sprang.“

„Warum haben die Menschen nicht viel mehr solcher Forts gebaut?“, wollte der alte Josef wissen. „Doch, das haben sie versucht. Aber nachdem die Krankheit einmal ausgebrochen war, war es beinahe schon zu spät. Viele dieser Versuche scheiterten, weil bereits während der Einrichtung Krankheitsträger mit eingeschleppt wurden. Einige der

ersten Forschungseinrichtungen haben ebenso überlebt wie wir, weil sie schon vor der Ausbreitung gebaut worden waren. Zwei davon in den USA, in Kanada, China und in Japan eins. Moskau und Weißrussland hatten es geschafft und in Bahrain gab es ebenfalls Überlebende. Israel hatte mit gewohnter Konsequenz und technisch bester Ausstattung eine Notfallschutzzone eingerichtet, die wegen der Wasserversorgung an den Jordan grenzte. Selbst an Bewässerungsanlagen für die Landwirtschaft hatte man gedacht. Die äußere Abschirmung bestand aus einem Stahlmattenzaun, der in einem einen Meter tiefen Stahlbetonfundament fußte. Der innere Ring bestand aus einem Stahlbetonwall, der sich bereits bei der Abschirmung des Gazastreifen und des Westjordanlandes bewährt hatte. Wie in den europäischen Anlagen auch war der äußere Stahlmattenzaun dazu gedacht, unter Hochspannung gesetzt zu werden. Was der israelischen Anlage zum Verhängnis wurde, war der nie gelöste Konflikt mit den Palästinensern. Diese wurden zwar beim Bau der Anlage gebraucht und sogar gut bezahlt, doch sie durften an der Anlage nicht partizipieren. Als sich islamisch geprägte palästinensische Aktivisten derart ausgeschlossen fühlten, flammte der überwunden geglaubte alte Hass auf die Unterdrücker wieder auf und entlud sich dann nach 226 Jahren relativer Ruhe gewaltsam. Dabei war die Vorgehensweise der Palästinenser ebenso perfide wie erfolgreich. Bereits während des Baus brachten sie an und unter den Betonfundamenten Sprengstoffe an und koppelten deren Zünder einfach mit den Zaunelementen. Als die Seuche dann die Nachbarstaaten von Israel erreichte und das Fort abgeriegelt wurde, wurde auch der Zaun unter Hochspannung gesetzt. Damit wurden die Zünder ausgelöst und die Bomben sprengten 17 große Breschen in den Zaun. Der innere Verteidigungsring war ebenso vermint, doch die Zündung erfolgte konventionell über Fernzünder, die über Schallsensoren ausgelöst wurden. Eine Zeitverzögerung von 20 Minuten reichte, um die zahlreichen Sicherheitskräfte, die zum Schutz der Breschen sofort nach den ersten Explosionen nach draußen beordert waren, zu treffen. Es gab so viele Verletzte, dass das

forteigene Hospital überfordert war und die Verletzten in umliegenden Krankenhäusern behandelt werden mussten. Da es in Israel selbst noch keine Infizierten gab, wurden die Leichtverletzten bereits am Abend wieder in die Einrichtung gebracht. Damit wurde auch die Seuche eingeschleppt, was aber erst vier Wochen später augenfällig wurde.

Niemand in Afrika schaffte es, auch wenn die Ägypter nahe dran gewesen waren. Aus Südamerika kamen keine Nachrichten mehr, dafür war Europa gut vorbereitet. Fast jedes Land der EU hatte eine solche Notfallschutzzone eingerichtet. Doch einige der Anlagen wurden trotzdem infiziert. Ob die Sicherheitsvorkehrungen nicht ausgereicht haben, ob es einfach Pech war oder ob durch Bestechung Menschen trotz der Verbote eingeschmuggelt wurden, konnten wir nicht feststellen. Später ist mancherorts die Lebensmittelversorgung zusammengebrochen und die Bewohner haben ihre Einrichtung verlassen. Ich glaube nicht, dass sie große Überlebenschancen hatten.“

„Wie lange seid ihr in eurem Fort geblieben, bis ihr euch wieder heraus getraut habt?“, wollte Amara wissen. „Fast 75 Jahre“, antwortete Rick. „Niemand wusste, ob das Virus zum Beispiel in Tieren überlebt hatte oder ob es trotz der angenommenen hundertprozentigen Sterblichkeit Überlebende gab, die weiterhin ansteckend waren. Gerade vor euch hatten wir Angst. Wir wussten nicht, ob ihr ebenfalls betroffen wart und wenn, in welchem Ausmaß. Ihr hättet durchaus Überträger sein können.“

„Habt ihr denn nie einen Impfstoff gefunden?“, warf Marie ein. „Nein, nie“. Rick schüttelte leicht den Kopf. „Professor Wolter verzweifelte bald an seiner Schuld, die gesamte Menschheit ausgerottet zu haben, obwohl ich meine, dass er das zu streng sah. Er nahm sich ein halbes Jahr nach der Katastrophe das Leben und von seinem Team fand niemand eine Lösung.“

„Aber wie konntet ihr es denn dann riskieren, das Fort zu verlassen?“, fragte Tom. „Warst du schon einmal 75 Jahre lang eingeschlossen?“, fragte Rick zurück. „75 Jahre, ohne zu wissen, wie es draußen in der Welt aussieht? Es hatten sich bereits viele Bewohner umgebracht, aus lauter Verzweiflung und aus Einsamkeit, möglicherweise auch, um der unerträglichen Langeweile und Eintönigkeit aus dem Weg zu gehen, als die Kommandantur beschloss, Expeditionen nach draußen zuzulassen. Die Direktive, jeden Kontakt mit Menschen zu meiden und möglichst viel Abstand zu halten, falls man auf jemanden treffen sollte, stammt aus dieser Zeit. Das Risiko war uns allen bewusst und es war zur Abstimmung darüber gekommen. Fast alle waren mit diesem Schritt einverstanden in der Hoffnung, Neuigkeiten aus der Welt da draußen zu erhalten. Seitdem wir euch gefunden haben, beobachten wir euch und so langsam wich die Furcht vor Infektionen. Dass man mich nicht einfach erschossen hat, als ich von meinem ersten Kontakt mit euch berichtet habe, lag ebenso in der Abstumpfung der Gefahr gegenüber als auch an einem gewissen Fatalismus. Zu diesem Zeitpunkt interessierte es die Wenigsten noch, ob sie lebten oder nicht.“ „Wie viele wart ihr denn damals?“, wollte Elana wissen. „Damals ist gut“, sagte Rick leicht ironisch. „Das ist ja gerade mal ein gutes Jahr her.“ Dann dachte er an die zurückliegenden Monate zurück und sie kamen ihm länger vor als die letzten Jahrzehnte im Fort. „Damals“, antwortete Rick jetzt mit einem aufrichtigen Lächeln in Richtung von Elana und wiederholte dann ernst: „damals waren noch knapp 350 Menschen im Fort am Leben. Die übrigen haben sich im Laufe der Jahre umgebracht oder sind von Patrouillen nicht zurückgekehrt.“

Amara fragte dann, um die entstandene Stille zu unterbrechen, ob es Kontakte zu den anderen Forts gegeben hatte oder noch gebe. „Ja, die gab es. Kommunikationssatelliten, die sich im Orbit selbst steuernd in ihren geostationären Umlaufpositionen befanden, ermöglichte es uns, mit den anderen Überlebenden in Kontakt zu bleiben. Aber erst brach bei manchen Forts die Stromversorgung zusammen und dann stellten auch die Satelliten ihre Arbeit ein. Niemand hat einen Impfstoff

gefunden, obwohl die Wissenschaftler eng zusammen gearbeitet haben.“ Rick sah in fragende Gesichter und erklärte den staunenden Zuhörern dann, was Satteliten waren und wie sie ins All transportiert worden waren. Für Menschen, die technisch irgendwo im Mittelalter steckten, war die Vorstellung von riesigen Raketen viel schwieriger als die eher abstrakten Beschreibungen von Viren und Gentechnik und dementsprechend war die Reaktion darauf heftig.

„Jetzt kennt ihr die ganze Geschichte“, schloss Rick. „Ob Ihr sie glaubt oder nicht, überlasse ich Euch. Aber denkt an die Dinge, die Ihr manchmal findet. Ob es Eisen ist oder alte Gebrauchsgegenstände aus Glas, Porzellan oder Edelstahl. Irgendjemand muss es einmal hergestellt haben und das waren wir. Wir haben uns zu Schöpfern unserer Selbst erhoben und uns damit vernichtet. Ihr seid unsere Erben und habt die Chance, es besser zu machen. Vermasselt es nicht!“

Ob Ricks Geschichte die Zuhörer so mitgenommen hatte oder ob sie jetzt, wo es fast Morgen wurde, einfach zu müde waren, jedenfalls bleiben weitere Fragen aus. Mit einem erschöpften „Gute Nacht“ verabschiedete sich Rick und verließ mit Amara an seiner Seite das Versammlungshaus. Im Hinausgehen pfiff er leise und Kamber trottete hinter ihnen her.

„Eines würde mich noch interessieren“, fragte Amara, als sie beide im Bett lagen. „Warum wusste niemand von der Existenz des Forts? Es liegt zwar von uns und auch von den anderen Dörfern weit weg, aber im Laufe der Jahre musste doch jemand mal bis dorthin gelangt sein. Aber selbst die Moslems mit ihren Pferden wussten offenbar nichts davon“. „Das ist eigentlich ganz einfach“, antwortete Rick müde. „Nach der Seuche und den daraus entstandenen Wirren wart ihr erst einmal mit euch selbst beschäftigt. Wir wissen ja nicht, was im Einzelnen passiert ist, aber es ist anzunehmen, dass auch ihr auf der Suche nach Lebensmitteln von umherirrenden Gruppen überfallen worden seid. Wahrscheinlich gab es auch bei euch Tote und bestimmt sind viele

Menschen verhungert, nachdem eure Vorräte geplündert worden sind. Sonst ließe sich eure geringe Zahl nicht erklären. Ihr werdet euch eine Zeitlang zerstreut und von der Jagd gelebt haben, bis die letzten E3-Menschen gestorben sind. Danach musstet ihr eure Dörfer wieder aufbauen und wieder Vorräte ansammeln, bis ihr überhaupt für längere Reisen fähig wart. So zumindest die Einschätzung unserer Experten, die damals über das Leben nach der Seuche nachgedacht haben. Und als dann doch die ersten Wagemutigen Menschen am Zaun erschienen, waren sie natürlich neugierig und versuchten, hineinzugelangen. Sie wurden alle erschossen. Ich glaube nicht, dass jemand den Zaun gesehen hat und dann einfach umgekehrt ist, um darüber zu berichten. Nein, wer das Fort fand, kehrte nicht mehr zurück. Irgendwann wird es Märchen und Schauergeschichten gegeben haben über eine unbekannte Gefahr im Osten, die die Menschen davon abgehalten hat, in diese Richtung zu gehen. Die Vorfälle wurden jedenfalls schnell immer seltener und hörten dann ganz auf.“ „Die Waldgeister“, antwortete Amara. „Seltsam gekleidete Gestalten im Osten, die durch die Wälder streifen und jeden töten, der nicht schnell genug flieht“. „Siehst du, deshalb kannte niemand das Fort“, murmelte Rick. „Diese Phase könnte auch der Grund dafür sein, dass ihr selbst die anderen Dörfer gemieden habt. Man sollte eigentlich meinen, dass eine Entfernung von drei oder vier Tagesreisen kein Grund ist, nicht miteinander in regelmäßigem Kontakt zu stehen oder Handel zu treiben. Aber nach den bitteren Erfahrungen mit all den Fremden, die plündernd und vielleicht sogar mordend durch das Land gezogen sind, werdet ihr allen Fremden gegenüber für lange Zeit skeptisch gewesen sein. Dass du mich damals am Bach so unbefangen angesprochen hast, wundert mich bis heute noch, aber ich bin froh, dass du es getan hast! Was wirklich die Ursachen waren, weiß ich nicht, aber was es auch gewesen sein mag, ist vielleicht inzwischen einfach schon zu lange her, um noch Auswirkungen zu haben.“ Nach diesen Worten schlief Rick ein.

Kapitel 46

25 Jahre später...

Amara war inzwischen 42 Jahre alt und sah langsam älter aus als Rick. Rick machte das überhaupt nichts aus, denn die Lachfältchen um ihre Augen und die wenigen weißen Haare in der ansonsten immer noch tief schwarzen Mähne standen ihr sehr gut. Trotz dreier Geburten hatte Amara ihre Figur gehalten, auch wenn sie insgesamt ein wenig üppiger geworden war. Ihre Brüste hatten dem andauernden Sog der Schwerkraft nur wenig nachgegeben und für Rick war sie attraktiver als je zuvor.

Zwei Jahre, nachdem Rick im Dorf eingezogen war, hatten die beiden beschlossen, Kinder zu haben. Wer zuerst mit dem Thema angefangen hatte, wussten sie nicht mehr, aber es war ihr gemeinsamer Wunsch gewesen. Da Rick keine Kinder zeugen konnte, mussten sie sich anderweitig behelfen, was nach den gängigen Moralvorstellungen im Dorf weiter kein Problem darstellte. Amara hatte Rick den Vorschlag gemacht, sich den Vater des Kindes auszusuchen, doch der hatte abgewinkt. Lieber wollte er gar nicht wissen, mit wem seine geliebte Amara intim wurde und überließ diese Entscheidung ihr alleine.

2555 schenkte Amara einem Sohn das Leben. Kräuter-Marie war als Hebamme von Beginn der Schwangerschaft an eine sachkundige Begleitung und Rick war bei der Geburt anwesend. Allerdings kam er sich dabei ziemlich überflüssig vor, weil er nicht mehr machen konnte, als der vor Schmerzen schreienden Amara die Hand zu halten. Amara hatte ihm später immer wieder versichert, wie wichtig und hilfreich seine Anwesenheit für sie gewesen sei, doch insgeheim glaubte er ihr kein Wort.

Sie nannten den Jungen Richard, nach Ricks richtigem Vornamen, obwohl er biologisch nicht der Vater war. Nur 16 Monate später kam

Marie zur Welt, benannt nach Kräuter-Marie, die nicht nur wieder als Hebamme, sondern auch als Freundin der Familie eine stützende Rolle für Amara und Rick gespielt hatte.

2558 schließlich wurde das Nesthäkchen geboren. Thomas, wie Ricks Freund Tom gerufen, komplettierte die junge Familie.

Das Leben im Dorf verlief in den gewohnten Bahnen, während die Bevölkerung ganz langsam zunahm. Aber Platz und Anbaufläche für die Landwirtschaft gab es ja mehr als genug und die Wälder waren reich an Wild. Inzwischen bestimmten Pferdegespanne auf den Wegen und in den Feldern das Bild. Ochsen sah man nur noch selten. Mit den drei Nachbardörfern gab es einen regen Austausch von Waren und es hatten sich auch etliche persönliche Freundschaften über alle Überzeugungsgrenzen hinweg gebildet. Sogar einige Ehen waren geschlossen worden, obwohl dem Dorf dieses Konzept immer noch ein wenig suspekt war. Aber sowohl die Christen als auch die Moslems hatten auf eine förmliche Besiegelung der Verbindungen bestanden und die jungen Frauen des Dorfs waren meist in die Dörfer ihres Mannes gezogen. Umgekehrt gab es aber nur einen gleichartigen Austausch mit den südlichen Nachbarn, die eine ähnliche Lebensweise gewohnt waren. Alles in allem war Rick aber von dem vorurteilsfreien und gleichberechtigten Miteinander der unterschiedlichen Dörfer sehr angetan. Der Austausch von Waren und Wissen hatte allen gut getan und seit ihren ersten Kontakten war es überall bergauf gegangen, ohne die gewohnten Traditionen allzu sehr zu verändern.

An Richards 20. Geburtstag, nachdem die ganze Familie und viele Freunde ein reichhaltiges Festessen verspeist hatten, brachte Rick ein Vorhaben zur Sprache, dass ihn schon die letzten Jahre und seit einiger Zeit immer stärker beschäftigt hatte. Er erhob sich, bedankte sich bei den Gästen für ihr Kommen, brachte einen Toast auf das Geburtstagskind aus und begann dann: „Liebe Familie, liebe Freunde. Auch wenn es lange her ist, dass ich davon erzählt habe, kennt ihr alle meine Geschichte. Seit einigen Jahren beschäftigt mich die Frage, was

aus den Menschen im Fort geworden ist. Außerdem glaube ich, dass wir dort einige Dinge finden werden, die wir hier gut gebrauchen können. Die Munition für mein Jagdgewehr geht zur Neige und ich hoffe, dort Baupläne für allerlei nützliche Geräte zu finden, die wir hier mit unseren Mitteln nachbauen können. Vor allem aber würde ich gerne den Bewohnern des Forts zeigen, dass sie sich nach draußen wagen können. Dass sie aufhören müssen, ihr Leben zu verschwenden. Dass sie zu uns kommen, mit all den Sachen handeln können, die dort noch funktionsfähig sind und dass sie unter Menschen gehen können, die ihnen nichts Böses wollen. Wer wüsste besser als ich, wie groß hier der Unterschied zwischen drinnen und draußen ist. Zurückzugehen hätte ich schon lange tun sollen, das ist mir inzwischen klar geworden. Der Widerwille gegen die Einrichtung, in der ich so lange eingepfercht gewesen bin, war lange meine Entschuldigung, es nicht zu tun. Und auch die Flucht und die Angst, wieder eingesperrt zu werden, waren immer präsent. Doch irgendwann einmal ist die Zeit gekommen, einen Schlusstrich unter die Vergangenheit zu ziehen, und für mich ist dieser Zeitpunkt jetzt gekommen. Ich habe die beste Frau an meiner Seite, die ein Mann sich nur wünschen kann und ich habe drei wunderbare Kinder. Ich hoffe, ihr mögt mich begleiten“, dabei sah er erst Amara, dann Richard, Marie und zuletzt Thomas an und sprach dann weiter: „Wenigstens bis zum Zaun, das letzte Stück des Weges ist erst einmal für mich alleine bestimmt. Wenn ich freundlich aufgenommen werde, könnt ihr nachkommen, wenn nicht, werden wir einfach wieder gehen.“

Ehe die vier angesprochenen etwas sagen konnten, protestierte Ricks alter Freund Tom: „Es kann ja sein, dass ich mit meinen gut 60 Jahren etwas tatterig wirke. Aber deshalb lasse ich mich doch nicht abschieben wie einen alten Hund. Ohne mich werdet ihr nirgendwo hingehen und damit basta!“ Für Tom war damit die Frage entschieden und Rick kannte ihn gut genug, um den Mund zu halten. Im Gegenteil, er wäre enttäuscht gewesen, wenn Tom nicht mitgewollt hätte. Und für sein Alter war Tom ohnehin fit und bei bester Gesundheit. Kristin, Toms

derzeitige Lebensgefährtin, würde sicher ebenfalls mitkommen wollen. Kräuter-Marie, die lange Zeit darunter gelitten hatte, auf den ersten Expeditionen zu den Nachbardörfern nicht mit dabei gewesen zu sein, kündigte ihre Teilnahme an und nichts würde sie diesmal davon abhalten können. Schließlich wollte auch Ernie noch mit, auch wenn er wie Tom bereits im fortgeschrittenen Alter war. Aber Ernie war reiseerfahren, denn er war einer der Ersten gewesen, die ihren Lebensunterhalt mit Handeln verdient hatten. Inzwischen hatte er zwar damit aufgehört und widmete sich nur noch zum Zeitvertreib ein wenig der Landwirtschaft und Pferdezucht, doch auch er war körperlich in gutem Zustand.

Rick bedankte sich bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern seiner „Expedition“, wie er es nannte und sagten dann: „Stellt euch diesen Ausflug nicht zu leicht vor. Ich möchte den Weg so zurücklegen wie damals vor 26 Jahren, nämlich zu Fuß. Ich kann der Reiterei nichts abgewinnen und ich möchte Zeit haben, mich in Ruhe auf die Begegnung vorzubereiten. Ihr könnt gerne ein Packpferd mitnehmen und von mir aus auch zwei. Aber wir werden zu Fuß gehen, so wie früher. Und wer jetzt zu Hause bleiben will, kann das tun. Aber wer mitkommt, wird das auf meine Weise tun, klar?“ Es gab einige Scherze und einige dumme Anmerkungen, doch zuhause bleiben wollte deshalb niemand.

Kamber war gut 12 Jahre alt geworden, ehe er eines Morgens tot in seiner gewohnten Ecke lag. Amara hatte daraufhin fast zwei Jahre lang keinen Hund mehr haben wollen, und auch die Kinder hatten stark um ihn getrauert. Schließlich war er der treue Begleiter ihrer Kindertage gewesen und hatte nicht nur auf sie aufgepasst, sondern hatte ihre anfänglichen gutmütigen Streiche schwanzwedelnd über sich ergehen lassen. Amara war kurz vor Richards 13. Geburtstag eigens in Mehrets Dorf geritten, um den erworbenen Welpen abzuholen. Da immer wieder Reisende aus ihrem Dorf zu Handelsreisen aufbrachen, war es einfach gewesen, Eda eine Nachricht zukommen zu lassen. Gerade noch rechtzeitig war Johannes aus dem Christendorf

eingetroffen, um Amara mitzuteilen, dass sie einen Welpen haben konnte. Sie durfte sich sogar einen aussuchen, wenn sie selber kam, um ihn abzuholen. Amara wollte wieder einen Rüden haben und Eda hatte einen wunderschönen anzubieten gehabt. Als dieses kleine Wollknäuel sofort zu Amara hingernnt und sich dann auf den Rücken geworfen hatte, um sich streicheln zu lassen, war ihre Entscheidung gefallen. Sie nannten ihn „Cemal“, was „der Schöne“ bedeutete und Cemal begleitete sie jetzt fast überall hin.

Es war Mitte Mai, als die neunköpfige Reisegruppe aufbrach. Ricks Zugeständnis an die neue Zeit war der Verzicht auf seinen Rucksack. Ihr Gepäck war in den Satteltaschen der drei Packpferde untergebracht, die ihnen Lukas eigenhändig samt Ausrüstung ausgeliehen hatte. Die Pferde wurden an einer Leine geführt und trotteten gemächlich neben oder hinter der Gruppe her.

Rick war etwas überrascht, dass die riesige alte Buche, die das Ende der ersten Etappe markierte, immer noch stand. Die Reise war bislang völlig ereignislos verlaufen und auch die zweite Etappe über die immer noch strauchfreie Autobahntrasse bis zur Eiche brachte wenig Abwechslung. Die Alten kannten die Trasse, doch die Kinder hatten selten ein ähnliches Phänomen gesehen. Thomas beschrieb es als gewaltigen grünen Fluss, der sich durch den Wald zog und traf es damit ziemlich gut.

Die auffälligste Veränderung war, dass der Pfad, der nach Norden zum Fort abgegangen war, verschwunden war. Es gab nicht mehr die geringsten Anzeichen dafür, dass dort einmal Menschen hergegangen waren. Rick vermutete, dass die Fortbewohner ihre Erkundungen eingestellt hatten. Warum, konnte er sich aber nicht erklären. Die Gruppe musste eine Weile suchen, bis sie einen Wildwechsel entdeckten, dem sie folgen konnten. Ernie ging mit den Pferden voraus und bahnte den anderen auf diese Weise den Weg. Dennoch kamen sie hier nur sehr langsam voran. Als sie schließlich das Fort erreichten, waren sie von einem der Eingänge weit entfernt und es wurde langsam dunkel. Daher schlugen sie ihr Lager in der Nähe des Zauns auf, um

den sich immer noch ein gut sichtbarer Streifen mit niederer Vegetation zog. Im Fort selbst war keine Bewegung zu entdecken, was Rick auf die zunehmende Dunkelheit zurückführte.

Am nächsten Morgen frühstückten sie in aller Ruhe, wobei Rick vor Nervosität kaum einen Bissen herunter bekam, und gingen dann im Uhrzeigersinn am Zaun entlang. Sie waren gestern deutlich von dem alten Pfad abgekommen, so dass sie fast zwei Sunden unterwegs waren, ehe sie das westliche Tor vor sich sahen. Etwa 50 Meter vorher bat Rick seine Begleiter, hier auf ihn zu warten und sich in den Wald zurückzuziehen, sobald sich ein Fortbewohner sehen ließ. Amara bestand darauf, dass Rick sie mitnahm, doch diese eine Bitte schlug Rick ihr aus. So blieb auch Cemal zurück, als Rick sich auf den Weg zu Tor machte.

Rick hatte den alten Schlüssel für das Vorhängeschloss mitgebracht, rechnete aber nicht damit, dass er noch zu gebrauchen war. Insgeheim hoffte er, dass ihm jemand das Tor öffnen würde. Er hatte sich aber für alle Fälle auch ein Seil mitgenommen und hoffte, den überhängenden Zaun damit irgendwie überbrücken zu können. Johann, der Hermanns Schmiede übernommen hatte, hatte ihm kein Werkzeug anbieten können, mit dem man die Stahlstäbe des Zauns hätte zerschneiden können.

Zu Ricks Überraschung stand das Tor weit offen. Langsam ging Rick hindurch und schaute sich dabei vorsichtig um. Er war gelinde beunruhigt, denn das Tor war in all den Jahrhunderten, die er hier verbracht hatte, nie unverschlossen gewesen. Alles um ihn herum war ruhig. Langsam ging er weiter zum zweiten Zaun und der alten Schleuse, in der die Desinfektion der Wachen stattgefunden hatte. Dass hier nicht mehr abgeschlossen war, war schon zu seiner Zeit so gewesen und daher nicht weiter überraschend.

Rick ging durch die langsam verfallenden Räume und die offen stehenden, nutzlos gewordenen Luftschleusen und dann weiter über

den jetzt recht ungepflegt aussehenden, fast schon zugewachsenen Weg auf die Gebäude zu. Auch hier war niemand zu sehen.

Zunächst wandte Rick sich zu der Kommandantur, überlegte es sich dann aber anders. Er ging daran vorbei und nahm dann das gute Stück Fußmarsch auf sich, um zu seinen alten Solaranlagen zu kommen. Die Windräder standen alle still, obwohl ein leichter, aber eigentlich ausreichender Wind wehte. Die Solarpaneele auf dem Boden waren in dichtem Brombeer- und Rosengebüsch nur noch stellenweise zu sehen. Bei diesem Anblick fiel Rick ein, dass er vorhin auch keinen Generator laufen gehört hatte. Die Stille wirkte mit einem Mal falsch und drückend. Rick ging weiter zu seinem eigentlichen Ziel, dem Friedhof des Forts. Dieser war schon kurz nach der Katastrophe angelegt worden und der Erste, der hier bestattet worden war, war Professor Wolter gewesen.

Der Friedhof war immer pedantisch gepflegt worden. Auf die Insassen des Forts hatte er immer eine morbide Anziehungskraft ausgeübt und mancher mochte die Zeit, die er dort verbrachte, dazu genutzt haben, sich von der Welt der Lebenden zu verabschieden und sich auf sein Herkommen vorzubereiten. Auf Rick wirkte der Anblick, der sich ihm nun bot, wie ein Schock. Es waren nicht Grabsteine, die umgefallen wären, denn es hatte nie welche gegeben, sondern, dass sich das Gräberfeld fast nicht mehr von der Wildnis des umgebenden Geländes unterschied. Hier hatte sicher seit Jahren niemand mehr für Ordnung gesorgt. Rick versuchte, sich zu orientieren und das Grab von Helen zu finden, doch es gab keine Orientierungspunkte, die er dafür hätte gebrauchen können. Dafür fand er ganz hinten einige Holzkreuze, die noch nicht zu Staub zerfallen waren. Die Inschriften, wenn es denn jemals welche gegeben hatte, waren längst verschwunden. Die dazugehörenden Gräber unterschieden sich nicht von ihrer Nachbarschaft. Rick dachte einen Augenblick lang an seine erste Frau Helen und ging dann niedergeschlagen zurück. Dabei machte er einen Abstecher zu den Wohnblocks.

Auch dort schien sich seit langem niemand mehr aufgehalten zu haben. Die Eingangstüren standen offen und Rick betrat willkürlich einen der Blocks. Nach einem kurzen Blick ins Treppenhaus war er sicher, dass dort niemand mehr lebte. Nur, um sicherzugehen, rief er laut „Hallo“, erwartete aber keine Antwort. Er bekam auch keine. Rick stieg eine Etage über die Treppe hoch und sah, dass alle Wohnungstüren offen standen. Ein gewaltsames Eindringen hätte selbst in diesem Zustand erkennbar sein müssen, aber er konnte keine Spuren erkennen, die darauf hindeuten würden. Schnell verschaffte Rick sich einen Überblick über die Wohnung. Das Dach schien undicht zu sein, denn überall war es feucht und es roch stark nach Schimmel. Sonst war alles so, wie es damals üblicherweise eingerichtet war, nur von dem Bewohner fehlte jede Spur. Rick schauderte und rannte fast zur Treppe zurück. Im Erdgeschoss angekommen wollte er schon wieder nach draußen gehen, als ihm einfiel, weshalb er unter anderem hierher gekommen war. Er hatte dem Dorf versprochen, nach Bauplänen für nützliche Gerätschaften zu suchen und jetzt war er in dem einen von zwei Gebäuden, in denen die Bibliothek des Forts untergebracht gewesen war.

Die Bibliothekarin und ihr Helfer hatten bereits bei der Einrichtung der Bibliothek geklagt, dass die Unterbringung völlig ungeeignet sei. Dann kam die Katastrophe und eine Zeitlang interessierte sich niemand für die Bibliothek. Als schließlich wieder so etwas wie Normalität eingetreten war, gab es keine Möglichkeit mehr, an der Unterbringung etwas zu ändern. Die beiden Kellerräume, die sich jeweils über die gesamte Länge ihres Gebäudes erstreckten, waren von Anfang an feucht gewesen. Nicht nass und im Normalfall kaum ins Gewicht fallend, aber für die Lagerung großer Mengen Papier nicht ideal. Man hatte sich dann damit beholfen, dass die beiden Entfeuchter, die irgendwie den Weg ins Fort gefunden hatten, in der Bibliothek aufzustellen. Damit konnte die Bibliothekarin leben, auch wenn ihr der permanente Geräuschpegel auf die Nerven fiel. Rick ging in die nächstgelegene Tür im Erdgeschoss und suchte in der leerstehenden,

aber irgendwie aufgeräumt wirkenden Wohnung nach einer Öllampe oder Kerze. Auf dem Wohnzimmertisch fand er eine Lampe, in der sich noch Öl befand. Schon vor 25 Jahren, als Strom immer knapper wurde, hatte jeder Fortbewohner neben den LED-Beleuchtungen auch solche Öllampen in der Wohnung gehabt. Rick kramte sein Zippo aus der Hosentasche, zündete die Lampe an und machte sich auf den Weg in den Keller.

Als Rick unten ankam, stand auf dem Fußboden das Wasser mehrere Zentimeter hoch. Das Dach musste einen kräftigen Dachschaden haben, denn in den letzten drei Wochen hatte es kaum geregnet. Aber der Winter und vor allem das Frühjahr im Februar und März waren nass gewesen. Die Bücher waren kaum noch als solche zu erkennen. Große Teile davon waren anscheinend Nagetieren zum Opfer gefallen und die Reste waren aufgequollen und von Schimmel zersetzt. Bei dem Versuch, ein noch einigermaßen vollständig aussehendes Buch in die Hand zu nehmen, zerfiel es in Ricks Händen. Der Leim der Bindung hatte sich aufgelöst. Enttäuscht ging Rick nach oben und dann zum Nachbargebäude, nur um dort im Keller die gleiche Feststellung zu machen. Von diesen Büchern würde er keines mehr mitnehmen können. Früher hätte es Trockenkammern und spezielle Leime gegeben, die man bei seltenen Büchern zur Rettung benutzt hätte. Aber solche Möglichkeiten gab es leider nicht mehr. Rick war frustriert, hatte aber noch eine andere Idee. Doch erst einmal musste er versuchen festzustellen, was mit den Bewohnern geschehen war. Dafür würde er das Fort systematisch erforschen müssen, doch die Stille hier war ihm ein wenig unheimlich. Er kam sich vor, als würde er einen riesigen Friedhof schänden. Außerdem würde es zu lange dauern, alleine jeden einzelnen Raum aufzusuchen. Daher wandte er sich wieder dem Ausgang zu. Als er am Nachmittag wieder bei Amara, seinen Kindern und Freunden ankam, wurde er mit Fragen überhäuft. Doch mehr als: „Ich glaube, hier lebt niemand mehr“, konnte er sich nicht abringen.

Kapitel 47

Am nächsten Morgen machte sich die gesamte neunköpfige Gruppe auf, um das Fort zu erkunden. Rick hatte sie darauf hingewiesen, dass es zu unangenehmen Entdeckungen kommen könnte und dabei insbesondere die drei Jüngsten angesprochen. Im besten Fall waren die letzten Bewohner aus dem Fort geflüchtet, doch daran glaubte er nicht. Jeder der Insassen hatte die umliegenden Dörfer gekannt und in diesem Fall hätten sie irgendwo auftauchen müssen. Sicher hätten sie sich auch nach Osten wenden können, aber warum hätten sie das tun sollen? Dort lag zwar Berlin oder das, was davon noch übrig geblieben sein mochte, aber niemand wusste, was einen dort tatsächlich erwartete. Daher wäre eine solche Entscheidung unlogisch und wenig plausibel gewesen. Nein, Rick rechnete nicht damit, dass die restlichen Bewohner ihre Furcht vor der Außenwelt, die sich mit der vollständigen Isolation und der Angst vor Ansteckung nach 2326 in die Köpfe gefressen hatte, letztlich hatten überwinden können.

Rick übernahm die Führung, Amara und Cemal an seiner Seite. Dann folgten Richard und Tomas, dahinter kamen die beiden Maries und mit ein paar Schritten Abstand Tom mit Kristin und Ernie. Niemand sprach ein Wort. Die zerfallende Desinfektionsschleuse erregte zwar die Aufmerksamkeit aller, doch die Anspannung war zu groß, um Worte des Erstaunens zu finden. Als sie dann den breiten, zugewucherten Weg, der zu den ersten Gebäuden vor ihnen führte, betraten, unterbrach nur das leise Knirschen der Steine unter ihren Füßen die Stille. Und selbst dieses Geräusch wurde durch das allgegenwärtige Gras noch gedämpft. Wieder hatte Rick den Eindruck, einen riesigen Friedhof zu betreten. Es kam fast einer Vision gleich. Ob seine Begleiter ähnlich empfanden oder ob sie lediglich von der Größe der Anlage überwältigt waren, hinterfragte er nicht. Unbewusst bemühte sich jeder, beim Gehen möglichst wenige Geräusche zu machen. Die

Pferde hatten sie am Lagerplatz zurückgelassen, da sie bei ihrem Vorhaben nur hinderlich gewesen wären.

Einer Prozession gleich erreichten sie das erste Gebäude, die Kommandantur. Rick hatte überlegt, wie sie sich am Geschicktesten aufteilen könnten, war aber zu dem Ergebnis gekommen, dass eine Aufteilung nur bei den zellenartigen Wohnkomplexen tatsächlich sinnvoll war. Also betraten sie die Kommandantur gemeinsam. Auch hier waren die Türen geöffnet, es war, als steckte da ein System hinter. Zu Ricks Zeit wurden die Türen geschlossen gehalten, wenn auch neben den Außentoren nur zwei Bereiche wirklich abgeschlossen wurden. Das eine war die Waffenkammer und das andere der Komplex unter dem Tagungszentrum, der die Computer und Datenspeicher enthielt. Ob die Biolabore ebenfalls verschlossen worden waren, wusste Rick nicht. Dort war er nie gewesen und er hatte auch niemanden gekannt, der dort zu tun hatte. Rick hatte nicht die Absicht, die Labore zu durchsuchen. Er hatte die Vorstellung von verrottenden Probenbehältern, in denen die Proben der Seuche und anderer tödlicher Krankheiten nur darauf warteten, aus ihrem Gefängnis entfliehen zu können. Das war das letzte, was er untersuchen wollte. Sicher wusste er, dass diese Furcht irrational und unbegründet war, denn die Überreste des Forscherteams hatten sicher Vorkehrungen getroffen und alle Proben rechtzeitig vernichtet. Und doch konnte er sich nicht überwinden, dort hineinzugehen.

Die Kommandantur jedenfalls war offen und menschenleer. Über allem lag eine dicke Staubschicht und es gab Spuren von Tieren, die sich hier eingenistet hatten. Cemal hatte eine Witterung aufgenommen und wuselte in den staubigen Ecken herum. In einigen der Ecken gab es Feuchtigkeitsflecken und Cemal hatte bald Spinnweben auf der Nase, die ihn zum Niesen reizten. Das Dach des Gebäudes war immerhin weit über 250 Jahre alt. Rick wusste nicht, wie lange es schon gestanden hatte, als es zu einem Teil des Forts gemacht worden war. Während des letzten Vierteljahrhunderts war die Wartung wohl stark vernachlässigt worden, so dass verstopfte Dachrinnen und

zerbrochene Dachpfannen zu Wassereinbrüchen geführt haben mussten. Abgesehen von der Feuchtigkeit, dem Schimmel und dem allgegenwärtigen Staub war die Einrichtung noch so, wie Rick sie in Erinnerung hatte. Nichts wies auf den Verbleib der Bewohner hin. Doch irgendwo musste es doch Spuren der letzten knapp 350 Insassen geben.

Die überdeutlichen Zeichen des Verfalls und der Eindruck der Verlassenheit, die dieses Gebäude verströmte, drückten jedem aufs Gemüt. Niemand wollte etwas zu den unbekannten Einrichtungsgegenständen oder etwa den Monitoren wissen, die dort standen. Alle wollten so schnell wie möglich wieder ins Freie. Erst, als sie wieder draußen waren, sagte Marie: „Das ist gespenstisch. Jeden Moment habe ich damit gerechnet, dass jemand hinter mir steht, mir auf die Schulter klopft und mich fragt, was ich hier zu suchen habe. Dabei ist das alles so verlassen und traurig. Ein furchtbarer Ort.“ „Ja, das ging mir genauso“, stimmte ihr Amara zu. „Hier war seit Jahren niemand mehr und ich will auch nicht hier sein. Lass es uns schnell hinter uns bringen, damit wir wieder hier weg kommen!“ Rick nickte und führte sie dann in die Kantine. Auch hier stand die Türe sperrangelweit offen. Der Speisesaal war diffus beleuchtet, da die Glasscheiben der Fenster mit einer dicken Schmutzschicht überzogen waren. Trotz der offenen Tür roch die Luft abgestanden, aber wenigstens nicht nach Schimmel.

Da Rick auch hier vorausgegangen war, entdeckte er sie zuerst.

Man hatte die einzelnen Tische des Speisesaals in der Mitte des Raums zusammen geschoben, so dass eine einzige große Fläche entstanden war. Rick zählte 23 Stühle, die um dieses Rechteck herum in ziemlich regelmäßigen Abständen angeordnet waren. Auf den Tischen und dem Boden zählte Rick ebenfalls 23 Heckler & Koch HK P12 Pistolen, der Standardbewaffnung des im Fort stationierten Bundeswehrbataillons. Neben und unter den Tischen lagen zahlreiche Knochen, viele davon mit offensichtlichen Nagespuren versehen. Nicht einmal Cemal interessierte sich dafür, so abgenagt waren sie. Rick

bedeutete seinen hinter ihm stehenden Begleitern, fern zu bleiben und ging die letzten Schritte, um zu dem letzten Aufenthaltsort der verbliebenen Fortbewohner zu gelangen. Langsam ging Rick einmal um den Ort des Grauens herum und zählte dabei 23 Schädel. Er musste sich nicht bücken, um sehen zu können, dass jeder dieser Schädel Einschusslöcher aufwies. Die Austrittslöcher waren schlimmer, weil viel größer und unregelmäßiger als die kleinen, runden Einschussstellen. Rick wandte sich ab, rannte aus dem Raum und erbrach sich dann geräuschvoll vor der Türe. Die anderen folgten ihm schweigend. Amara streichelte Ricks Rücken, als dieser vorgebeugt und mit den Händen auf den Knien abgestützt dastand und gar nicht mehr aufhören wollte zu würgen. Als Rick die Kraft ausging, wischte er sich mit dem Ärmel über den Mund und schleppte sich bis zur Eingangstreppe zurück, um sich auf die Stufen fallen zu lassen. Amara setzte sich neben ihn, drückte seinen Kopf an die Brust und wartete, bis das unkontrollierte Schluchzen in leises Weinen übergegangen war. „So ein schreckliches Ende“, sagte sie dann. „Wie kann jemand so verzweifelt sein, dass er zu so etwas fähig ist?“ „Wenn man genug Zeit hat, kann man seine Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit ins Unendliche steigern“, schluchzte Rick. „So ein Ende wünscht man niemandem“.

Den Rest des Tages verbrachten sie damit, ein Grab auszuheben und die sterblichen Überreste der letzten Bewohner würdevoll zu bestatten. Grabwerkzeug gab es zum Glück reichlich, dennoch entschieden sie sich, keine 23 Gräber auszuheben. Nicht nur, dass das ihre Kraft überstiegen hätte. Sie hätten die von den Tieren durcheinander geworfenen Knochen nie eindeutig zuordnen können und so sollten sie so beerdigt werden, wie sie gestorben waren: gemeinsam. Die Pistolen hatten sie wie eine Grabbeilage zu den Knochen gelegt. Niemand konnte sich vorstellen, sie noch einmal zu benutzen.

Als sie den Toten diesen letzten Dienst erwiesen hatten, kehrten sie zu den Pferden nach draußen zurück. Rick wollte die Nacht nicht auf

diesem jetzt tatsächlich zum Friedhof gewordenen Gelände verbringen und niemand widersprach ihm.

Bedrückt nahmen die neun ein schweigendes Abendessen ein, niemand hatte wirklich Appetit. Ricks halbherziger Versuch, das Geschehen zu rekonstruieren, wurde von Tom unterbunden. Jedem saß das Entsetzen noch zu sehr in den Gliedern, als dass man sich damit auseinandersetzen wollte.

Nach einer unruhigen Nacht und einem spärlichen Frühstück sagte Rick zu seinen Begleitern: „Trotz allem muss ich noch einmal zurück. Wir sind gekommen, um Werkzeuge und auch Informationen zu beschaffen. Auch Jagdwaffen könnten wir mitnehmen. Die Bücher, die ich gesucht habe, sind unbrauchbar geworden. Aber vielleicht kann ich die Computer noch ein letztes Mal zum Laufen bringen.“ Als er die fragenden Blicke sah, versuchte er sich in einer Erklärung. Doch weder Amara noch Richard, Marie oder Thomas, denen er in den zurückliegenden Jahren so viel von seiner untergegangenen Welt erzählt hatte, konnten seinen Ausführungen folgen. Dazu war seine Beschreibung zu abstrakt und die Einzelheiten unvorstellbar weit vom Vorstellungsvermögen seiner Familie entfernt. Tom, Kristina und Ernie waren noch schlechter dran und hatten bereits bei seiner Schilderung der Elektrizität aufgegeben.

Rick hatte angeboten, alleine zu gehen, doch das wollten sie nicht zulassen. Alle waren der Meinung, dass sie als Gruppe losgezogen seien und dass sie deshalb auch alles gemeinsam durchstehen müssten. Und so zogen sie alle neun samt der Packpferde und Cemal los, um zu tun, weshalb sie hergekommen waren.

Rick zeigte ihnen zuerst die Waffenkammer, die tatsächlich abgeschlossen war. Der Schlüssel befand sich dort, wo er gewesen war, als Marlene Reichensberger noch Kommandantin gewesen war. Das Schloss war schwergängig und musste erst mit Hilfe einiger Tropfen Öl aus der Werkstatt gängig gemacht werden. Amara wies

Cemal an, den Vorraum zu bewachen und betrat dann hinter Rick die Waffenkammer. Da der Raum über keine Fenster verfügte, war es stockdunkel. Rick hatte vorsorglich Petroleumlampen aus dem Magazin mitgebracht und im Vorraum angezündet. Wohl war ihm bei dem Gedanken nicht, offenes Feuer in einen mit Munition voll gestopften Raum mitzunehmen, aber als er das das erste Mal getan hatte, war es eine Kerze gewesen, weil er sie besser hatte transportieren können als die großen Öllampen. Die waren wenigstens durch ein Sturmglas geschützt, so dass er sich einigermaßen sicher fühlte. In der Waffenkammer nahmen sie alles an .30-06er Springfield Munition an sich, was noch vorhanden war. Außerdem packten sie die Pakete mit den .308 Winchester und 8x57 IS ein. Dann fand Rick sogar noch die großen 9,3 x 62mm Patronen, die man für die Hirsch- und Schwarzwildjagd nutzen konnte. Ob man damit auch ein Wisent zur Strecke bringen konnte, wusste er nicht. Aber das würde sich irgendwann herausstellen. Es gab in der Waffenkammer weitere sechs Repetierbüchsen HEYM 30 „Keiler“ mit einem Zeiss Victory Varipoint Zielfernrohr, die sie nach draußen brachten. Die Faustfeuerwaffen und militärischen, automatischen Waffen ließen sie an Ort und Stelle und verschlossen dann den Raum wieder. Cemal begrüßte sie still, aber mit freudigem Schwanzwedeln. Aus der Vorratskammer und der Werkstatt nahmen sie ein paar nützliche Dinge wie Schaufeln, Hämmer, Schraubendreher, Nägel und Schrauben sowie diverse Küchenutensilien mit, bis die Packtaschen der Pferde fast voll waren. Dann schlossen sie die Türen der Räume, um sie soweit wie möglich zu schützen und beschlossen, die restlichen Dinge bei späteren Besuchen mitzunehmen, bevor sie durch undichte Dächer und eindringende Feuchtigkeit unbrauchbar wurden. Vorerst würde ihnen diese Quelle nicht so schnell versiegen.

Nach dem grausigen Fund in der Kantine war es nicht mehr erforderlich, die Wohnkomplexe zu durchsuchen. Später würden sich auch dort noch manche Sachen finden, die man gebrauchen konnte, aber das war etwas für nachfolgende Expeditionen. Jetzt machte sich

Rick an die Verwirklichung seiner Idee, die Computer wieder zum Leben zu erwecken. Dazu benötigte er eine ausreichende und stabile Energieversorgung. Vorher schaute er sich die Serverräume unterhalb des Tagungscenters an. Im warmen, aber flackernden und schwachen Licht der Petroleumlampen wirkte die technische Einrichtung seltsam fremd auf Rick. Im Gegensatz zu den Bibliotheksräumen waren die Computerräume eigens für ihren Zweck umgebaut und entsprechend gesichert worden. Natürlich lief keine Klimaanlage mehr, aber die Räume waren immerhin trocken geblieben. Die Zugänge waren nicht verschlossen, aber die staubdichten Türen hatten nicht offen gestanden. Warum auch immer hier anders verfahren worden war als im übrigen Komplex, hatten sie jedenfalls den Staub recht erfolgreich draußen gehalten. Sicher lag überall eine feine Staubschicht, aber nicht mehr, als in einer genutzten Wohnung innerhalb von zwei Wochen ohne Staubwischen zu finden gewesen wäre. Verglichen mit dem, was sie bislang vorgefunden hatten, waren die Computerräume klinisch rein.

Als die Zahl der Bewohner im Fort immer mehr geschrumpft war, blieben auch die Computerexperten von der zunehmenden Zahl der Selbstmorde nicht verschont. Daher wurden weitere Bewohner im Umgang mit den Anlagen unterwiesen und Rick hatte als Elektroingenieur und Entwickler von Steuerungsprogrammen für die Anlagen seiner Firma zu den ersten gehört die in diesen Kreis aufgenommen wurden. Im Grunde genommen war das Hochfahren der Speichersysteme und Server weitgehend automatisiert. Es mussten mehrmals ein Benutzername und ein Passwort eingegeben werden und der gesamte Ablauf war in einem ausgedruckten und dann laminierten Ablaufschema festgehalten, dass jemand mit Klebestreifen an einen der Serverschränke geklebt hatte. Rick staunte, dass dieser Ausdruck immer noch dort hing. Es war das erste Stück Papier, dass er seit 25 Jahren zu sehen bekam. Alle Passwörter waren ganz zum Schluss auf ein einziges abgeändert worden. Es lautete „Eternity“ und war dem Benutzer „Administrator“ zugeordnet. Sollte die Technik

tatsächlich noch funktionieren, würde Rick sie zum Laufen bringen können. Nach langem suchen fand Rick sogar etwas, dass er nicht mehr für möglich gehalten hatte: Mehrere Kisten mit je 500 Blatt fassenden Paketen 80 Gramm Papier DIN A4 in weiß. Es handelte sich um säure- und holzfreie Ware, die sich in einem verschlossenen Schrank befand und in der trockenen Luft offenbar die Zeit unbeschadet überdauert hatte.

Rick suchte sich einen Laserdrucker, baute die Tonereinheit aus, reinigte ihn, so gut er das vermochte, legte ein neues Tonerpack ein, dass luftdicht verschlossen gewesen war, entnahm das alte, brüchige Papier, dass sich noch im Fach befand und füllte es mit 500 Blatt des intakten Druckerpapiers. Dann machte er sich auf den Weg zum Blockheizkraftwerk in der Hoffnung, es in Gang setzen zu können. Seine acht Begleiter hatten sich staunend all die fremdartigen Geräte im Computerraum angeschaut und aufmerksam verfolgt, was Rick mit dem Drucker gemacht hatte. Jetzt kamen sie hinter ihm her und betrachteten beinahe ehrfurchtsvoll die raumfüllende, blau lackierte Kiste, an der nur wenige Schalter und Instrumente angebracht waren. Rick war erleichtert, als er sah, dass die mechanische Tankanzeige noch fast ein Drittel Füllstand vermeldete. Er drückte den Startknopf, doch es passierte nichts. Er drückte nochmals, ehe er verstand. Um den Generator starten zu können, benötigte er Strom. Es war eigentlich absurd, denn das Minikraftwerk war ja da, um Strom zu erzeugen. Diesem Dilemma war man aus dem Weg gegangen, indem man einen Notstromakku vorgeschaltet hatte, doch dieser war inzwischen völlig entleert. Da Akkus nur eine begrenzte Lebensdauer hatten und Ersatzbatterien langsam knapp geworden waren, waren diese Teile schon damals nicht mehr im besten Zustand gewesen. Und jetzt waren sie so tot wie die gesamte Anlage. Eine Chance, das Kraftwerk mit der Hand zu starten, gab es nicht.

Kapitel 48

Rick wollte sein Vorhaben schon aufgeben, als ihm eine letzte Chance einfiel. Er führte die Gruppe wieder nach draußen, ging zur Werkstatt und ließ sie dort Heckenscheren, Schaufeln, Seile und derbe Lederhandschuhe holen. Danach gingen sie zu den Solarpaneelen und Windrädern. Am Einfachsten wäre es, wenn Rick wenigstens eines der Windräder wieder zum Laufen bringen könnte und deshalb stieg er einen der 115 Meter hohen Masten hinauf, auf denen die nochmals 50 Meter hohen Vertikalrotoren angebracht waren. Das Generatorengehäuse unterhalb des Rotors ließ sich immer noch leicht öffnen, doch ein Blick ins Innere sagte Rick, dass hier nichts mehr zu machen war. Fehlende Schmierung hatten Getriebe und Kupplung, die die Rotationsbewegung an den eigentlichen Generator übertrugen, unrettbar zerstört. Vorsichtig kletterte Rick wieder hinunter. Wenn er nicht schon unzählige Male mit vollständiger Sicherheitsausrüstung diese Kletterpartie hinter sich gebracht hätte, wäre er ohne jedes Hilfsmittel nie nach oben gestiegen. Als er jetzt wieder unten angekommen war, hatte er schmerzende Beine, da diese Kletterbewegung seit vielen Jahren nicht mehr zu seinen gewohnten sportlichen Aktivitäten gezählt hatte. Eine weitere Kletterpartie hätte er an diesem Tag nicht mehr überstanden. Außerdem war Rick sich relativ sicher, dass er auf den übrigen Masten das gleiche Bild vorfinden würde. So blieben nur noch die Solarpaneele. Deren Wirkungsgrad war durch den Alterungsprozess wahrscheinlich auf unter 20 % der ursprünglichen Leistung gefallen, aber so lange sie mechanisch intakt waren und die Kabel richtig angeschlossen waren, würden sie Strom liefern. Doch bevor das der Fall sein würde, hatte Rick noch einiges zu tun. So überließ er es seinen Begleitern, die Paneele freizuschneiden und zu säubern. Rick machte sich auf den Weg zum Inverter, der von Laien gerne Wechselrichter genannt wurde, da er den von den Paneelen gelieferten Gleichstrom in Wechselstrom umwandelte. Dort befand sich auch die Steuerungselektronik, die für

die Nachführung nach dem Sonnenstand verantwortlich war. Diese Nachführung überbrückte Rick mit Hilfe einer einfachen Kabelverbindung, weil er befürchtete, dass die Paneele beschädigt werden könnten, wenn durch Bewuchs und eingedrungenen Schmutz die Hydraulik zu große Kräfte entwickeln musste. Und wenn die Hydraulik nicht mehr funktionierte, war das reine Energieverschwendung. Rick benötigte jetzt jedes Ampere, das sich noch gewinnen ließ.

Die letzten Einwohner waren so vorsorglich gewesen, die Anlage hier abzuschalten, weil sie vielleicht einen Brand nach einem Kurzschluss in einem der Gebäude befürchtet hatten. Rick wunderte sich, wie jemand, der seinen Selbstmord vorbereitete, auch nur einen Gedanken an das Zurückgelassene verschwenden konnte, aber da er nicht wusste und auch nicht wissen wollte, was in den letzten Tagen des Fort tatsächlich passiert war, konzentrierte er sich wieder auf seine Arbeit.

Rick schaltete den Inverter wieder ein, überprüfte die Sicherungen und FI-Schutzschalter und warf einen Blick auf die Anzeigeinstrumente. Was an Strom hier ankam, war lächerlich wenig. Damit hätte er allenfalls eine der LED-Tageslichtleuchten betreiben können, die als Raumbeleuchtung überall angebracht waren. Rick schaute sich den Himmel an. Tief hängende Wolken verhinderten eine direkte Sonneneinstrahlung, doch als eine kleine Wolkenlücke das Licht etwas weniger stark filterte, stieg die Anzeige im Inverter merklich an. Während sich Amara, Richard, Thomas, Marie und Marie, Tom, Kristin und Ernie über die Dornen schimpfend mit dem Freischneiden der Paneele abmühten und Cemal ihnen dabei im Staub liegend zuschaute, untersuchte Rick die Stromzuführung zum Tagungszentrum und die Sicherungskästen. Danach schaltete er jeden Stromverbraucher ab, der überflüssig war. Dazu musste er nicht in jedes Gebäude. Im Generatorraum war, als Strom rationiert worden war, eine zentrale Schalttafel gebaut worden, mit deren Hilfe die Gebäude einzeln vom Stromkreis getrennt werden konnten. Rick brauchte also nur alle Gebäude einschließlich des Tagungszentrums auf „AUS“ zu stellen. Rick ließ die alten Batterien angeschlossen in der

Hoffnung, die sie wenigstens für einen Startversuch weit genug aufladen zu können. Wenn die Batterien nicht nur völlig leer, sondern auch endgültig defekt waren, würde er noch einen Gleichrichter vor den Anlasser des Dieselaggregats schalten müssen. Wo er einen solchen hernehmen sollte, war Rick schleierhaft. Doch die alten Blei / Säureakkus, die man wegen ihrer im trockenen Zustand fast unbegrenzten Lagerfähigkeit Lithium / Gelakkus trotz deren sonstiger Überlegenheit vorgezogen hatte, waren zäh. Rick hatte den Flüssigkeitsstand kontrolliert. Der war in Ordnung gewesen, so dass er hoffen durfte, die Akkus wieder laden zu können. Also sorgte er dafür, dass sämtlicher Strom, den die Solaranlage noch liefern konnte, in die Akkus floss. Da Rick eine Tiefentladung der Akkus vermutete, würde er eine hohe Anfangsstromstärke benötigen, bevor das eigentliche Aufladen beginnen konnte. Und dazu benötigte er wenigstens einige Minuten direkter Sonneneinstrahlung zur Mittagszeit. Bis es das passende Wetter gab, würde er warten müssen.

Wegen der zentralen Bedeutung und des hohen Stromverbrauchs waren die Computerräume mit einer separaten 32 Ampere Zuleitung angeschlossen, die nie der Rationierung unterworfen gewesen war. Wenn Rick den mit Rapsöl betriebenen Dieselgenerator zum Laufen bringen konnte, würde die gesamte Stromproduktion ausschließlich in die Computerräume fließen.

Nach diesen Vorbereitungen ging Rick wieder zu seinen Freunden und nahm unterwegs eine Wasserflasche aus ihren Vorräten mit. Das Freischneiden würde wohl noch einige Stunden dauern und so machten die acht dankbar eine Pause, als Rick mit der Flasche winkte. Cemal war am durstigsten, obwohl er nur dagelegen hatte.

Rick schaute sich den Stand der Sonne an und bemühte sich, trotz der Wolken in etwa festzustellen, um welche Uhrzeit die Anlage den meisten Strom liefern würde. Dann machten sich alle wieder an die

Arbeit. Etwa eine Stunde vor Beginn der Dämmerung machten sie Schluss und verließen für die Nacht wieder das Fort.

Am nächsten Tag regnete es und Rick sah keine Aussicht auf Erfolg, den Generator heute zu starten. So saßen sie um ein kleines Feuer herum und versuchten, nicht allzu nass zu werden. Cemal lag, vom Regen unbeeindruckt, etwas außerhalb unter einem kleinen Baum im Gras. Die junge Marie unterhielt sich mit ihrer Mutter darüber, wie wohl der Alltag gewesen sein mochte, wenn man so eingesperrt war wie die Leute in dieser Anlage. Da Amaras Fantasie auch nicht ausreichte, sich das vorzustellen, obwohl ihr Rick schon häufiger davon erzählt hatte, gab sie die Frage an ihn weiter. Rick schaute in die dunklen Augen seiner Tochter, die sie eindeutig von ihrer Mutter geerbt hatte und sagte: „Ich weiß nicht, ob man sich das vorstellen kann, wenn man es nicht erlebt hat. Im Grunde genommen war es gar nicht so sehr anders als das Leben im Dorf. Ihr könnt auch hingehen, wohin ihr wollt, kommt aber immer wieder zurück. Nach fast 75 Jahren, die wir uns selbst eingesperrt hatten aus Angst, die Krankheit könnte noch irgendwo auf uns lauern, trauten wir uns fast nicht mehr hinaus. Und die, die hinausgingen, waren mutige Helden, die bereit waren, sich für uns zu opfern. Die schlimmste Zeit, abgesehen von der Katastrophe selbst, war die Ungewissheit, ob die zurückgekehrten Späher die Krankheit eingeschleppt hatten oder nicht. Diese Angst könnt ihr euch nicht einmal vorstellen. Sicher sind wir dann mutiger geworden, aber nie hat jemand gerne das Gelände hier verlassen. Selbst die, die beschlossen hatten, nicht mehr zurückzukehren, taten das, um den zurückgebliebenen Freunden und Kollegen ihren Anblick zu ersparen und nicht, um dem Fort zu entfliehen. Wir waren eine Gemeinschaft, die miteinander zusammengelebt hat und jeder besaß seine Aufgabe, die er zu erfüllen hatte. Auch darin glichen wir unserem Dorf. Doch trotzdem war die Stimmung immer gedrückt, denn nichts veränderte sich zum Guten. Eigentlich veränderte sich überhaupt nichts. Wir wurden immer weniger, was wiederum die Stimmung der Hinterbliebenen verschlechterte. Manchmal gingen Sachen kaputt, die

sich nicht mehr reparieren ließen, aber diese Veränderungen wollte niemand haben. Was wirklich schlimm war, war die Hoffnungslosigkeit. Es gab nichts für uns, dass uns Hoffnung auf eine Änderung unserer Situation bot. Und für den Einzelnen gab es nicht einmal die Hoffnung auf ein Ende durch den eigenen Tod, es sei denn, man führte ihn selbst herbei. Nein, der menschliche Verstand ist nicht dafür geschaffen, sich ein „Weiter so“ bis in alle Ewigkeit vorzustellen. Es macht einen verrückt. Und es macht einen depressiv.“ Rick sah zu seiner Amara herüber und sprach dann weiter: „Wenn mich Amara nicht mit ihrer jugendlichen Unbekümmertheit, ihrer Leidenschaft und ihrer Neugier aus diesem immerwährenden Trott herausgezogen hätte, wäre ich heute wohl auch nur noch ein Gerippe mit durchlöcherterem Schädel.“ Dann lächelte Rick dankbar und fügte noch hinzu: „Und mit ihrer Liebe. Du hast mir wieder gezeigt, was es heißt, zu leben. Wie es ist, wenn man jeden Tag genießt, weil man nicht wissen kann, was der nächste Tag bringen mag. Danke, mein Schatz!“ Mit diesen Worten deutete Rick einen Kuss an, den er Amara quer über das Feuer zuwarf.

Tom gab Kristin ebenfalls einen Kuss, nachdem er Ricks Liebeserklärung gehört hatte und Kräuter-Marie kuschelte sich dichter an Richard heran, was Rick mit einem Stirnrunzeln aufnahm. Er konnte immer noch nicht völlig unbefangen mit den Vorstellungen der freien Liebe seiner Freunde und Nachbarn umgehen. Die Vorstellung, dass Marie mit dem wesentlich jüngeren Richard ein Verhältnis hatte oder noch haben wollte, bereitete ihm gelindes Unbehagen. Dann erinnerte er sich an seine lange zurückliegende Jugend und erkannte, dass er damals froh gewesen wäre, wenn sich eine attraktive, erfahrene Frau seiner angenommen hätte. Dabei lächelte er still in sich hinein und gönnte beiden ihr Vergnügen. Er hatte immer nur Amara begehrt, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte und selbst heute war ihm nicht klar, warum ihr das genauso gegangen war. Doch bevor er mal wieder in Selbstzweifel abgleiten konnte, unterbrach Thomas ihn mit einer Frage. „Sag mal, was ist eigentlich aus diesem seltsamen Erreger geworden, der euch alle dahingerafft hat? Erst bleibt ihr 75 Jahre in

eurem Fort eingeschlossen und dann geht ihr raus und nichts passiert. Das verstehe ich nicht.“ Rick, aus seinen Gedanken an Amara herausgerissen, benötigte ein paar Sekunden, um den harschen Themenwechsel zu verarbeiten. Dann sagte er: „Infektionen verbreiten sich, bis sie gestoppt werden. Normalerweise ist das der Fall, wenn die Zahl der frisch Angesteckten geringer wird als die Zahl derjenigen, die wieder gesund werden oder sterben. Entweder sind die übrig gebliebenen immun oder bereits erkrankt. Je stärker die Krankheitssymptome sind, desto weniger kommen Kranke mit anderen Menschen in Kontakt, weil sie sich zurückziehen oder einfach bettlägerig werden. Und je schneller die Krankheit ausbricht, desto eher werden die Kranken behandelt oder wenigstens isoliert. Auch das verlangsamt die Ausbreitung. Unsere Nemesis war anders als alles, was es zuvor gab. Sie verursachte selbst keine Krankheit, wodurch sich die Infizierten lange Zeit ganz unbemerkt bewegen und viele Leute anstecken konnten. Nur aus diesem Grund brachten letztlich all die Reiseverbote nichts mehr, denn als sie verhängt wurden, war es schon längst zu spät. Und das ist auch der Grund dafür, dass sich die Krankheit trotz einer absolut hundertprozentigen Tödlichkeit weiter verbreiten konnte, ohne sich selber auszurotten. Sie stoppte erst, nachdem sie jeden infiziert hatte, der das E3-Genom in sich trug. Nachdem der letzte genveränderte Mensch gestorben war, hatte das Virus keinen Wirt mehr und starb aus.“ „Ja, das ist einleuchtend“, gab Thomas zu. „Aber warum seid ihr dann 75 Jahre lang trotzdem nicht aus eurer Isolation herausgekommen?“ „Die ersten Jahre wussten wir nicht, was draußen los war. Es hätte ja durchaus Überlebende gegeben haben können, die durch irgendwelche Umstände verschont geblieben waren. Menschen, die sich in völlige, keimfreie Umgebungen geflüchtet hatten, so dass sie nicht mit den sekundären Krankheiten in Kontakt kamen. Entscheidend wart aber ihr.“ Dabei zeigte Rick in die Runde. „Das Virus hätte sich in euch erhalten haben können, ohne euch selber krank zu machen. Ihr hattet zwar das E3-Genom nicht, wart aber ansonsten ganz normale Menschen. Also bestand Grund zu der Annahme, dass ihr Träger der Infektion sein konntet. Einige

unserer Experten hielten es auch für möglich, dass dieses Virus ursprünglich von Tieren auf die Menschen übergegangen war. In diesem Fall konnte es immer noch dort sein und auf uns warten, auch wenn es dann eher in Südamerika zu vermuten wäre. Diese Gefahr konnten wir nicht ignorieren. Also haben wir jeden Kontakt gemieden und sind geblieben, wo wir waren. Erst, als wir es nicht mehr ausgehalten haben, trauten wir uns hinaus.“ So oder so ähnlich hatte Rick das schon einmal erzählt, aber damals war Thomas noch nicht geboren. Und angesichts des friedhofartigen Forts kamen die alten Geschichten wieder hoch.

Der nächste Tag war durchwachsen, aber es gab immer wieder länger anhaltende Wolkenlücken. Rick ließ seine Begleiter zurück und nahm nur Cemal mit, um die Akkus zu überprüfen und sich auf die Suche nach einem Gleichrichter zu machen, falls die Batterien nicht wie erhofft funktionierten. Die Ladespannung war viel versprechend und Rick wollte am nächsten Tag einen Versuch starten.

Obwohl Rick für seine Arbeiten an den Computern keine Hilfe benötigte, wollte sich keiner entgehen lassen, bei seinem Vorhaben zuzusehen. So brachen alle neun am späten Vormittag auf, um Rick bei seinen Bemühungen zu unterstützen. In Wahrheit wäre Rick dabei lieber alleine geblieben, um in Ruhe und ohne Unterbrechungen durch Fragen konzentriert arbeiten zu können. Doch er konnte ihnen die Bitte, dabei zu sein, natürlich nicht abschlagen. Nur Cemal waren die dunklen Flure suspekt und er zog es vor, draußen zu warten.

Nachdem sie mit zwei Öllampen ausgerüstet in den Generatorraum gegangen waren, überprüfte Rick ein letztes Mal die Akkus. Der Ladezustand war besser, als er gehofft hatte, aber trotzdem war es nicht viel. Mehr als zwei oder drei Startversuche würde er damit nicht machen können. Rick richtete sich von den auf einem kleinen Betonsockel stehenden Akkus auf und drehte sich dann zu der großen, blau lackierten Metallwand um. Er schaute in die angespannten

Gesichter. Der Kontrast zwischen der kalten, glatten, sehr technisch wirkenden Oberfläche des Generators und den von schwachem, leicht flackerndem Licht erhellten Gesichtern hätte kaum größer sein können. Dann wandte er sich wieder dem Minikraftwerk zu und drückte den Startknopf. Der Anlasser bewegte sich geräuschvoll wenige Sekunden, dann hustete das Dieselaggregat, machte ein paar Umdrehungen selbständig, gurgelte und ging wieder aus. Hinter ihm hörte Rick, wie erstaunt nach Luft geschnappt wurde. Solche Geräusche kannte außer ihm hier niemand. Rick versuchte es noch einmal. Und gerade, als dem Anlasser merklich der Saft ausging, sprang der Motor an. Rick schnaufte vor Erleichterung, als an der Decke das Licht anging. Amara schrie leise vor Schreck auf und Kräuter-Marie war schon fast wieder durch die Tür zurückgewichen. Das sonore, jetzt gleichmäßige Summen aus der blauen Maschine in Verbindung mit einer Lichtquelle, die ohne eine erkennbare Flamme und ohne fremdes Zutun aufgeleuchtet war, erforderte ein großes Zutrauen in Rick, um nicht Hals über Kopf wegzulaufen. Rick dachte, dass er seine Begleiter besser hätte vorbereiten können, doch er hatte nur die technischen Probleme vor Augen gehabt. Jetzt freute er sich über den laufenden Generator und schämte sich gleichzeitig, der Gruppe einen solchen Schrecken eingejagt zu haben. „Entschuldigt“, sagte er laut, um das Summen zu übertönen. „Ich hätte euch sagen sollen, was passiert. Alles ist normal, ihr müsst euch nicht fürchten.“ Dann ließ er die Petroleumlampen löschen und führte die acht zum Computerraum.

Dieser war jetzt hell erleuchtet und die unter der Decke hängenden Klimaanlage summten. Rick wies die anderen an, sich irgendwo eine Sitzgelegenheit zu suchen und ihn erst einmal in Ruhe arbeiten zu lassen. Dann machte er sich daran, die Computeranlage hochzufahren. Anhand des Zustandes war Rick ziemlich sicher, dass er hier keine Probleme zu erwarten hatte. Die gesamte Anlage besaß, abgesehen von den Schaltern, Tastaturen und Eingabegeräten keinerlei mechanisch betriebenen Teile, die hätten verschleifen und damit ausfallen können. Notfalls wäre sogar eine Eingabe über natürliche

Sprache möglich, doch Rick bevorzugte immer noch die gute alte Tastatur in Kombination mit einer Maus. Als Erstes musste der physikalische Datenspeicher gestartet werden, denn darauf war die Datenbank- und Betriebssystemsoftware gespeichert. Als Speichermedium dienten auf Eisen basierte Festkörperspeicher, die sich auf Atombasis den Spin der Elektronen zu Nutze machten und die ihre Informationen auch ohne elektrische Spannung beinahe beliebig lange behalten konnten. Zudem war ihre Speicherkapazität fast unbegrenzt. Der Speicher stand innerhalb von fünf Minuten zur Verfügung. Dann startete Rick die Server, die dann die Datenbanken und die virtuellen Arbeitsplatzbetriebssysteme starten konnten, mit denen sich die gesuchten Informationen finden ließen. Als das nach weiteren 35 Minuten abgeschlossen war, schaltete Rick einen der Arbeitsplätze ein, die auf das virtuelle System Zugriff hatten. Amara, Tom und vor allem der technisch sehr interessierte Ernie schauten auf die nacheinander aufleuchtenden Monitore. Nicht nur, weil sie nicht lesen konnten, wussten sie mit den Darstellungen nicht viel anzufangen. Aber alleine, auf einem zuvor dunklen Rechteck jetzt wechselnde Symbole und Bilder zu sehen, beeindruckte sie sehr. Niemand unterbrach Rick mit Fragen.

Rick war auf der Suche nach technischen Informationen und daher wählte er die Google-Bibliothek aus, die alle verfügbaren deutschen und englischsprachigen Bücher enthielt, die jemals erschienen waren. Jetzt hatte er die Qual der Wahl. Sein Vorrat an Druckerpapier war begrenzt, wenn denn der Drucker überhaupt funktionierte. Testweise suchte er sich den „Kleinen Prinzen“ von Antoine de Saint-Exupéry heraus, weil es eines seiner Lieblingsbücher war und weil es so kurz war. Dann schickte er die Datei auf den Drucker, der mit einem Schnaufen zum Leben erwachte. Um Papier zu sparen, hatte er einen beidseitigen Druck angefordert. Der Ausdruck war zu Ricks Freude sauber und klar und so machte er sich an die Auswahl der benötigten Werke.

Zunächst druckte Rick die Anleitungen zur Herstellung von Papier und Pergament sowie Tinte und Federkiel aus. Dann folgte eine umfangreiche Enzyklopädie zu mittelalterlichen bis barocken Handwerkskünsten, die offenbar alles enthielt, was er sich nur wünschen konnte. Danach fand Rick einen Handwerker Almanach, der zwar von modernem Werkzeug ausging, aber dennoch viele nützliche Hinweise enthielt. Zwischendurch musste er den zweiten, 500 Blatt umfassenden Papierstapel nachlegen und die Ausdrücke entnehmen.

Schon seit Rick gesehen hatte, dass in der Bibliothek nichts mehr zu retten war, hatte er darüber nachgedacht, ob er Literatur oder historische Werke mitnehmen sollte. Aber wie sollte er hier eine Auswahl treffen? Er hatte nur eine begrenzte Zeit und einen noch viel begrenzteren Papiervorrat zur Verfügung. Bei den Werken zur menschlichen Geschichte hatte er sich schon dagegen entschieden. Die jetzigen Gemeinschaften würden noch so lange unfähig sein, alte Fehler zu wiederholen, dass solche Mahnungen einfach verpuffen würden. Er hielt es für besser, wenn sich die Dörfer auf ihrem bisherigen, guten Weg unbeeinflusst entwickeln konnten. Rick sah die Gefahr, dass sich jemand durch die Taten früherer Herrscher inspirieren lassen könnte und dabei dieselben, menschenverachtenden Egoismen entwickeln würde. Nein, die Menschen hatten ein Recht auf ihre eigene Entwicklung und ihre eigenen Fehler.

Rick kamen die für unvergessen gehaltenen Werke von Shakespeare, Goethe, Schiller, Simmons, Prousts, Keats, Yeats, Brecht, Faulkner und Ecco in den Sinn und schüttelte dann den Kopf. Er entschied sich letztlich für „Der alte Mann und das Meer“ von Ernest Hemingway. Nicht nur, weil auch diese Geschichte relativ kurz war, sondern weil sie die menschlichen Emotionen und Antriebe besser beschrieb als jedes andere Werk, das er jemals gelesen hatte.

Während er, nach Inspiration suchend, durch die Indizes blätterte und hinter ihm immer noch stummes Staunen herrschte, stolperte er über die Bibel in ihrer so genannten Einheitsübersetzung des Deutschen

Bibelwerks. Eine kurze Suche brachte auch den Koran in seinem arabischen Ursprungstext und eine versuchte deutsche Übersetzung sowie den Tanach zum Vorschein. Querverweise führten zu ähnlichen, fernöstlichen Schriften wie den Veden, den Upanishaden, der RigVeda und der Bhagavadgita.

Einen Moment lang war Rick versucht, all diese Texte zu löschen, während er an die vielen Gräueltaten im Namen dieser Schriften dachte, insbesondere die der drei monotheistischen Hauptwerke. Doch dann wurde ihm klar, dass es nicht die Schriften waren, die man verantwortlich machen musste. Die darin niedergelegten Lehren und Weisheiten waren weitestgehend friedlicher, gar pazifistischer Natur, wenn man einmal vom alten Testament der Bibel absah. Erst durch den Missbrauch der Mächtigen, die diese Schriften bewusst falsch oder aus dem Zusammenhang heraus zitiert und interpretiert hatten, um ihre weltlichen Interessen zu legitimieren, waren sie zu dem gemacht worden, was sie waren. Nämlich zu Quellen des Hasses, der Ausgrenzung, der Gewalt, des Krieges und des Genozids. Nein, die Religionsstifter hatten sicher ganz andere Vorstellungen von dem, was sie den Menschen hatten vermitteln wollen. Sie traf keine Schuld an all den Schandtaten, die in ihrem Namen verübt worden waren. Also ließ Rick die Dateien dort, wo er sie gefunden hatte. Die Entscheidung, diese Bücher zu vernichten, stand ihm nicht zu. Ob das Wissen, dass niemand außer ihm in der Lage war, diese Bücher wieder zum Leben zu erwecken, bei seiner Entscheidung eine Rolle gespielt hatte, wollte er nicht hinterfragen.

Während der Drucker nach neuem Papier rief, suchte Rick wieder in den technischen Beschreibungen und fand noch ein paar interessante Werke zum Thema Metallgewinnung und Metallverarbeitung, die sich wesentlich detaillierter mit den dabei zu bewältigenden Problemen befassten als die bisher ausgewählte Enzyklopädie. Schachttöfen zur Eisengewinnung würden sicher nützlich sein, um Ansammlungen von Rost, die sich in alten Siedlungsresten finden ließen, wieder in das ursprüngliche Eisen zurückzuverwandeln. Die Meiler, die die dazu

notwendige Holzkohle liefern konnten, waren in der Enzyklopädie über die mittelalterlichen Techniken beschrieben. Zum guten Schluss fand er noch „Das neue Buch vom Leben auf dem Lande. Ein praktisches Handbuch für Realisten und Träumer“ von John Seymour, in dem fast alles, was man für ihr tägliches Leben wissen musste, beschrieben stand.

Als der Drucker 5 Pakete Papier später stoppte, hatte Rick alles, was er glaubte, haben zu müssen. Die Ausdrucke hatte er säuberlich in den Umkartons gestapelt und das nicht gebrauchte Papier stellte er jetzt daneben. Er wies die Männer an, die Kartons auf die Packpferde zu verteilen und notfalls andere Dinge zurückzulassen. Dann stoppte er. Etwas hatte er vergessen, etwas Wichtiges. Rick setzte sich wieder vor den Monitor und suchte ein allgemeinverständlich gehaltenes Anatomiebuch und ein Kräuter- und Hausmittellexikon heraus, füllte den Drucker nochmals mit frischem Papier, das er wieder von oben holen musste und schickte die Dateien zum drucken. Er wartete, bis der Drucker arbeitete. Danach machte er sich nochmals auf den Weg zum Magazin und suchte dort nach Schreibgeräten. Die Kugelschreiberminen waren längst eingetrocknet und unbrauchbar. Aber Rick fand mehrere Füllfederhalter im Retrodesign, die Tinte nicht über Patronen, sondern über einen Tank mit Einsaugmechanismus aufnahmen. Die erforderliche Tinte war ebenfalls noch in größeren Mengen vorhanden. Dann fand er noch Bleistifte, Spitzer und sogar Radiergummis, die noch nicht so hart waren, dass sie unbrauchbar gewesen wären. Mit diesen Dingen unter dem Arm kehrte er dann zu seiner Gruppe zurück. Dort hatte sich die Anspannung gelöst und alles sprach durcheinander. Ernie hatte eine bedruckte Seite in der Hand und versuchte vergeblich, ihr einen Sinn zu entlocken. Rick gab seine Sachen an Marie weiter und sprach dann zu Ernie: „Bitte wirf die Seiten nicht durcheinander. Die Reihenfolge ist wichtig, sonst sind sie wertlos. Ich verspreche euch, dass ich euch beibringen werde, wie man sie liest. Und auch, wie man selber schreiben kann. Doch das wird dauern, ganz so einfach ist das nicht. Also hab Geduld und pack es erst einmal

weg.“ Dann ging Rick, mit einer Laterne ausgerüstet, zurück in den Computerraum, fuhr die Maschinen in umgekehrter Reihenfolge wieder herunter und schaltete sie dann ganz aus. Anschließend stoppte er den Generator. Vorher hatte er die Laterne entzündet, denn mit dem Generator gingen auch die LED-Lichter aus. Auf dem Weg zurück entnahm er die restlichen Ausdrucke aus dem Drucker und nahm sie mit hinauf.

Wieder oben angekommen ging die ganze Gruppe zu den Solarpaneelen und bereitete ein sehr spätes Mittagessen. Cemal war sichtlich froh, sein kleines Rudel wieder zusammen zu wissen.

Kapitel 49

Tom hatte einige der Patronen in Beutel umgefüllt, weil sie sich so in den Paktaschen besser verstauen ließen. Trotzdem mussten sie manche der Küchenutensilien zu Gunsten des Papiers erst einmal zurücklassen. Das rief Unverständnis hervor, da vor allem die Frauen nicht einsehen wollten, die kostbaren Gerätschaften wegen etwas zurückzulassen, das ihnen ohne Wert zu sein schien. Vor allem Ernie, der bei seiner Begutachtung der Ausdrucke auf technische Zeichnungen gestoßen war, hatte aber wenigstens eine Ahnung, was sich in den vielen, unscheinbaren Blättern für Schätze verbergen mochten. Rick versuchte es mit einer Leseprobe aus John Seymours Buch. Zu Beginn war beschrieben, wie man einen guten Boden vorbereitet und mit verschiedenen Feldfrüchten im Wechsel bepflanzt. Daraus las Rick jetzt zwei Seiten vor. Begeisterungstürme rief er damit nicht gerade hervor, denn was er las war nichts, was unbekannt war. Aber gerade Amara und Kräuter-Marie konnten sich vorstellen, dass es auch noch interessantere Passagen geben mochte und Ernie war der Erste, der das Konzept des Lesens und Schreibens begriff. „Mir scheint das Bedeutsamste zu sein, dass man auf diesen Seiten

Wissen festhalten und auf einfache Weise weitergeben kann“, sagte er. „So ist es“, bestätigte ihm Rick. „Wenn man nicht festhalten kann, was man weiß, dann besteht die Gefahr, dass es verloren geht. Mit Hilfe dieser Papiere kann man viele Menschen unterrichten und ganz bestimmt findet sich darin Vieles, was uns in Zukunft helfen wird. Dazu müsst ihr aber zuerst Lesen und Schreiben lernen und dann die Kunst, solches Papier selbst herzustellen. Wenn wir es dann schaffen sollten, Bleiletern zu gießen und eine Buchdruckmaschine, dann können wir unser Wissen vervielfältigen und verbreiten. Davon werden alle profitieren. Wir können unser Wissen erweitern, indem wir das unserer Nachbarn aufschreiben. Es ist eine Grundtechnik, die unbegrenzte Möglichkeiten und Chancen bietet. Eure Vorfahren hatten auch Bücher und sie konnten Lesen und Schreiben, ehe ihr alles verlernt habt. Ich werde es euch wieder lehren.“

„Warum haben wir es verlernt?“, fragte Marie. „Ich vermute, weil eure Vorfahren nie daran gedacht haben, Papier selbst herzustellen. Das, was sie in ihre Dörfer mitgenommen hatten, zerfiel mit der Zeit und sie haben es versäumt, es zu ersetzen. Die Schrift war der eigentliche Beginn der menschlichen Kultur, schon vor tausenden von Jahren. Erst hierdurch sind wir zu dem geworden, was wir sind oder besser, was wir waren. Vor der spanischen Grippe haben wir unvorstellbare Mengen an Papier benutzt, ehe wir die Speicherung auf unsere Computer übertragen haben. Ihr habt ja gesehen, wie ich diese Seiten aus dem Drucker geholt habe. In dem Computer ist mehr an Informationen gespeichert, als ganze Generationen von Euch jemals werden lesen können. „Warum?“, fragte Marie. Würden wir es nicht verstehen?“. „Das Meiste würdet ihr tatsächlich nicht verstehen, zumindest am Anfang nicht.“, antwortete Rick. „Ihr könntet es lernen, wobei ich mir sicher bin, dass ihr nicht alles lernen solltet, was wir wussten. Das, was uns immer am meisten geschadet hat war eine Eigenschaft, die euch bestimmt auch nicht abhanden gekommen ist. Wir haben es nie geschafft, das, was wir tun konnten, nicht zu tun. Wir haben uns nie mit dem reinen Wissen zufrieden gegeben. Wenn wir unser Wissen in die Tat umsetzen konnten, dann haben wir das getan. Selbst dann, wenn

es völlig unvernünftig war und uns selbst hätte vernichten können.“ „Das klingt nicht sehr vernünftig“, warf Amara ein. „Das ist wohl wahr“, gab Rick zu. „Warum sollte man Waffen bauen, die die ganze Welt hätten vernichten können, nur weil man dazu in der Lage war. Trotzdem hat man es getan. Und nicht nur eine, sondern tausende. Zunächst, um zu zeigen, dass man es kann und was sie bewirken und dann, weil andere sie schon hatten. Es war ein völlig verrücktes Wettrüsten, das nichts mehr mit Vernunft zu tun hatte. Aber viele Dinge waren nicht einmal so dramatisch wie die Bomben. Wir benötigten zu unserer Zeit unvorstellbare Mengen an Energie. Strom, wie der, der den Computer angetrieben hat. Und Öl, mit dem unsere gesamte Wirtschaft und der Verkehr angetrieben wurden. Wir entwickelten Alternativen, um der Umweltverschmutzung Herr zu werden, aber wir waren lange nicht in der Lage, diese Alternativen zügig und flächendeckend einzuführen, weil man mit den alten Techniken mehr Geld verdienen konnte.“ Rick schaute in verständnislose Gesichter. „Vergesst das einfach. Man muss nicht immer alles wissen. Manchmal ist es auch ganz gut, wenn man mal etwas nicht weiß.“ Amara hatte schon gedacht, Rick sei fertig mit seinem Monolog, doch der sprach nach einer kurzen Pause weiter. „Aber ein konkretes Beispiel habt ihr ja vor Augen. Der Mensch lernte, erst in das Erbgut von Tieren einzugreifen und dann in sein eigenes. Die vermeintliche Rettung während der spanischen Grippe führte schließlich zur völligen Vernichtung. Manche Dinge lässt man besser, auch wenn man sie tun könnte. Und deshalb ist es gut, wenn die meisten Informationen dort bleiben, wo sie jetzt sind, nämlich hier. Selbst ich würde es kaum noch einmal schaffen, die Anlage wieder in Betrieb zu nehmen. Ihr werdet ein viel besseres Startkapital haben, als jemals jemand vor euch, doch alles, was darüber hinausgeht, werdet ihr euch selbst erarbeiten müssen. Aber keine Angst, ihr werdet lernen, mit dem zu Recht zu kommen, was wir euch übrig gelassen haben, und damit meine ich jetzt nicht Töpfe oder Pfannen. Viele unserer alten Fehler werdet ihr nicht mehr machen können, weil dazu schlicht die Rohstoffe nicht mehr aufzufinden sein werden. Niemals werdet ihr einen Tropfen Erdöl zu

Gesicht bekommen und ob ihr mal ein Stück Kohle finden werdet, halte ich auch für unwahrscheinlich. Aber das spielt keine Rolle. Es wird euch sogar helfen, kreativer zu sein und pfleglicher mit eurer Umwelt umzugehen. Ihr werdet es besser machen als wir. Weniger größenwahnsinnig und viel vernünftiger. Da bin ich mir sicher“. Rick holte tief Luft, schaute Marie an, sah ihren fragenden Ausdruck und ergänzte dann: „Um deine Frage zu beantworten: Das, was in den Computern gespeichert ist, ist so unvorstellbar viel, dass es für viele Generationen Lesestoff bedeutet, selbst wenn man nichts anderes mehr tun würde als lesen. Nicht alles ist wichtig. Die meisten Bücher wurden nur zur Unterhaltung der Leser geschrieben. Und davon sind viele unglaublich schön, manche lehrreich und es macht Spaß, sie zu lesen. Wissenschaftliche Werke dürften kaum mehr zu verstehen sein. Aber das alles ist Vergangenheit. Wer soll die Bücher aus den Computern herausholen und wie und worauf soll man sie drucken? Wer weiß, vielleicht gelingt es euren Nachkommen irgendwann einmal, vielleicht auch nicht.“

Dann gab er Tom und Ernie eindeutige Anweisungen, die Papiere unter allen Umständen trocken zu halten und auch im Dorf entsprechend zu lagern. Zu seiner Familie sagte er: „Wo ich jetzt schon einmal hier bin, würde ich gerne noch einmal Berlin sehen oder das, was davon noch übrig ist. Es ist ein weiter Weg von hier aus. Ich schätze, dass wir von hier aus mindestens noch einmal fünf Tage unterwegs sein werden. Würdet ihr mich begleiten?“ Amara war die erste, die ja sagte. Rick würde sie nie alleine lassen wollen. Auch Marie und Richard waren von der Idee angetan und neugierig auf die Welt. Thomas wollte Tom und Ernie begleiten, um die wertvolle Fracht zu beaufsichtigen. Kristin wollte natürlich bei Tom bleiben. Kräuter-Marie sah ihre Chance, mehr von der Welt sehen zu können und bat Rick, sie begleiten zu dürfen. Ehe er ja sagen konnte, hatten seine Tochter und Amara schon zugestimmt.

Rick ging danach noch einmal in das Magazin und holte fünf Militärrucksäcke, dann verließen sie alle gemeinsam das Fort durch das Westtor, um die Nacht zusammen zu verbringen.

Kapitel 50

Rick wollte ursprünglich zunächst bis zur Trasse der A2 mit Tom und Ernie mitgehen, entschied sich dann, um den Umweg zu vermeiden, anders. So verabschiedeten sie sich nach dem Frühstück und wünschten sich gegenseitig eine gute Reise. Die Vorräte hatten sie bereits am Abend aufgeteilt, wobei Ricks Gruppe den Großteil abbekommen hatte. Rick hatte sein Jagdgewehr eingepackt und Richard eines der neuen für sich beansprucht. Das Schießen hatte er schon von seinem Vater gelernt, so dass es seitens Tom und Ernie keine Proteste gab. Die beiden hatten auch schon ein wenig Erfahrung mit Ricks Gewehr sammeln dürfen, so dass auch sie auf dem Rückweg auf die Jagd gehen konnten.

Während Tom mit Kristin, Thomas, Ernie und den drei schwer beladenen Packpferden nach Südwesten zogen, ging Rick mit seinen Kindern Marie und Richard, Kräuter-Marie und natürlich Amara zum Westtor des Forts zurück. Cemal trottete hinter ihnen her, die Nase immer dicht am Boden. Ein gewisses Risiko ging Rick mit der Route quer durch das Fort ein, denn ob das Osttor ebenso offen stand, wie das Westtor, konnte er nur vermuten. Als sie dann etwa drei Stunden später, nachdem sie die ehemaligen ausgedehnten, jetzt völlig verwilderten landwirtschaftlichen Flächen des Forts durchquert hatten, am Osttor ankam, war Rick erleichtert. Die letzten Bewohner hatten keine halben Sachen gemacht und auch diesen Zugang geöffnet. Wieder fragte sich Rick, was sie zu diesem Schritt bewogen haben mochte. Vielleicht war es ein letzter symbolischer Akt der Öffnung gewesen, der das Ende ihrer selbst gewählten Isolation zeigen sollte.

Wer wusste schon, was in Menschen vorging, die kurz vor einem kollektiven Selbstmord standen?

Hinter dem Tor erstreckte sich wie auf der anderen Seite des Forts ein Wald, der mehr als 250 Jahre Zeit gehabt hatte, sich ohne menschliches Zutun zu entwickeln. Dementsprechend war der Bewuchs dicht und das Vorankommen beschwerlich. Richard tat sich überraschenderweise am schwersten mit den Umständen. Die drei Frauen zeigten sich dagegen zäh und ausdauernd. Cemal genoss den Wald und rannte gelegentlich wie besessen hinter einer unsichtbaren Fährte her, kehrte jedoch immer unverrichteter Dinge wieder zurück.

Rick hatte gehofft, noch Reste der alten Zufahrtstraße zum Fort finden zu können, doch davon gab es keine Spur mehr. Wenn er von oben auf das endlos erscheinende Grün hätte schauen können, wären ihm vielleicht gerade Linien mit etwas weniger hohem Bewuchs aufgefallen, doch inmitten des Waldes stehend war kein Unterschied zu sehen. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach Wildwechseln zu suchen, denen sie ein Stück folgen konnten.

Rick erinnerte sich, wie er früher, meist mit Helen zusammen, nach Berlin hinein gefahren war. Oft hatten sie die Bahn genommen, weil es einfach bequemer war und man keinen Parkplatz suchen musste. Aber auch mit dem Auto hatte es je nach Verkehr bis zu zwei Stunden gedauert, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Je nach Strecke waren das knapp 150 Kilometer gewesen. Wenn sie in dem bisherigen Tempo durch den Urwald krochen, schafften sie höchstens 10 bis 12 Kilometer Luftlinie am Tag. Wenn er dann noch bedachte, dass sie Zeit für die Jagd benötigten, weil ihre Vorräte nicht ausreichten, um ohne Jagd auszukommen, dann könnten sie auch drei Wochen unterwegs sein. Deshalb sagte er zu Amara, als sie das erste Nachtlager aufschlugen: „Ich habe mal versucht abzuschätzen, wie lange wir bei unserem jetzigen Tempo unterwegs sein werden. Dabei bin ich auf drei Wochen gekommen. Es gab um Berlin herum auch noch andere Autobahnen, über die wir leichter vorankommen würden. Aber ohne Karte weiß ich nicht genau, wie die Trassen verlaufen. Wenn man zu Fuß unterwegs

ist und nur Wald um sich sieht, ist alles ganz fremd. Außerdem müssen wir sehen, wie wir über die ganzen Seen oder die Havel bei Potsdam kommen. Wenn ihr jetzt noch umkehren wollt, dann entscheidet euch jetzt, sonst lohnt es sich nicht mehr.“ Kräuter-Marie, die mitgehört hatte, antwortete statt Amara: „Unsinn, wir werden unsere Entscheidung doch nicht schon einen Tag später wieder umwerfen. Wir haben gesagt, dass wir mitkommen, und dabei bleibt es.“ Als selbst Richard nicht protestierte, nickte Rick.

Gegen Mittag des nächsten Tages stießen sie auf Überreste menschlicher Bebauung. Richard hatte sie zunächst nicht einmal als solche erkannt. Erst, nachdem ein Mauerrest, der zwischen Bäumen im Schatten stand, ihnen fast den Weg verspernte, registrierte Rick, was er vor sich sah. Die kleinen Hügel, die ihnen das Vorwärtskommen hier zusätzlich erschwert hatten, mussten die Überreste von Häusern sein. Mindestens 250 Jahre ohne Pflege hatten nicht nur deutliche Spuren hinterlassen, sondern ganze Arbeit geleistet. Nachdem erst einmal Regen in die Gebäude eingedrungen war, hatten Nässe und Frost das Gemäuer gründlich in Haufen von Schutt zerkleinert. Stahl, der den Betondecken ursprünglich erst ihren Halt gegeben hatte, war durch die Feuchtigkeit zu Rost zerfallen. Da Rost ein viel größeres Volumen hatte als der ursprüngliche Stahl, hatte er den ihn umgebenden Beton einfach aufgesprengt. Die Wurzeln der Pflanzen hatten ihr Übriges getan, während sie sich den ihnen abgerungenen Lebensraum zurückeroberten. Der Schutt war in die Hohlräume gefallen und schließlich wieder vollständig von der Natur zurückerobert worden. Nur selten war eine Mauer, warum auch immer, stehen geblieben und erinnerte, verloren in einer Wand aus Bäumen, an die einstige Siedlung. Amara und Kräuter-Marie fielen ähnliche Strukturen im Wald, etwa eine Tagesreise vom Dorf gelegen, ein. Niemand hatte sich etwas dabei gedacht, doch jetzt erinnerten sie sich, dass dort einige der Dinge gefunden worden waren, deren Herkunft sie nicht kannten, die aber in ihrem Alltag so nützlich waren.

Rick war erstaunt über das Ausmaß des Verfalls. Damit hatte er nicht gerechnet. Ob es sich da noch lohnte, bis nach Berlin, vielleicht sogar bis Berlin-Mitte zu gehen? Musste es nicht überall so aussehen wie hier? Er dachte über Schloss Sanssouci und die Baukunst des 18. Jahrhunderts nach, musste sich aber eingestehen, dass er nichts darüber wusste. Immerhin war er sich relativ sicher, dass man damals noch nicht mit Stahlbeton gearbeitet hatte. Konnte etwas so großes einfach verschwinden, ohne Spuren zu hinterlassen? Rick konnte sich das nicht vorstellen.

Mit der Hoffnung, auf Überreste der Zivilisation zu stoßen, kämpften sich die drei Frauen und die beiden Männer tapfer durch den Urwald. Nach wenigen Tagen stießen sie immer wieder auf kleinere Flüsse und kleine Seen, die das Vorwärtskommen zusätzlich erschwerten. Immerhin gelang es ihnen dort, einige Forellen zu fangen und so den eintönigen Speiseplan ein wenig bunter zu machen. Nach 10 Tagen erreichten sie das, was von Potsdam übrig geblieben war. Vorher hatten sie die Havel schwimmend überqueren müssen, weil sie den Resten der alten Brücke im wahrsten Sinne nicht über den Weg getraut hatten.

Zunächst war kaum ein Unterschied zur bisherigen Landschaft zu bemerken. Inmitten des Waldes war wenig von der auf flachem Grund erbauten ehemaligen Stadt zu entdecken. Dazu kam, dass sie sich der Stadt von Südwesten näherten und dadurch zunächst an den Parks Charlottenhof und dann Sanssouci angekommen waren. Dadurch kamen sie ausgerechnet am Schloss Sanssouci an. Sehr viel war nicht davon zu sehen, da der ausgedehnte Park so wie die gesamte Umgebung völlig zugewuchert war. Die terrassenartige Anlage war dem Gelände nach zwar noch vorhanden, von dem ehemaligen großartigen Anblick war aber nichts mehr übrig. Dass sie das Schloss dennoch gefunden hatten, war reiner Zufall. Rick war natürlich mehr als einmal hier gewesen, damals mit Helen, die als Malerin auf alle Art von Kultur ganz wild gewesen war. Doch ohne eine brauchbare Orientierung war selbst eine so riesige Anlage kaum zu finden. Als sie

dann nach einem anstrengenden Aufstieg vor den Mauerresten des Schlosses standen, staunten Amara, die beiden Maries und Richard nicht schlecht. Etwas derart Großes hatten sie noch nie zu Gesicht bekommen, nicht einmal annähernd. Rick wünschte sich, Paul hätte das sehen können. Der alte Steinmetz wäre vor Begeisterung in die Luft gesprungen. Die zentrale Kuppel war ebenso eingestürzt wie die gesamte Dachkonstruktion, aber die Mauern standen immer noch. Von der oberen Balustrade waren noch Teile erhalten. „Das habt ihr gebaut?“, fragte Amara sichtlich beeindruckt. „Wir?“, antwortete Rick. „Nein, das hier ist viel älter als ich. Das ist schon Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut worden, das ist jetzt weit mehr als 800 Jahre her. Und es steht immer noch. Wir haben auch viele großartige Gebäude errichtet. Aber uns war Großartigkeit wichtiger als Haltbarkeit. Was davon wirklich noch steht, werden wir wohl noch zu sehen bekommen. Ich kann nur hoffen, dass uns dabei der Anblick vieler damals unter Denkmalschutz gestellter Plattenbauten und Wohnsilos erspart bleibt. Wenn man sich das hier so anschaut und dann mit den billig produzierten Bauten vergleicht, die wir später in die bedauernswerte Landschaft gesetzt haben, dann könnte man vor Scham im Boden versinken.“

Amara und Kräuter-Marie wollten unbedingt das Innere des Schlosses erkunden, doch Rick untersagte es. „Das ist viel zu gefährlich! Nicht nur, dass euch leicht etwas auf den Kopf fallen könnte. Ihr könntet einbrechen oder euch in dem losen Schutt die Knochen brechen. Was machen wir dann hier alleine in der Einöde? Wir könnten euch nicht einmal bis nach Hause tragen.“ Zu Ricks Überraschung gab Amara nach, was gar nicht ihrem Naturell und ihrer Neugier entsprach. So schlugen sie ihr Lager in der Nähe der Mauern auf und machten sich am nächsten Tag wieder auf den Weg nach Osten.

Die Stadt war tatsächlich noch als solche zu erkennen, zumindest, wenn man wusste, wonach man Ausschau halten musste. Auch hier herrschten Bäume vor, allerdings war der Bewuchs deutlich weniger

dicht als bisher. Und das Gelände wurde unebener, so dass man aufpassen musste, wo man hintrat. Oft lagen größere Brocken im Weg. Als sie wieder Wasser erreichten, standen dort einige noch drei oder vier Stockwerke hohe Gebäude zu ihrer Linken. Die Bauten machten einen wirklich verfallenen Eindruck. Selbst oben hatten sich kleine Sträucher in Ritzen gequetscht und vegetierten vor sich hin. Fensterscheiben suchte man vergeblich und von den Fassaden war auch nichts mehr übrig. Der nackte Beton sah rissig aus und war von braunen Streifen durchzogen. „Das“, sagte Rick und drehte sich dabei um, „sind die Häuser, die wir gebaut haben. Mindestens 300 Jahre jünger als das Schloss und trotzdem kaum noch als Häuser zu erkennen.“

Rick fand die Glienicker Brücke mit ihren Stahlbögen relativ unversehrt vor. Die Fahrbahndecke war verschwunden und die Stahlkonstruktion war stark korrodiert, doch die Unterkonstruktion schien noch halbwegs intakt zu sein. Vorsichtig überquerten sie die Brücke und kamen unversehrt zur anderen Seite. Von dort aus kamen sie im Vergleich zu vorher relativ gut voran, da die alten Straßen teilweise baumfrei waren. Ob dort U- oder S-Bahnen hergeführt hatte, wusste Rick nicht. Aber er nahm an, dass die Straßen umfangreiche Unterbauten gehabt hatten, die einen Bewuchs verhindern konnten. Die Straßennamen wusste Rick nicht mehr. Irgendetwas von Potsdamer Straße, Potsdamer Allee oder Potsdamer Chaussee, Potsdam war im Namen vorgekommen, was bei einer Straße, die von Potsdam kam, irgendwie nicht verwundern konnte. Als sie den Rand von Berlin erreichten, waren sie 16 Tage unterwegs. Nach einem weiteren Tag, der sie in Richtung des Stadtzentrums gebracht hatte, trafen sie auf die ersten Menschen.

Kapitel 51

Es war Richard, der sie zuerst entdeckt hatte. Rick musste auf den Weg achten und war so zu sehr konzentriert, um die immer am Rande

des Blickfelds umherhuschenden Gestalten zu bemerken. Richard stieß einen leisen Warnruf aus und Rick nahm automatisch das Gewehr von der Schulter. So hatten sie es in den Wäldern aus Furcht vor Bären und den eher scheuen Wölfen gehandhabt, es dann aber ausgerechnet bei einem riesigen Wisent gebraucht, dass plötzlich ihren Weg gekreuzt hatte. Letztlich war das urzeitliche Tier unbeeindruckt seinem Weg gefolgt, ohne sie zu beachten, aber die beiden Männer hatten die Gewehre im Anschlag gehabt und waren rechtzeitig vorbereitet.

Jetzt standen die beiden, die drei Frauen zwischen sich, mit dem Rücken zueinander und sicherten sich so zu allen Seiten hin ab. Cemal, der die ganze Zeit über schnüffelnd hinter ihnen her getrottet war, stellte die Ohren auf und knurrte leise, ohne zu wissen, was die Aufregung sollte. Damit ging es ihm nicht besser als Rick. „Was ist los?“, fragte der dann auch mit einem kurzen Blick über die Schulter. „Menschen, die uns verfolgen“, antwortete sein Sohn knapp. „Warum kommen die nicht einfach zu uns rüber?“, fragte Amara. „Wenn sie friedliche Absichten gehabt haben, dann werden sie spätestens durch die Waffen abgeschreckt worden sein“, gab Rick zurück. „Hast du Waffen bei ihnen gesehen, Richard?“ „Nein, ich konnte nicht viel sehen“, antwortete er. „Nicht viel mehr als Schemen, die hinter den Bäumen und Ruinen laufen“. Rick dachte nach. Dann sagte er: „Viele Möglichkeiten haben wir nicht. Wir müssen davon ausgehen, dass es viel mehr sind als wir. Und wir befinden uns auf ihrem Gebiet, das heißt, sie kennen sich hier aus. Irgendwann einmal müssen wir schlafen. Weglaufen hat also keinen Zweck, sie würden uns immer einholen. Und einfach weitergehen ist ebenfalls Unsinn. Was bleibt uns also?“ „Wir kehren um und schießen in die Luft, um ihnen Angst einzujagen“, sagte Richard. „Und wenn sie selbst bewaffnet sind? Willst du hier als Zielscheibe stehen? Was ist, wenn sie friedlich sind und nur Angst vor uns haben? Würden wir dann nicht die Chance wegwerfen, sie kennen zu lernen? Nein, Drohungen sind keine Lösung!“

Rick legte sein Gewehr vorsichtig auf den Boden und bat Richard, das Gleiche zu tun. Dann hob er symbolisch die Hände mit nach vorne ausgestreckten Handflächen und rief laut: „Wir kommen in Frieden“! Es geschah erst einmal nichts. Dann ging er einige Schritte von dem Gewehr weg und bedeutete den anderen, ihm zu folgen. Wieder rief er: „Kommt her, wer auch immer ihr seid, wir kommen in friedlicher Absicht“. Es vergingen endlose Sekunden, bis sich aus den Schatten eine einzelne Gestalt löste und langsam näher kam. Der Mann trug einen Vollbart und seltsame, von den Schläfen herabhängende Locken. Er trug einen schlichten, schwarzen Hut mit breiter Krempe und war auch sonst in schwarz gekleidet. Rick hob bei diesem Anblick eine Augenbraue. Der Mann schaute sich immer wieder um, als erhoffe er sich von dort irgendwelche Hilfe. Dann gab er sich einen Ruck und legte die restlichen Meter zügiger zurück. „Wer seid ihr und was wollt ihr hier?“, fragte er in barschem Ton. Rick stellte erst sich und dann seine Begleiter vor. „Wir sind nur gekommen, um zu sehen, was von Berlin noch übrig geblieben ist“, sagte er anschließend. Die Gewehre sind nur für die Jagd gedacht, von irgendetwas müssen wir während unserer Reise ja leben. Weißt du, was Gewehre sind?“, fragte Rick vorsichtshalber und der seltsam aussehende Mann nickte. „Ja“, antwortete er dann. „Aber wir benutzen sie nicht. Wir leben von dem, was wir ernten und von der Schaf- und Ziegenzucht.“ „Darf ich fragen, wer du bist, nachdem wir uns vorgestellt haben?“, fragte Rick. „Entschuldigt“, antwortete der Mann. „Mein Name ist Aaron und ich gehöre zum auserwählten Volk Gottes“. „Du bist Jude?“, vermutete Rick. „Selbstverständlich“, antwortete Aaron voller Überzeugung. „Wir Juden sind die Einzigen, die Gott in seinem gerechten Zorn verschont hat.“ Rick kam eine Vermutung, doch die wollte er nicht äußern. Stattdessen sagte er: „Aaron, ich glaube, wir sollten uns unterhalten. Du und deine Leute habt sicher viel zu erzählen. Und wir ebenso.“ Aaron dachte darüber nach, dann sagte er: „Seit Menschengedenken haben wir niemanden mehr getroffen, der nicht von unserem Volk ist. Nach unseren Überlieferungen gibt es nur noch uns und bis heute hatten wir niemals Anlass, an der Richtigkeit der Überlieferung zu

zweifeln. Wenn ihr wahrlich nicht zu uns gehört, müssen wir eure Geschichte hören!“ Damit drehte er sich in die Richtung, aus der er gekommen war und stieß einen schrillen Pfiff aus. Cemal spitzte die Ohren und stellte sich dann knurrend vor seine Leute. Amara rief ihn zurück und ließ ihn im „Platz“ liegen. Langsam kamen weitere Menschen aus ihrer Deckung, insgesamt 15. Niemand war bewaffnet und alle sahen etwas ängstlich aus. Alle waren in schlichte, schwarze Sachen gekleidet. Cemal beobachtete die näher kommende Gruppe angespannt und schaute immer wieder zu Amara hoch.

Aaron erklärte seinen Leuten kurz, dass Ricks Gruppe von weit her gekommen wäre und nicht Gottes Volk angehöre, was mit einem erstaunten Kopfschütteln bedacht wurde. Aaron stellte ihnen Rick vor, musste bei den anderen Namen aber bereits passen, so dass ihm Amara aushelfen musste. Daraufhin stellte Aaron ihnen die Mitglieder seiner Gruppe vor, aber Rick gab bereits nach drei Namen auf. Namen hatte er sich nie gut merken können. Aaron schlug anschließend vor, es sich im Schatten bequem zu machen und alle gingen auf den Vorschlag ein. Cemal entspannte sich, als er die abfallende Anspannung bei den Menschen bemerkte. Rick nahm die beiden Gewehre, nachdem er sich bei Aaron versichert hatte, dass er nichts dagegen einzuwenden hatte, trug sie mit nach unten gerichtetem Lauf zu der Gruppe und lehnte sie dann gegen einen Baum. Esther, Rick glaubte wenigstens, dass sie so hieß, zauberte eine Art Weinschlauch hervor und reichte ihn Rick. Dabei sagte sie: „Schalom.“ Der nahm einen Schluck und schmeckte säuerlichen, mit Wasser verdünnten Apfelsaft. Er nickte anerkennend und reichte den Schlauch an Amara weiter. Dann nahm er im Gegenzug einige der letzten Dörrfleischstreifen aus seinem Rucksack und reichte sie Aaron. Der fragte sofort, ob das Fleisch kosher sei. Rick runzelte die Stirn, erinnerte sich dunkel, vor ewigen Zeiten einmal etwas von jüdischen Nahrungsmittelgesetzen gehört zu haben, was ihm damals seltsam vorgekommen war und verneinte Aarons Frage dann. „Dann kann ich deine Gabe leider nicht annehmen, sagte Aaron dann. „Aber ich weiß

deine Geste zu schätzen und bedanke mich dafür. Gebt uns die Ehre, unsere Gäste zu sein und folgt uns in unsere bescheidenen Behausungen.“ Rick nahm wortreich stellvertretend für seine Begleiter und für sich diese Einladung an und so zogen sie nach etwa einer halben Stunde höflicher, nichts sagender Unterhaltung durch die ehemaligen Berliner Straßen, angeführt vom vorausgehenden Aaron.

Die bescheidenen Behausungen erwiesen sich als durchaus ansehnliche Steinbauten, die selbst in einem weniger zerfallenen Umfeld schmuck ausgeschaut hätten. „Willkommen“, sagte Aaron noch einmal förmlich und wies ihnen ein Haus zu, das die Bewohner eilig extra für sie räumten. „Bitte fühlt euch wohl in unserer Mitte und ruht euch aus. Wir werden derweil ein Lamm schlachten und euch zu Ehren braten“.

Amara und Rick sahen sich staunend im Haus um. Die Einrichtungen erinnerten Rick durchaus an frühere Zeiten. Gemütlich und bequem aussehende Möbel luden zum sitzen ein, auf einer Anrichte stand ein echtes Porzellanservice und in einem Nebenraum stand ein richtiges Bett mit etwas darauf, dass auf den ersten Blick wie eine Daunendecke aussah. Bei näherem Hinschauen entpuppte es sich aber als eine mit Kunststofffasern gefüllte Bettdecke, die in einem nicht mehr ganz neu aussehenden, aber durchaus tauglichen Überzug steckte. Rick war überrascht, wie viele Dinge hier die Zeit überstanden hatten.

Als sie abends zum mit Öllampen und dem Feuer beleuchteten Festessen abgeholt wurden, fragte Rick Rachel, die sie führte, woher die ganzen Sachen stammten. „Ach, die“, sagte sie. „Wenn man weiß, wo man suchen muss, findet man hier alles, was man braucht. Viele Häuser haben noch Keller und manchmal sogar noch ganze intakte Etagen. Wenn man ein wenig Glück hat, findet sich dann dort alles Mögliche. Man muss nur aufpassen, dass man wieder unbeschadet herauskommt. Deshalb suchen wir immer nur in Gruppen. Und man sollte sich schon gut hier auskennen. An vielen Stellen sind U-Bahnschächte eingestürzt und bei vielen Löchern weiß niemand, was

dort einmal gewesen sein mag. Die Stadt ist gefährlich, aber sie gibt uns alles, was wir benötigen.“ „Findet ihr auch Bücher?“, fragte Rick. „Bücher? Aber ja. Selten, aber an günstigen Stellen sind durchaus auch Bücher zu finden.“ Rick hatte schon auf der Zunge zu fragen, ob er welche sehen dürfe, als Rachel weiterredete. „Leider sind sie zu nichts mehr zu gebrauchen. Ich meine nicht die schimmeligen Überreste von Papier, wenn es, wie meistens, nass geworden ist. Selbst diejenigen Bücher, die trocken geblieben sind, zerfallen zu Staub, wenn man sie nur in die Hand nimmt. Es ist ein Jammer.“ „Aber ihr könnt Lesen und Schreiben?“ „Aber ja“, antwortete Rachel. „Unsere Eltern bringen es uns bei, indem sie mit Stöcken in den Staub schreiben.“ „Aber was ist mit Tanach, Tora, Talmud oder anderen gelehrten Texten?“, fragte Rick weiter. „Bedauerlicherweise genau das Gleiche“, bestätigte Rachel, bückte sich und kraulte Cemal, der sich ihr in den Weg gestellt hatte, hinter den Ohren. „Wir bemühen uns, das alte Wissen so gut wir können weiterzugeben.“ Amara rief den Hund zu sich und Rachel ging weiter voran.

Das ganze Ambiente hatte etwas archaisch-fröhliches an sich. Etwa 30 Menschen saßen um ein großes Feuer, über dem an einem Drehspieß nicht ein, sondern zwei Lämmer brutzelten und einen köstlichen Duft verströmten. Der Spieß wurde von zwei schwitzenden Männern gedreht, die sich über die Flammen hinweg unterhielten. Mehrere Petroleumlampen flackerten rußend vor sich hin. Was auch immer als Brennstoff verwendet wurde, Petroleum war es jedenfalls nicht. Aaron kam ihnen entgegen und begrüßte sie herzlich. Er ließ ihnen Becher mit Bier bringen und entschuldigte sich, dass er keinen Wein anbieten könne. „Es lässt sich leider keiner mehr auftreiben, der noch genießbar wäre“, sagte er. Dann stellte er die restlichen Mitglieder seiner kleinen Schar vor und Rick hörte nur mit einem Ohr hin. „Seid ihr alle, die übrig sind?“, fragte Kräuter-Marie, nachdem Rick sich nochmals für die Gastfreundschaft bedankt hatte. „Nein, wo denkt ihr hin“, antwortet Aaron. „Es gibt eine ganze Reihe von Familien hier. Ganz genau kann ich das nicht sagen. Aber ein paar Hundert werden wir schon sein.“

Das Essen war köstlich und Aarons Familie eine gute und herzliche Gastgeberin. Als selbst Cemal satt war und die Reste abgeräumt waren, erzählte Aaron auf Ricks Wunsch von ihren Überlieferungen.

Kapitel 52

Aaron stand auf, bat um Ruhe und wandte sich dann zu Ricks Gruppe um. „Unsere Gäste haben darum gebeten, ihnen von den Überlieferung zu erzählen. Wie ich weiß, interessiert euch insbesondere die Geschichte dieser Stadt und wie wir hierher gekommen sind.

Ich möchte euch nicht mit der tausende Jahre umfassenden, leid- und wechselvollen Geschichte meines Volkes belasten, also fange ich wohl am Besten mit der großen Veränderung an. Nach dem Holocaust in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bildete sich in Berlin langsam wieder eine lebendige Gemeinde, die gut 100 Jahre später etwa 15.000 Mitglieder zählte. Dann fielen die Falschgläubigen erneut von Gott ab, weil sie sich selbst zu Göttern erhoben, indem sie Gottes Schöpfung zu verbessern versuchten. Sie veränderten sich selbst und erklärten Gottes Werk dadurch als fehlerhaft. Sie machten sich unsterblich, so glaubten sie. Selbst viele Gemeindemitglieder fielen damals dieser Versuchung zum Opfer. In den darauf folgenden 275 Jahren sonderte sich die wahre Gemeinde immer mehr von den unsterblichen Menschen ab und bildete eine Gesellschaft neben der Gesellschaft. Im Gegensatz zu vielen anderen historischen Beispielen ließ man uns gewähren und ignorierte uns weitestgehend. Wir durften ganz normal unserem Broterwerb nachgehen, hatten aber ansonsten keine Gemeinsamkeiten und demzufolge auch kaum Kontakte zu den Andersgläubigen und den vielen Atheisten. Dann nahm Gott furchtbare Rache für die Anmaßung der Menschen.

Die Kunde, dass eine Krankheit die sich für unsterblich haltenden Menschen wie die Fliegen dahinraffte, verbreitete sich schnell. Erst hielt man sich hier für sicher. Als dann aber die ersten Kranken hier in Deutschland auftauchten, war das Entsetzen umso größer. Eine Panik erfasste alle, das öffentliche Leben brach zusammen, es gab kein Wasser und keine Lebensmittel mehr und marodierende Banden zogen umher. Dabei wurden auch viele der wahren Gläubigen zu Opfern. Später dann, als immer mehr Menschen krank wurden und niemand mehr die Toten zu bestatten vermochte, breitete sich ein bestialischer Gestank über der Stadt aus und unsere Vorfahren flohen ins Umland. Von der göttlichen Krankheit ist niemand verschont geblieben, der der Versuchung der Unsterblichkeit erlegen war. Nur diejenigen, die gottesfürchtig und standhaft geblieben waren, konnten auf Gnade hoffen. Dennoch gab es auch in unserer Gemeinde viele, die Hunger, Durst und den anderen Krankheiten, sie sich ausbreiteten, zum Opfer fielen.

Als sich Jahre später der Gestank gelegt hatte, kehrten wir vorsichtig in die Stadt zurück. Überall lagen abgenagte Knochen und Schädel, es war entsetzlich. Von den Menschen, die sich angemaßt hatten, sich über Gott zu stellen, war nicht ein Einziger mehr am Leben.

Seitdem leben wir hier von dem, das uns die Stadt gibt und was wir mit unseren Händen anbauen. Die Stadt zerfällt immer mehr, Häuser und Brücken stürzen ein und es tun sich Löcher im Boden auf. Man kann nur noch hinein, wenn man sich auskennt und selbst dann ist es gefährlich.“ Aaron schaute zu Amara und Rick um anzudeuten, dass er nichts mehr hinzuzufügen hatte.

„Herzlichen Dank für diese wertvolle Geschichte“, bedankte sich Rick und erzählte von der Notfallschutzzone weiter westlich und was sie vor wenigen Tagen vorgefunden hatte. „Jetzt bin ich vielleicht der Letzte, der übrig geblieben ist“, schloss Rick. Dann beschrieb Amara ihr Dorf und was sie vorgefunden hatten, als sie die Nachbarn besucht hatten.

„Ihr solltet uns besuchen kommen“, beendete sie ihre Erzählung. Und Rick fügte hinzu: „Ihr könntet mit den Dingen, die ihr aus der Stadt herausholt, bei uns gute Geschäfte machen. Solche Sachen sind sehr begehrt.“ Dann beschrieb er den Weg, den sie gegangen waren.

Aaron bedankte sich für die Erzählung ebenso wie für die Einladung. „Möchtet ihr euch die Stadt wirklich noch anschauen?“, fragte er. „Ich finde, es lohnt sich nicht. Selbst vom Reichstag und vom Brandenburger Tor ist nicht wirklich viel übrig geblieben. Möglicherweise ist die Museumsinsel teilweise noch besuchbar, aber dorthin zu gelangen, dürfte schwer werden. Mit einem Boot würde es vielleicht gehen, aber wir haben keins.“ „Das sollten wir uns dann aber für einen späteren Besuch aufheben“, meinte Rick. „Es kann sein, dass sich in den Schriften, die wir geborgen haben, die Anleitung für den Bau eines Ruderboots finden lässt. Das wäre etwas, dass für euch von großem Nutzen sein könnte.“ Aaron schaute sehr interessiert und nickte dabei. „Ja, über das Wasser könnten wir die Stadt viel schneller und sicherer erkunden. So ein Bauplan wäre in der Tat viel wert.“

Am nächsten Morgen waren die fünf dann, mit vielen Geschenken und noch mehr guten Wünschen versorgt, wieder aufgebrochen. Sie hatten abgestimmt und drei zu zwei für die Heimreise gestimmt. Kräuter-Marie mit ihrer unbezähmbaren Neugierde und die ebenfalls neugierige Amara wären gerne geblieben, wo sie doch schon solange unterwegs gewesen waren, Richard und Marie hatten genug gesehen und Rick hatte sich schließlich dagegen entschieden, weil es ihm einfach zu gefährlich erschien, durch die unkalkulierbare Trümmerlandschaft zu wandern.

Epilog

Jeder der 116 Bewohner des Dorfes, der gehen konnte, war zum Begräbnis erschienen. Dazu kamen Vertreter der umliegenden Dörfer, die sich zufällig hier aufgehalten hatten.

Rick hatte die alte, weißhaarige Frau, die trotz der tiefen Runzeln immer noch ein Echo ihrer einstigen Schönheit ausstrahlte, ein letztes Mal geküsst. Amara war friedlich im hohen Alter von 76 Jahren im Bett entschlafen, nicht ohne sich am Abend zuvor noch von Rick, ihren Kindern, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern, Enkeln und engen Freunden verabschiedet zu haben. Woher sie wusste, dass es ihr letzter Abend sein würde, war Rick ein Rätsel geblieben.

Als Rick keine Tränen mehr hatte, nahm er seinen ältesten Sohn Richard zur Seite. „Jetzt wird es Zeit zu tun, was du deiner Mutter und mir versprochen hast“, sagte Rick. Richard, der mit seinen 57 Jahren viel älter wirkte als sein Ziehvater, nickte unsicher. „Mach dir nicht so viele Gedanken“, tröstete ihn Rick. „Ich habe mein Leben über jedes Maß hinaus gelebt und bin mit mir im Reinen. Ich gehöre zu deiner Mutter. In deiner Welt bin ich ohne sie ein Fremdkörper, ein Anachronismus, der sich selbst überlebt hat. Dir, deiner Frau Sarah und vor allem deinen Kindern und Kindeskindern gehört die Zukunft.“ Dann nahm Rick sein altes Jagdgewehr von der Wand, überprüfte, ob es geladen war und schob Richard sanft, aber bestimmt durch die Tür.

Am Grab wurden christliche, muslimische und jüdische Gebete gesprochen und die gemeinsame Trauer einte sie alle.

Was alle diese Menschen mit ihren Vorfahren gemeinsam hatten, war, dass sie nicht wussten, was ihnen die Zukunft brachte. Und die Verantwortung, sie zum Wohle ihrer Kinder zu gestalten.